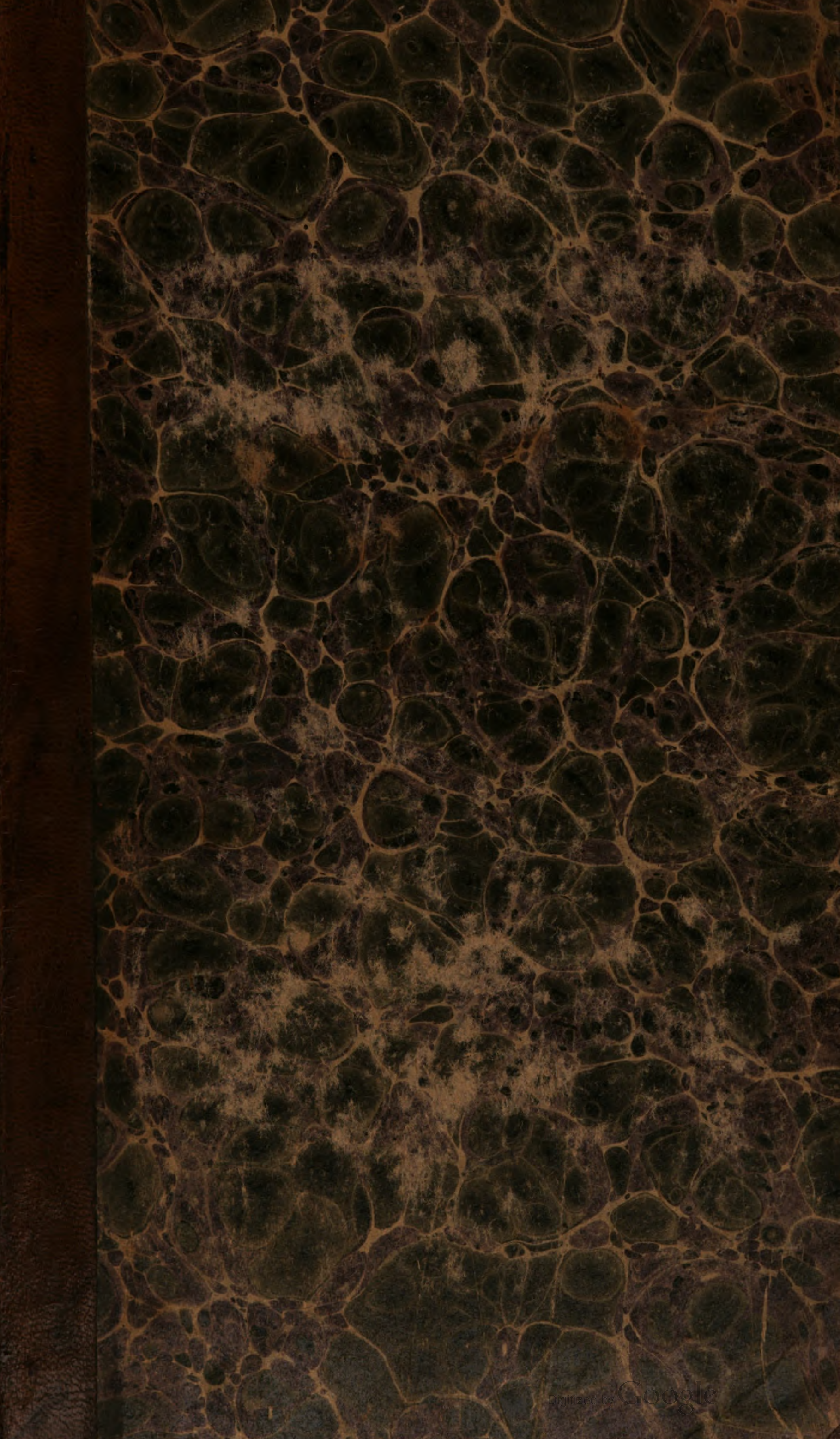
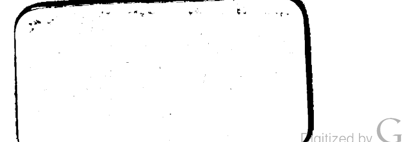




Lehrbuch
der
Weltgeschichte
für
Bürgerschulen
und
die mittleren Klassen der Gymnasien.

Mit besonderer Berücksichtigung
der
deutschen Geschichte.

Von
Friedrich Rösselt,
Prediger, und zweitem Collegen am Magdalenen-Gymnasium zu Breslau.

Erster Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
1827.

Vorwort.

Die neueste Literatur ist so reich an guten Lehrbüchern für alle Zweige des Unterrichts, daß es allerdings ein mißliches Unternehmen scheint, ihre Zahl durch ein neues zu vermehren. Der Verfasser würde sich daher gewiß nicht dazu entschlossen haben, hätte er nicht die Ueberzeugung, daß gerade für den Zweck, zu welchem dies Buch bestimmt ist, ein recht taugliches Lehrbuch fehle. Wir haben viele gar treffliche allgemeine Weltgeschichten, die aber mehr für den Unterricht auf Universitäten oder in den ersten Klassen der Gymnasien berechnet sind, und der Lehrer in Bürgerschulen und in den mittlern Klassen der Gymnasien sieht sich in Verlegenheit, nach welchem

Buche er unterrichten solle. Die Becker-Woltmannsche Weltgeschichte ist unstreitig dazu die brauchbarste, aber zu weitläuftig angelegt, auch für unbemittelte Lehrer zu kostbar, und die merkwürdigsten Begebenheiten von Bredow enthalten zu viel Geschichte der Erfindungen, dagegen zu wenig Thatsachen, als daß man damit in andern als den untersten Klassen ausreichen könnte. Es würde also ein Buch vielleicht nicht unwillkommen seyn, welches die Mitte zwischen den zu bändereichen und den zu magern Weltgeschichten hielte.

Der Verfasser hätte auf den Raum der nachstehenden Bogen freilich noch viel mehr Namen und Thatsachen bringen, und eine weit vollständigere Geschichte liefern können. Allein eine Erfahrung von 22 Jahren, die er bereits dem Unterrichte an Gelehrtenschulen, und vorzugsweise dem historischen gewidmet, hat ihn belehrt, daß es bei letzterem nicht sowohl darauf ankomme, das Gedächtniß der Schüler mit einer Menge von Jahrszahlen und Namen zu überladen, die sie doch bald, eben der Menge wegen, wieder vergessen, als vielmehr ihnen die wichtigsten Begebenheiten umständlich und mit Le-

hendigkeit vorzutragen. Dadurch werden sie der erlernten Dinge ganz mächtig, so daß diese im Gedächtnisse haften bleiben, und vor allen bekommen die jungen Leute durch einen solchen Vortrag Lust zum Studium der Geschichte, ohne welche aller Fleiß des Lehrers nicht viel ausrichtet. Der Verfasser hat oft die Freude gehabt, daß ihm die Abiturienten ihren Dank sagten, weil er ihnen durch einen so eingerichteten Vortrag erst Lust zur Geschichte beigebracht hätte, die ihnen in den frü-heren Klassen durch trockenen, tabellarischen Vortrag ganz verleidet wäre. Freilich bleiben bei jener Art des historischen Vortrags noch Lücken in Menge übrig; aber der, welcher Freude an der Geschichte gewonnen hat, wird sie nachher schon ausfüllen.

Die größte Schwierigkeit bei Ausarbeitung eines solchen Lehrbuchs ist die Auswahl dessen, was man der Jugend vortragen will. Der Verfasser gesteht gern ein, daß wir in unsern Lehrbüchern viele Begebenheiten den jungen Leuten vortragen, die keine große welthistorische Bedeutung haben; z. B. die Pulververschwörung ist an sich ein höchst unbedeutendes Factum, und gewiß unwich-

tiger als der Aufruhr in Neapel unter Mas Aniello, den man mit Recht zu übergehen pflegt. Indessen können doch manche dieser an sich unwichtigeren Thatsachen nicht übergangen werden, theils weil sie einer Regierung oder einem Zeitabschnitt ein gewisses Interesse geben, theils weil sie so allgemein bekannt sind, daß auch die Jugend nicht unbekannt damit gelassen werden kann, und theils endlich weil eine gewisse moralische Wahrheit dadurch ins Licht gesetzt wird. Ob der Verfasser in Hinsicht der Auswahl der Begebenheiten Allen genügt habe, ist freilich sehr die Frage; er beruhigt sich aber damit, daß den Ansichten Aller zu genügen nicht möglich ist.

Ueberall hat er den moralischen Gesichtspunkt vor Augen gehabt. Im Grunde ist ja auch für junge Leute der größte Nutzen, den sie aus der Betrachtung der vergangenen Zeiten ziehen, der, daß sie die ewige Wahrheit erkennen, wie nur das, was wahrhaft gut, auch wahrhaft nützlich sey, wie aus Verbrechen und Thorheit jederzeit Unglück, aus Tugend und Verständigkeit immer Glück hervorgehe. Dies hat der Verfasser im-

mer hervorzuheben gesucht. Dem Geschichtsforscher bietet sich diese große Wahrheit auf allen Seiten der Weltgeschichte dar; junge Leute aber, die nicht mit Reflexion zu lesen pflegen, muß man darauf aufmerksam machen.

Vor vier Jahren hat der Verfasser ein Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen drucken lassen, welches vom Publicum sehr nachsichtsvoll aufgenommen worden ist. Im Allgemeinen ist der Plan des gegenwärtigen Buchs derselbe, allein die Bearbeitung nach den in dem Vorbericht zu jenem Buche ausgesprochenen Grundsätzen verschieden. Der Vortrag für die männliche Jugend muß vollständiger, gründlicher seyn, muß mehr auf genaue Chronologie sehen, und die Geschichte der Völker, wenigstens der für uns wichtigsten, mehr im Zusammenhange darstellen. Auch muß die Kriegsgeschichte bei diesem Unterrichte mehr als bei jenem berücksichtigt werden. Daß hier und da dieselben Begebenheiten in beiden Lehrbüchern vorgetragen werden mußten, versteht sich von selbst, aber nur an wenigen Stellen hat sich der Verfasser in diesem Buche wörtlich und genau an jenes an-

geschlossen. Hoffentlich wird es Jeder billigen, daß er die Geschichte der Deutschen besonders berücksichtigt, und sie im Zusammenhange erzählt hat, welches seines Wissens in keinem ähnlichen Lehrbuche für diesen Zweck geschehen ist.

Breslau, den 10ten Juni 1826.

Fr. Rösselt,

Prediger, und zweiten College am Magdalenen-Gymnasium.

Inhalt.

Alte Geschichte.

Erste Periode.

Vom Anfange des Menschengeschlechts bis auf Cyrus, 555 vor Christus.

Zweite Periode.

Von Cyrus bis Alexander dem Großen, 555 — 333.

Dritte Periode.

Von Alexander dem Großen bis zur Schlacht bei Actium, 333 — 31.

Vierte Periode.

Von der Schlacht bei Actium bis zum Untergange des abendländischen Römerreichs, 31 vor Christus bis 476 nach Christus.

Mittlere Geschichte.

476 — 1517.

Erste Periode.

Von dem Untergange des römischen Kaiserthums bis zum Tode Karls des Großen, 476—814.

Zweite Periode.

Von dem Tode Karls des Großen bis zum Anfange der Kreuzzüge, 814—1096.

Zeittafel.

Alte Geschichte.

Erste Periode.

2400 vor Christus. Sündfluth.
2200. Ninus und Semiramis stiften das altassyrische Reich. — Nimrod Erbauer von Babylon.
2000. Abraham.
1550. Kekrops, Erbauer Athens.
1500. Moses. — Deukalion. — Kadmos, Erbauer Thebens.
1485. Danaos in Argos.
1350. Sesostris in Aegypten. — Pelops.
1250. Herkules. Theseus. Der Argonautenzug.
1200. Blüthe des Handels der Phönicier.
1184. Zerstörung Troja's.
1100. Samuel und Saul.
1068. Kodros in Athen.
1050. David.
1000. Salomo.
900. Iphitos erneuert die olympischen Spiele.
888. Untergang des altassyrischen Reichs unter Sardanapal. — Lykurg in Sparta. — Die Phönicier erbauen Karthago.
788. Amulius und Numitor in Alba longa.
754. Erbauung Roms.
720. Untergang des israelitischen Reichs unter Hosea durch Salmanassar.
600. Untergang des jüdischen Reichs unter Zedekia durch Nebukadnezar.
580. Astyages in Medien.

Zweite Periode.

555. Cyrus stiftet das große persische Reich.
529. Cyrus Tod.
525. Cambyses erobert Aegypten.
510. Tarquin wird aus Rom verjagt.
490. Miltiades siegt bei Marathon über die Perser.
480. Themistokles siegt bei Salamis.
479. Pausanias siegt bei Platäa.

460. Quinctius Cincinnat.
450. Die Zehnmänner in Rom.
444. Perikles und Phidias.
429. Des Perikles Tod.
400. Sokrates und Alcibiades.
399. Des Sokrates Tod.
380. Epaminondas und Pelopidas in Theben. — Camillus besiegt die Gallier.
350. Demosthenes und Diogenes.
340. Marcus Curtius. Titus Manlius Torquatus. Publius Decius Mus.
338. Philipp von Macedonien besiegt die Griechen bei Chäronea.

Dritte Periode.

333. **Alexander der Große zerstört das persische Reich, und stiftet das macedonische.**
323. Alexanders Tod.
280. Pyrrhus und Fabricius. — Manius Curius Dentatus.
264—241. Der erste punische Krieg.
218—201. Der zweite punische Krieg.
216. Niederlage der Römer bei Cannä.
202. **Schlacht bei Zama. Hannibal und Scipio.**
146. **Zerstörung Karthago's** durch Scipio den Jüngeren. — Zerstörung Korinths durch Mummius.
133. Tiberius Gracchus.
123. Cajus Gracchus.
113. Cimbern und Teutonen.
88. Marius und Sylla.
60. **Cicero. Pompejus. Cäsar.** — Das römische Reich in seiner größten Blüthe.
48. Schlacht bei Pharsalus.
44. Cäsars Tod. — Triumvirat des Octavius, Antonius und Lepidus.
31. **Schlacht bei Actium.** Octavian besiegt Antonius, und macht sich zum Kaiser von Rom.

Vierte Periode.

1. **Jesus Christus Geburt.**
9. Schlacht im Teutoburger-Walde.
14. Tod Kaiser Augustus.
68. Des Kaisers Nero Tod.
70. Vespasian. — Zerstörung Jerusalems durch Titus.

79. Untergang von Herculanum und Pompeji.
250. Verfolgung der Christen durch Kaiser Decius.
333. **Kaiser Constantin der Große** wird Christ.
374. **Anfang der großen Völkerwanderung.** — Einfall der Hunnen in Europa.
395. **Theodosius der Große theilt das Reich in das abendländische und morgenländische.**
408. Der Westgothe Alarich in Rom.
450. Schlacht bei Chalons. — Attila, der Hunnenkönig. — Die Angelsachsen Hengist und Horsa erobern England.
455. Genserich, der Vandalenkönig, in Rom.
476. Untergang des abendländischen römischen Reichs. — Odoacer.

Mittlere Geschichte.

Erste Periode.

500. Theodorich der Große, König der Ostgothen. — Chlodwig, König der Franken.
552. Totilas, der Ostgothen König, stirbt.
554. Ende des ostgothischen Kriegs.
555. **Justinian der Große.** — Genauer von 527—565.
568. Alboin stiftet das longobardische Reich in Italien.
622. **Muhamed.**
700. Pipin von Herisstal.
711. Tarik führt die Mauren nach Spanien.
732. **Karl Martell** besiegt die Mauren bei Poitiers.
752. **Pipin der Kleine,** König der Franken.
754. Bonifacius, Apostel der Deutschen.
768—814. **Karl der Große.**
772—804. Krieg Karls mit den Sachsen.
774. Untergang des Longobardenreichs.
778. Karl in Spanien.
785. Unterwerfung Wittekinds und Albions.
788. Baiern unter Tassilo wird mit dem Frankenreiche vereinigt.
789. Krieg Karls mit den Wilzen.
791—99. Krieg Karls mit den Avaren.
800. Karl der Große, römischer Kaiser.
814. Karls Tod.

Zweite Periode.

817. Ludwigs des Frommen erste Theilung.
827. Egbert, erster König der Heptarchie.

***

841. Schlacht bei Fontenay.

843. Durch den **Vertrag von Verdun** werden Frankreich, Deutschland und Italien besondere Reiche.

871—901. **Alfred der Große**, König von England.

911. Ludwig das Kind, letzter Carolinger in Deutschland.

911—918. Conrad 1.

918—936. **Heinrich 1. der Vogler.**

933. Sieg über die Ungern bei Merseburg.

936—973. **Otto 1. der Große.**

955. Sieg über die Ungern auf dem Lechfelde.

973—983. **Otto 2.**

983—1002. **Otto 3.**

987. Ludwig der Einfältige, letzter Carolinger in Frankreich. — **Hugo Capet.**

1002—1024. **Heinrich 2.**

1002. Ethelred.

1024—1039. **Conrad 2. der Salier.**

1036. Kanut's des Großen Tod.

1039—1056. **Heinrich 3.**

1056—1106. **Heinrich 4.**

1066. Wilhelm der Eroberer siegt bei Hastings.

1073—1085. **Papst Gregor 7.**

1077. Heinrich 4. vor Papst Gregor 7. in Canossa.

1080. Rudolph von Schwaben bleibt in der Schlacht bei Merseburg.

1084. Bruno stiftet den Karthäuserorden.

1086. Die Seldschucken erobern Jerusalem.

Dritte Periode.

1096. **Erster Kreuzzug.** Gottfried von Bouillon.

1099. Eroberung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer.

1106—1125. **Heinrich 5.**

1122. Ende des Investiturstreits durch den Vertrag in Worms.

1124. Albrecht der Bär, erster Markgraf von Brandenburg.

1125—1137. **Lothar von Sachsen.**

1137—1152. **Conrad 3. von Hohenstaufen.**

1144. Edessa geht an die Muhamedaner verloren.

1147—1149. **Zweiter Kreuzzug.** Conrad 3. und Ludwig 7. von Frankreich.

1152—1190. **Friedrich 1. der Rothbart.**

1154. Friedrichs erster Zug nach Italien.
1158. Friedrichs zweiter Zug nach Italien.
1160. Belagerung von Crema.
1162. Zerstörung von Mailand.
1163. Friedrichs dritter Zug nach Italien.
1166. Friedrichs vierter Zug nach Italien.
1174. Friedrichs fünfter Zug nach Italien.
1183. Friedrich 1. schließt mit den Lombarden den Frieden von Costnitz.
1187. Jerusalem geht an Saladin verloren.
1189—1199. Richard 1. Löwenherz, König von England.
1189. Dritter Kreuzzug. Richard Löwenherz und Philipp August.
1190. Vierter Kreuzzug. Friedrich Rothbart.
1190—1197. Heinrich 6.
1197—1218. Otto 4. von Braunschweig.
1197—1208. Philipp von Schwaben.
1206. Dschingis-Chan. † 1227.
1210. Franziscus von Assisi stiftet den Franziscaner-Orden.
1215—1250. Friedrich 2. von Hohenstaufen.
1216. Dominicus Guzman stiftet den Dominicaner-Orden.
1226—1270. Ludwig 9. der Heilige.
1228. Fünfter Kreuzzug. Friedrich 2.
1229. Inquisition. — Jerusalem wird von Friedrich 2. besetzt.
1241. Batu's Schlacht bei Wahlstatt gegen Heinrich 2. von Schlesien. — Tod Papst Gregor's 9.
1244. Wiedereroberung Jerusalems durch die Muhamedaner.
1246. Heinrich Raspe.
1247—1256. Wilhelm von Holland.
1248. Sechster Kreuzzug. Ludwig 9.
1250—1254. Conrad 4. von Hohenstaufen.
1250—1272. Großes Interregnum.
1266. Schlacht bei Benevent. Karl von Anjou und Manfred.
1268. Schlacht bei Tagliacozzo. Karl von Anjou und Conradin.
1270. Siebenter Kreuzzug. Ludwig 9. †
1272—1291. Rudolph von Habsburg.
1278. Schlacht bei Eitersdorf auf dem Marchfelde.
1282. Sicilianische Vesper.
1285—1314. Philipp 4. der Schöne.
1291. Ende der Kreuzzüge.
1291—1298. Adolph von Nassau.
1298—1308. Albrecht 1.

1300. Erstes Jubeljahr. Bonifacius 8. — Angebliche Erfindung des Kompaß. — Osman, Stifter des türkischen Reichs.
1307. Schweizerbund. — Aufhebung des Templer-Ordens.
1308—1313. Heinrich 7. von Luxemburg.
1313—1347. Ludwig der Baier.
1314—1330. Friedrich von Oestreich.
1315. Schlacht bei Morgarten.
1322. Schlacht bei Mühldorf.
1347—1378. Karl 4.
1354. Erfindung des Pulvers.
1378—1400. Wenzel.
1380—1422. Karl 6. in Frankreich.
1386. Schlacht bei Sempach. Arnold von Winkelried.
1396. Schlacht bei Nikopolis. Bajazeth gegen Sigismund.
1397. Calmarische Union.
1400—1410. Ruprecht von der Pfalz.
1402. Schlacht bei Ancyra. Bajazeth gegen Sigismund.
1410—1437. Sigismund.
1415—1418. Kirchenversammlung zu Costnitz. Johann Huß.
1415. Die Mark Brandenburg kommt an das Haus Hohenzollern.
1418. Entdeckung von Porto Santo.
1419. Ermordung Johann des Unerschrockenen von Burgund bei Montereau.
1420. Vertrag von Troyes.
1422—1461. Karl 7. von Frankreich.
1430. Die Jungfrau von Orleans.
1431. Kirchenversammlung in Basel.
1436. Ende des Hussitenkrieges.
1437—1439. Albrecht 2. von Oestreich.
1439—1493. Friedrich 3.
1440. Erfindung der Buchdruckerkunst.
1444. Schlacht bei Warna. Amurath 2. gegen Wladislav von Polen.
1448. Christian 1., erster König von Dänemark aus dem Hause Oldenburg.
1450—1485. Krieg der rothen und weißen Rose.
1453. Eroberung von Constantinopel.
1455. Sächsischer Prinzenraub.
1457. Georg Podiebrad. — Matthias Corvin.
1461. Tod Heinrich des Seefahrers.
1467—1477. Karl der Kühne von Burgund.

1469. **Ferdinand der Katholische und Isabella. Vereinigung Spaniens.**
1470—1520. Das Haus Sture in Schweden.
1472—1543. Copernicus.
1473. Karl der Kühne und Friedrich 3. in Trier.
1476. Schlachten bei Granson und Murten.
1477. Schlacht bei Nancy.
1481. Johann 2. von Portugal. — Zwingli's Geburt.
1483. Luthers Geburt.
1486. **Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung.**
1492. **Entdeckung von Amerika durch Colombo.**
1493. Colombo's zweite Fahrt.
1493—1519. **Maximilian 1.**
1495. Amerigo Vespucci. — **Ewiger Landfriede.** — Reichskammergericht.
1496. Johann Cabot entdeckt Neufundland.
1498. Colombo's dritte Reise. — **Vasco da Gama** umschifft das Cap zum ersten Male.
1500. Cabral entdeckt Brasilien.
1502. Colombo's vierte und letzte Reise. — Erste Niederlassung der Portugiesen in Ostindien unter Vasco da Gama.
1508. Luther in Wittenberg.
1509. Calvins Geburt.
1509—1547. Heinrich 8., König von England.
1513—1522. Christian 2. in Dänemark.
1515—1547. Franz 1., König von Frankreich.
1516. Ferdinands des Katholischen Tod.
1517. **Reformation.**

Neue Geschichte.

Erste Periode.

1518. Luther in Augsburg vor Cajetan. — **Zwingli,** Reformator in Zürich.
1519. Maximilians 1. Tod.
1519—1556. **Karl 5.**
1520. Stockholmer Blutbad. — Luther verbrennt die päpstliche Bulle.
1521. **Reichstag in Worms.**
1523. Reichstag in Strengnäs. **Gustav Wasa** 1523—1560.

1525. Schlacht bei Pavia. — Bauernkrieg. — Friedrichs des Weisen von Sachsen Tod. — Katharina von Bora.
1526. Torgauer Bund. — Thomas Münzer in Mühlhausen.
1529. Reichstag in Speier. Protestanten. — Soliman 2. vor Wien.
1530. Reichstag in Augsburg. Augsburgische Confession.
1531. Schmalkaldischer Bund. — Zwingli's Tod in der Schlacht bei Cappel.
1532. Religionsfrieden in Nürnberg.
1533—35. Wiedertäufer in Münster.
1535. Karl 5. in Tunis.
1536. **Calvin**, Reformator in Genf.
1540. Stiftung des Ordens der Jesuiten.
1541. Karl 5. in Algier.
1545—1563. **Kirchenversammlung in Trient.**
1546. Reichstag in Regensburg. — **Schmalkaldischer Krieg.** — Luthers Tod.
1546—1601. Tycho de Brahe.
1547. Schlacht bei Mühlberg.
1547—1553. Eduard 6. von England.
1547—1559. Heinrich 2. von Frankreich.
1548. Augsburgisches Interim.
1552. **Passauer Vertrag.**
1553. Moritz von Sachsen fällt bei Sievershausen.
1553—1558. Maria von England.
1555. **Religionsfrieden in Augsburg.**
1555—1598. Philipp 2. von Spanien.
1556—1564. **Ferdinand 2.**
1558. Tod Karls 5.
1558—1603. **Elisabeth von England.**
1559—1560. Franz 2. von Frankreich.
1560—1574. Karl 9. von Frankreich.
1562. Erster Religionskrieg in Frankreich.
1564—1576. **Maximilian 2.**
1564—1642. Galileo Galilei.
1564. Calvins Tod.
1565. **Anfang der niederländischen Unruhen.**
1566. Compromiß.
1567—1573. Herzog Alba in Brüssel.
1568. Egmonts } Hinrichtung.
Don Carlos }
Maria Stuarts Flucht nach England.

1572. **Bartholomäusnacht.**
1574—1589. Heinrich 3. von Frankreich.
1576—1612. **Rudolph 2.**
1579. **Utrechter Union.**
1580—1640. Portugal unter Spaniens Herrschaft.
1581. Gregorianischer Calender.
1584. Ermordung Wilhelms von Oranien.
1585. Walther Raleigh gründet in Virginien die erste englische Niederlassung.
1587. Tod Maria Stuarts.
1588. Armada.
1589—1610. **Heinrich 4. von Frankreich.** Das Haus Bourbon.
1594. Heinrich 4. nimmt Paris ein.
1598. Edict von Nantes.
1601. Essex Tod.
1603—1625. Jakob 1. von England.
1605. Pulververschwörung.
1606. Englische Niederlassung in Neu-England.
1608. Union. — Absetzung Rudolphs 2. als König von Ungarn.
1609. Liga. — Zwölfjähriger Waffenstillstand zwischen Spanien und den Niederlanden. — Erfindung der Fernröhre. — Rudolphs 2. Majestätsbrief.
1610. Absetzung Rudolphs 2. als König von Böhmen.
1612—1619. **Matthias.**
1613. Das Haus Romanov besteigt den russischen Thron.

Zweite Periode.

1618—1648. **Dreißigjähriger Krieg.**
1619—1637. **Ferdinand 2.**
1620. Schlacht auf dem weißen Berge.
1623. Besiegung Braunschweigs bei Höchst und Stadt Loen.
1625—1649. Karl 1. Stuart.
1626. Niederlage Mansfelds an der Elbbrücke bei Dessau. — Niederlage Christians 4. von Dänemark bei Lutter am Barenberge.
1628. Wallenstein vor Stralsund.
1629. Frieden in Lübeck. — Restitutionsedict.
1630. Kurfürstentag in Regensburg. Wallensteins Entsetzung. — Gustav Adolph in Deutschland.
1631. Zerstörung von Magdeburg durch Tilly. — Sieg Gustav Adolphs bei Leipzig.

1632. **Schlacht bei Lützen.**
1634. Wallensteins Tod. — Schlacht bei Nördlingen.
1635. Frieden in Prag.
1636. Sieg Banners bei Wittstock.
1637—1657. **Ferdinand 3.**
1638. Sieg Bernhards von Weimar bei Rheinfelden. — Eroberung von Breisach.
1639. Tod Bernhards von Weimar.
1640—1648. Das lange Parlament.
1640—1688. Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg.
1641. Banners Tod.
1642. Sieg Torstensohns bei Leipzig.
1642. **Richelieu's Tod.** — Mazarin.
1643—1715. **Ludwig 14.**
Zug Torstensohns nach Dänemark.
1645. Sieg Torstensohns bei Jankowitz.
1646. Karl 1. von England kommt in die Gefangenschaft der Schotten.
1648. **Westphälischer Frieden.**
1649. Karl 1. wird enthauptet. — Oliver Cromwel bis 1658.
1653. Auflösung des Rumpf-Parlaments. — Barebone-Parlament.
1657—1705. **Leopold 1.**
1659. Pyrenäischer Frieden.
1660—1685. Karl 2. Stuart.
1661. Mazarins Tod.
1666. Anna von Oestreich, Königin von Frankreich, stirbt.
1668. Aachner Frieden.
1675. Sieg Friedrich Wilhelms bei Fehrbellin.
1676. Czar Alexei's Tod.
1678. Nimweger Frieden.
1682. Czar Fedor's Tod.
1683. Belagerung Wiens durch die Türken.
1685. Aufhebung des Edicts von Nantes.
1685—1688. Jakob 2. Stuart.
1687. Schlacht bei Mohacz.
1688—1713. Friedrich 3. von Brandenburg (Friedrich 1. von Preußen.)
1689—1725. **Peter der Große.**
1689. Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen.
1691. Sieg des Prinzen Ludwig von Baden bei Salankemen.
1694. Geburt Voltaire's.
1697—1718. **Karl 12.** von Schweden.

1697. Frieden von Ryswik. — Sieg des Prinzen Eugen bei Zentha. — Peters des Großen erste Reise.
1698. Carlowitzer Frieden.
1700. Travendaler Frieden. — Schlacht bei Narva. — Tod Karls 2. von Spanien.

1701—1714. Spanischer Erbfolgekrieg.

1701. Friedrich, erster König von Preußen.
1702. Tod Wilhelms 3. von England. — Schlacht bei Clissow.
1703. Erbauung von St. Petersburg. — Die Baiern in Tyrol.
1704. Sieg Eugens und Marlboroughs bei Höchstädt. — Eroberung von Gibraltar.

1705—1711. Joseph 1.

1706. Sieg Marlboroughs bei Ramillies. — Sieg Eugens bei Turin. — Altranstädter Frieden.
1707. Sieg Berwicks bei Almanza.
1708. Sieg Eugens und Marlboroughs bei Oudenarde.
1709. Sieg Eugens und Marlboroughs bei Malplaquet. **Schlacht bei Poltawa.**

1711—1740. Karl 6.

1712. Geburt Friedrichs des Großen.

1713. Utrechter Frieden.

1714. Rastadter und Badener Frieden. — Anna's von England Tod.
1716. Peters des Großen zweite Reise.
1718. Karl 12. vor Friedrichshall erschossen.

1721. Nyestadter Frieden.

1730. Friedrich (der Große) in Küstrin.

Dritte Periode.

1740—80. Maria Theresia.

1740—48. Oestreichischer Erbfolgekrieg.

1740—42. Erster schlesischer Krieg.
1741. Schlacht bei Molwitz.
1742—45. Kaiser **Karl 7.**
1742. Schlacht bei Czaslau oder Chotusitz. — Frieden in Breslau.
1743. Schlacht bei Dettingen.
1744—45. Zweiter schlesischer Krieg.
1745. Frieden in Füssen. — Schlachten bei Hohenfriedeberg (Strigau), bei Sorr und bei Kesselsdorf.—Frieden in Dresden.

1745—65. Franz 1.

1748. Frieden in Aachen.

1750. Voltaire in Sanssouci.
1755—62. Siebenjähriger Seekrieg.
1756—63. Siebenjähriger Krieg.
1756. Treffen bei Lowositz.
1757. Schlachten bei Prag, Collin und Roßbach. — Treffen bei Moys und Breslau. — Schlacht bei Leuthen.
1758. Schlachten bei Zorndorf und Hochkirch. — Treffen bei Creveldt.
1759. Schlacht bei Cunersdorf. Unfall bei Maxen. — Schlacht bei Minden.
1760. Treffen bei Landshut und Liegnitz. — Schlacht bei Torgau. — Tod Georgs 2. — Georg 3. bis 1820.
1761. Friedrich 2. im Lager bei Bunzelwitz und in Woiselwitz.
1762. Elisabeths von Rußland Tod. — Peter 3. — Frieden in Paris. — Treffen bei Burkersdorf und bei Freiberg.
1762—96. Katharina 2.
1763. Frieden in Hubertsburg. — Augusts 3. von Polen Tod.
1764. Empörung des Mirowitsch. Ermordung Iwans. — Einführung der ersten englischen Auflagen in Nordamerika.
1765—90. Joseph 2. — Stempelacte in Nordamerika.
1767. Neue Auflagen in Nordamerika auf Thee, Papier, Glas und Bleiweiß.
1768—74. Erster Krieg Katharina's 2. gegen die Türken.
1769. Friedrich 2. und Joseph 2. in Neiße.
1770. Aufstand der Griechen gegen die Türken. — Seeschlacht bei Scio. Brand der türkischen Flotte bei Tschesma.
1771—92. Gustav 3. von Schweden.
1772. Erste Theilung Polens. — Bromberger Kanal. Potemkin bis 1791. — Revolution in Schweden.
1773. Theeacte in Nordamerika.
1773 und 1774. Empörung Pugatschew's.
1774. Frieden in Kutschuck Kainardge. — Ludwig 16. v. Frankreich.
1775—83. Nordamerikanischer Freiheitskrieg. Franklin und Washington.
1775. Treffen bei Laxington.
1777. Bourgoyne's Niederlage bei Saratoga. — Joseph 2. in Frankreich.
1778. Frankreichs Theilnahme am nordamerikanischen Kriege. — Voltaire's Tod.
1778—79. Baierscher Erbfolgekrieg.
1782. Belagerung von Gibraltar. — Papst Pius 6. in Wien. — Die Krimm eine russische Provinz.
1783. Frieden in Paris.

1786 — 97. Friedrich Wilhelm 2. von Preußen.

1787. Katharina 2. in der Krimm. — Versammlung der Notabeln in Frankreich.

1787 — 91. Zweiter Krieg Katharina's 2. gegen die Türken.

1788. Erstürmung von Oczakow durch Potemkin. — Unruhen in den östreichischen Niederlanden.

Neueste Geschichte.

Erste Periode.

1789. **Eröffnung der französischen Nationalversammlung**, 5ten May. — Unruhen in Paris. Zerstörung der Bastille, 12ten Juli. — Ludwig 16. in Paris, 17ten Juli. — Neuer Tumult in Paris und in Versailles, 5ten und 6ten Oct. — Selim 3.

1790. Erstürmung von Ismail.

1790 — 92. Kaiser **Leopold** 2. — Bundesfest in Paris, 14ten Juli. — Erste Unruhen auf St. Domingo.

1791. Flucht Ludwigs 16., $\frac{20}{21}$. Juli. — **Gesetzgebende Versammlung.** — Erklärung der Nationalversammlung, daß alle Freie auf St. Domingo gleiche Rechte haben sollen, 15ten May. — Aufstand der Sclaven auf St. Domingo, 23sten August.

1792. Frieden in Jassy. — Angriff der Russen auf Polen. — **Franz** 2. — Frankreich erklärt Oestreich den Krieg. — Treffen bei Valmy. — Schlacht bei Jemmappes, 5ten und 6ten Nov. — Erster Angriff des Pöbels auf die Tuilerien, 20sten Juni. — Einzug der Föderirten in Paris, 30. Juli. — Erstürmung der Tuilerien. **Frankreich eine Republik.** — Ermordung Gustavs 3. von Schweden, 16ten März. — Mordscenen in Paris, 2 — 7ten September. **Terrorismus.** — **Nationalconvent.**

1793. **Ermordung Ludwigs 16.**, 21sten Januar. — Ermordung Marie Antoinettens, 16. Oct. — Charlotte Corday ersticht Marat, 13. Jul. — Abschaffung der christlichen Religion in Frankreich, 3. Nov. — Greuel in Marseille, Bourdeaux, Lyon (im October) und Toulon. — **Erste Coalition.** — Treffen bei Kaiserslautern, im Nov. — Mord und Brand in Cap François auf St. Domingo. — **Zweite Theilung Polens.**

1794. Hinrichtung Dantons, 31. März. — Ermordung der Prinzessin Elisabeth, 10. May. — Sturz Robespierre's, und

Ende des Terrorismus, 27. Jul. — Schließung des Jakobinerklubs, 12. Nov. — Schlacht bei Fleurus (Jourdan gegen Coburg). — Aufstand der Polen unter Kosciusko und Madalinski. — Treffen bei Macziewice: „finis Poloniae!“ 10. Oct. — Sturm von Praga, 4. Nov.

1795. Pichegru erobert Holland (batavische Republik.) — Frieden in Basel. — Treffen auf Quiberon (Hoche gegen Puisaye). — Tod Ludwigs 17., 8. Jun. — Befreiung der Tochter Ludwigs 16., 19. Dec. — Ende des Nationalconvents, 26. Oct. Rath der 500, Rath der Alten, und fünf Directoren. — Letzte Theilung Polens.

1796. Jourdan und Moreau gegen Erzherzog Karl in Deutschland. — Napoleon Bonaparte gegen Beaulieu in Italien. — Tod Katharina's 2. Paul 1.

1797. Wurmser übergiebt Mantua, im Febr. — Ende der Republik Venedig. — Frieden von Campo Formio, 17. Oct. — Deportation Pichegru's u. A. nach Cayenne. — Friedrich Wilhelm 3. von Preußen, 16. Nov. — Unruhen in Rom, 28. Dec. Entführung des Papstes Pius 6. nach Valence.

1798. Friedenscongreß in Rastadt. — Die Franzosen besetzen die Schweiz. Helvetische Republik. — Expedition Bonaparte's nach Aegypten, 20. May. — Schlacht bei den Pyramiden. Einzug in Cairo, 22. Jul. — Seeschlacht bei Abukir, 1. Aug. (Nelson gegen Brueys). — Die Franzosen erobern Neapel (parthenopeische Republik.

1799. Washingtons Tod. — Eroberung von Seringapatam durch die Engländer. Tod Tippo Saibs, 4. May. — Bonaparte in Syrien und vor Akre. — Zweite Coalition. — Treffen bei Stockach (Karl gegen Jourdan). — Gesandtenmord in Rastadt. — Schlacht bei Novi (Suwarow gegen Joubert). — Papst Pius 7. — Blutiger Krieg in Calabrien, und Befreiung Neapels durch Ruffo und Nelson. Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten, 8. Oct. — Sturz der Directorialregierung durch Bonaparte, 9. und 10. Nov. — Bonaparte wird Consul. Erhaltungssenat, Tribunat, gesetzgebendes Corps.

Zweite Periode.

1800. Schlacht bei Marengo (Bonaparte gegen Melas), 14. Jun. — Schlacht bei Hohenlinden (Moreau gegen Erzherzog Johann), 3. Dec. — Höllenmaschine, 24. Dec.

1801. Frieden von Luneville, 9. Febr. — Ermordung Pauls 1., 23. März. — Alexander 1. (bis 1825). — Toussaint Louverture, Statthalter von St. Domingo.

1802. Frieden von Amiens, 25. März. — Bonaparte Consul auf Lebenszeit, 3. Aug. — Leclerc unterwirft sich die Negergenerale Toussaint und Dessalines.

1803. Krieg Englands gegen Frankreich, 18. May.

1804. Verschwörung Pichegru's, Georges u. s. w. Februar. — Ermordung des Herzogs von Enghien, 20. März. — Bonaparte als Kaiser Napoleon 1., 18. May. — Krönung Napoleons, 2. Dec. — Dessalines Gouverneur von Haiti, dann Kaiser.

1805. Napoleons Krönung mit der eisernen Krone in Mailand, 26. May. — Dritte Coalition. — Gefangennehmung Mack's bei Ulm, 17. Oct. — Seeschlacht bei Trafalgar, 21. Oct. — Schlacht bei Austerlitz, 2. Dec. — Frieden von Preßburg, 26. Dec. — Dessalines erschlagen. Christoph und Petion Herren von St. Domingo.

1806. Pitt's Tod im Jan. — Eroberung von Neapel durch Joseph Bonaparte, 14. Febr. — Holland ein Königreich. Louis Bonaparte. — Stiftung des Rheinbundes, 12. Jul. — Krieg Frankreichs mit Preußen, Oct. — Schlachten bei Jena und Auerstädt, 14. Oct. — Napoleons Einzug in Berlin, 27. Oct. — Treffen bei Pultusk, 26. Dec.

1807. Schlacht bei Preußisch-Eylau, 7. und 8. Febr. — Admiral Duckworth durchsegelt die Dardanellenstraße, 19. Febr. — Eroberung von Danzig, 24. May. — Aufruhr der Janitscharen. Absetzung Selims. Mustapha 4., 28. May. — Schlacht bei Friedland, 14. Juni. — Frieden von Tilsit, 7. und 9. Juli. — Wegnahme der dänischen Flotte durch die Engländer, 2. Sept. — Verhaftung des Prinzen von Asturien, 29. Octbr. — Johann, Prinz von Brasilien, verläßt Portugal. Junot in Lissabon, 1. Dec.

1808. Besetzung von Rom durch die Franzosen, Febr. — Aufruhr in Aranjuez. Absetzung Karls 4. Ferdinand 7., 18. März. — Spanischer Krieg, 1808 — 13. — Ermordung Selims 3., Juli. — Mahmud 2. — Neuer Aufruhr in Constantinopel, 14. Nov. Abschaffung des Nizami Gedid. — Zusammenkunft Napoleons und Alexan-

ders in Erfurt, Oct. — Räumung der preußischen Provinzen durch die Franzosen, Nov. — Finnland von den Russen erobert.

1809. Vertheidigung von Saragossa. — Absetzung Gustavs 4. Adolph von Schweden, 13. März. — Karl 13. (bis 1818.) — Neuer Krieg Oestreichs mit Frankreich, 6. April. — Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich, 17. April. — Treffen bei Eckmühl, 22. April. — Napoleon in Wien, 13. May. — **Schlacht bei Aspern und Eßlingen**, 21. und 22. May. — **Schlacht bei Wagram**, 5. und 6. Juli. — Abführung Papst Pius 7. aus Rom, 6. Juli. — Frieden von Friedrichsham, 17. Sept. — **Frieden von Wien**, 14. Oct.

1810. Vermählung Napoleons mit Marie Luise, 11. März. — Louis Bonaparte verläßt Holland, 1. Juli. — Republik Wallis wird mit Frankreich vereinigt, 11. Nov. — Vereinigung des nordwestlichen Deutschlands mit Frankreich, 13. December.

1811. Christoph wird König von St. Domingo (Heinrich 1.)

1812. **Krieg Frankreichs mit Rußland.** — Frieden von Bukarest. — Schlacht bei Smolenzk, 17. August. — **Schlacht an der Moskwa**, 7. Sept. — Brand von Moskau. — Uebergang über die Berezina, 27. Nov.

Dritte Periode.

1813. 17. März. **Kriegserklärung des Königs von Preußen.** — 18. März. Befreiung Hamburgs durch Tettenborn. — 2. April. Gefecht bei Lüneburg. — 5. Apr. Gefecht bei Möckern. — 2. May. Schlacht bei Groß-Görschen. — 21. May. Schlacht bei Bautzen. — 26. May. Treffen bei Haynau. — 30. May. Besetzung Hamburgs durch die Franzosen. — 4. Juni. Waffenstillstand. — 21. Juni. **Schlacht bei Vittoria.** — 17. Aug. Wiederanfang des Kriegs. — 23. Aug. Schlacht bei Groß-Beeren. — 26. Aug. Schlacht an der Katzbach. — 26. und 27. Aug. Schlacht bei Dresden. — 29. und 30. Aug. Treffen bei Culm. — 6. Sept. Schlacht bei Dennewitz. — 16. Sept. Treffen an der Görde. — 30. Sept. Einnahme von Cassel durch Czernitscheff. — 3. Oct. Treffen bei Wartenburg. — 14. Oct. Treffen bei Liebertwolkwitz. — 16 — 19. Oct. **Völkerschlacht bei Leipzig.**

29—31. Oct. Treffen bei Hanau. — Nov. Einnahme von Dresden, Stettin, Danzig, Modlin und Zamosk. — 1. Dec. Einzug Wilhelms von Oranien in Amsterdam. —

1814. 1. Jan. Uebergang Blüchers über den Rhein. — 14. Jan. Frieden in Kiel. — 25. Jan. Abreise Napoleons von Paris. — 29. Jan. Treffen bei Brienne. — Jan. Einnahme von Wittenberg. — 1. Febr. Schlacht bei La Rothiere. — 9. März. Schlacht bei Laon. — 12. März. Bordeaux öffnet den Bourbons die Thore. — 13. März. Abreise Ferdinands 7. nach Spanien. — 20. März. Schlacht bei Arcis sur Aube. — 30. März. Treffen bei Paris. — 31. März. Einzug der Verbündeten in Paris. — März. Einnahme von Küstrin. — April. Einnahme von Glogau. — 10. April. Schlacht bei Toulouse. **Ende des spanischen Krieges.** — 3. May. **Einzug Ludwigs 18. in Paris.** — 4. May. Ankunft Napoleons auf Elba. — 30. May. **Erster pariser Frieden.** — Juni. Reise der verbündeten Monarchen nach England.

1815. 26. Febr. **Entweichung Napoleons aus Elba.** 1. März. Landung Napoleons in Frankreich. — 13. März. Erklärung der verbündeten Monarchen gegen Napoleon. — 20. März. Einzug Napoleons in Paris. — 30. März. Kriegserklärung Mürats gegen Oestreich. — 2. und 3. May. Schlacht bei Tolentino. — 19. May. Flucht Mürats aus Neapel. — 22. May. Einzug der Oestreicher in Neapel. — 7. Jun. Rückkehr des Königs von Sachsen nach Dresden. — 12. Jun. Abreise Napoleons von Paris. — 16. Jun. Schlacht bei Ligny. Treffen bei Quatre Bras. — 18. Jun. **Schlacht bei Belle Alliance.** — 20. Jun. Wiederherstellung des Königreichs Polen. — 7. Jul. Einzug der Verbündeten in Paris. — 8. Juli. Einzug Ludwigs 18. in Paris. — 14. Jul. Napoleon auf dem Bellerophon. — 13. Oct. Hinrichtung Mürats. — 15. Oct. Ankunft Napoleons auf St. Helena. — 20. Nov. **Zweiter pariser Frieden.**

1816. Buenos Ayres erklärt sich für unabhängig.

1818. Congreß in Aachen. — Boyer, Präsident in Port au Prince an Petions Stelle.

1819. Unabhängigkeit von Columbia. — Ermordung Kotzebue's, 23. März.

1820. 1. Jan. Revolution in Spanien. — 1. und 2. Juli. Revolution in Neapel. — Mordscenen in Palermo, im Jul. —

24. Aug. Revolution in Portugal. — 20. Oct. Congreß in Troppau. — Unruhen in Mexico. — Christoph auf San Domingo nimmt sich das Leben.

1821. Congreß in Laibach im Jan. — Unterwerfung der Neapolitaner durch Frimont. — 10. März. Revolution in den sardinischen Staaten, bis 12. April. — 4. Jul. Rückkehr Johanns 6. nach Portugal. — **Aufstand der Griechen.** — 5. May. Tod Napoleons. — 24. Jun. Treffen bei Carabobo. **Bolivar Libertador.** — Befreiung von Quito. — Befreiung von Cumana durch Bermudez, 15. Oct. — Befreiung von Lima durch San Martin. — Unabhängigkeit von Panama, 28. Nov.

1822. Ermordung des Ali Pascha. — April. Greuel auf Scio und Cypern. — 4. Oct. Erstürmung von Tripolizza. — 12. Oct. Peter 1., Kaiser von Brasilien. — Iturbide, Kaiser von Mexico, 4. Jun. (bis 1823.)

1823. Befreiung Ferdinands 7. aus den Händen der Cortes. — Heldenmuth der Griechen auf Psara.

1824. Ibrahim Pascha in Morea.

1825. Tod Kaiser Alexanders 1., 1. Dec.

1826. 23. Apr. Fall von Missolunghi. — Peter 1. giebt Portugal eine neue Verfassung.

Lehrbuch

der

Weltgeschichte.

Erster Theil.

Alte Geschichte.

(Vom Anfang der Geschichte bis zum Untergang des römischen Reichs, 476 nach Christus.)

Erste Periode.

Vom Anfange des Menschengeschlechts bis auf Cyrus, 555 vor Christi Geburt.

1. Die ersten Menschen.

Schon ehe es Menschen gab, wurde die Erde von mancherlei Thieren bewohnt, welche zum Theil weit größer als die jetzt lebenden waren. Noch jetzt findet man dann und wann Thiergerippe von ungeheurer Größe, zuweilen in ganzen Lagern, in der Erde, welche uns beweisen, wie ganz anders es vor der Entstehung des Menschengeschlechts auf der Erde gewesen seyn müsse. Denn die Zähne und Knochen dieser Thiere zeichnen sich nicht nur durch ihre Riesengröße aus, sondern sie werden auch zum Theil in Gegenden gefunden, wo sich dergleichen Thiere jetzt des Klimas wegen nicht mehr aufhalten können. So findet man im nördlichen Sibirien eine ungeheure Menge großer Elephantenzähne, da doch jetzt kein Elephant in diesen kalten Gegenden ausdauern könnte. Entweder müssen also jene Thiere eine andere Natur gehabt haben, oder, was wahrscheinlicher ist, das Klima der Länder muß anders beschaffen gewesen seyn als jetzt. Noch jetzt setzen uns die Knochen jener untergegangenen Thiergeschlechter in Erstaunen. So fand man 1789 bei Buenos-Ayres in Südamerika hundert Fuß unter der Erde ein riesenhaftes Skelett von gewiß sehr hohem Alter. Es hatte einer Art von Faulthier zugehört, gegen welches aber das Rhinoceros zierlich, der Elephant leicht und schlank, und das Flußpferd wohlgestaltet erscheinen würde. Es war 14 Fuß lang und

7 hoch, also noch länger als ein Elephant. In Italien fand man einen Büffelskopf in der Erde, dessen Hörner an der Wurzel 2 Fuß von einander entfernt waren, so daß das Thier den Elephant an Größe bei weitem übertroffen haben muß. Dasselbe gilt von einem Rennthiergerippe, welches man in Irland fand, dessen Geweihe von einer Spitze zur andern 14 Fuß maßen. Dieses sind nur einige Beispiele von unzähligen.

Wodurch diese Thierarten untergegangen, und ihre Gebeine hier und dorthin verstreut und mit Erde und Gestein bedeckt seyn mögen, weiß man freilich nicht genau anzugeben; wahrscheinlich aber ist es durch ungeheure Ueberschwemmungen geschehen, deren unsre Erde noch vor der sogenannten Sündfluth gewiß unzählige gehabt hat; denn deutliche Spuren zeigen uns, daß viele Länder, ja selbst hohe Gebirge, sonst mit Meer bedeckt gewesen seyn müssen. Doch von allen diesen großen Veränderungen unserer Erdoberfläche weiß uns die Geschichte nichts zu sagen.

Daß wir nicht wissen, wenn die ersten Menschen von Gott erschaffen sind, und wo sie zuerst auftraten, ist wohl sehr natürlich. Denn wie lange Zeit mochte vergehen, ehe die Menschen sich eine Sprache, und gar erst die Schrift erfanden. Was wir daher von den ersten Menscheneltern wissen, ist nur Vermuthung, und jedes Volk hat sich die Entstehung des Menschengeschlechts nach seiner Weise gedacht. Wir wissen ja selbst nicht einmal, ob die Menschen von Einem Paare abstammen, oder ob es Gott gefallen habe, mehrere Menschenpaare zugleich in verschiedenen Gegenden der Erde entstehen zu lassen. Die große Verschiedenheit der Racen macht dieß beinahe glaublich.

Die vernünftigste der Volkssagen über die Entstehung des Menschengeschlechts ist die der Hebräer, welche wir im 1sten Buche des Moses finden. Sie stimmt am meisten mit der Natur überein, zeigt aber, welche kindische Begriffe sich die Alten von Gott machten. So viel scheint indessen gewiß zu seyn, daß die ersten Menschen, wenigstens die Stammväter der Europäer und meisten Asiaten, in Asien lebten, vermuthlich in den herrlichen Gegenden von Kaschmir. Als sie sich vermehrten, verbreiteten sie sich weiter, und nahmen die umliegenden

Länder ein. So entstanden nach und nach Völker, die sich mit der Zeit durch Sprache, Sitten, Kleidung, ja selbst durch Gesichtszüge unterschieden; denn Lebensart und Klima hat auf das Aussehen des Menschen keinen geringen Einfluß.

Jedes Volk machte Erfindungen, auf welche theils Noth, theils Zufall sie leitete. Die Kunst, Erz zu schmelzen, und das daraus gewonnene Metall zu verarbeiten, soll schon früh erfunden seyn, und gewiß hat Gott die Menschen nach seiner besondern Fürsorge zuerst auf die nöthigsten Erfindungen geleitet. Welche Lebensart die ersten Menschen trieben, kann uns zwar jetzt ziemlich gleichgültig seyn; aber wahrscheinlich waren sie wohl zuerst Jäger, um sich theils Nahrung zu verschaffen, theils die wilden Thiere abzuhalten, und das Nachdenken lehrte den Menschen gewiß sehr bald, sich Waffen zu bereiten; finden wir diese doch auch jetzt bei den allerrohesten, von allen übrigen Menschen getrennt lebenden Inselbewohnern. Bald mußte der Mensch die Entdeckung machen, daß manche Thiere weniger wild wären, und sich zähmen lassen. So entstand Viehzucht. Gewiß erst später dachte er darauf, Früchte anzubauen und feste Wohnungen zu errichten. Nun aber erst schloß sich der Mensch fester an den Menschen an, und das Zusammenleben machte es möglich, daß einer dem andern behülflich war, und mit dem aushalf, was er mehr hatte und besser machte, als der andere.

So wie der gütige Gott den ersten Menschen in Erfindung der zum Leben nöthigsten Dinge gewiß zu Hülfe kam, so brachte er ihnen gewiß auch die ersten Religionsbegriffe bei. Wie dieß geschehen ist, wissen wir freilich nicht; aber daß es geschah, ist gewiß; denn noch nie ist ein Volk durch bloßes Nachdenken auf die Verehrung des einigen Gottes gekommen; geschweige denn die ersten Menschen, denen noch alle Erfahrung abging. Also Gott offenbarte sich den Menschen. Aber ihre Religionskenntniß war gewiß sehr schwach, ihrem ungeübten Verstande ganz angemessen. Sie wußten: es ist ein Gott da; der hat alles gemacht, was wir sehen, die Bäume, die uns Früchte geben, die Sonne, die uns wärmt. Er ist ein gütiger, aber auch ein mächtiger Gott; wir müssen thun, was er gebietet;

sonst straft er uns. Er ist es, der den Sturm schickt, und in den Wolken donnert. Aber er will nichts, als was uns gut und nützlich ist: wir wollen ihm also gehorchen. — Lange blieben sie aber gewiß nicht dem Gesetze Gottes gehorsam. Die Sinnlichkeit war bei ihnen zu stark, weil ihre Vernunft noch zu schwach war. Sie versuchten es, das Gesetz Gottes zu übertreten; aber die Strafe folgte der Sünde nach, und sie machten die Erfahrung, daß das Böse nicht ungestraft bleibe und sie unglücklich mache. Sie fürchteten sich nun vor Gott, und verbargen sich vor ihm. Sie dachten: wie fangen wir es an, Gott wieder zu versöhnen? So kamen sie auf die Opfer; denn der Rauch stieg ja himmelwärts, wo sie sich Gott dachten; also müßte er ja auch wohl Gott angenehm seyn. — Dieser unvollkommene Glaube wird die patriarchalische Religion genannt.

Aber die Menschen wurden nach und nach immer böser; denn sie wandten sich von Gott ab. Da beschloß Gott das ganze Geschlecht zu vertilgen. Nur eine Familie, die des Noah, welcher Gott fürchtete, sollte erhalten werden. Die Geschichte von der Sündfluth ist bekannt. Die Nachkommen Noahs mehrten sich so, daß sie sich wieder trennen mußten, und bald waren aus ihnen neue Völker hervorgegangen. Es ist auch wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß die Sündfluth nur über einen kleinen Theil der bewohnten Erde sich erstreckte, und nur diejenigen Menschen umkamen, die in Mittelasien wohnten, während andere Völker von ihren Wirkungen nichts empfanden. Aber aus dieser dunkeln Zeit wissen wir nur das gewiß, daß wir fast nichts wissen. Die Sündfluth soll um das Jahr 2400 vor Christus gewesen seyn.

2. Indier und Aegypter.

Der Schauplatz der ältesten Völker war, so viel wir wissen, nur Asien und ein kleiner Theil von Afrika. Zu der Zeit, als unser Vaterland noch mit Wäldern bedeckt war, die von wilden Thieren wimmelten, hatten schon mehrere Völker jener Gegenden eine hohe Bildung erreicht. In dem Theile von Südasien, welchen wir die Halbinsel diesseits des Ganges nennen,

wohnte in frühsten Zeiten ein hochgebildetes Volk, die Indier. Wir wissen zwar von ihrer Geschichte so gut als nichts; aber merkwürdige Ruinen sind aus jenen grauen Zeiten von ihnen noch übrig, und weisen auf eine hohe Cultur hin. Auf den Inseln Elephante und Salsette, in der Nähe von Bombay, findet man höchst sehenswerthe Felsengrotten, die weit in das Gebirge hineinführen, und nur von Menschenhänden herrühren. Hier sieht man große, weite Tempel; deren Decke auf hohen Säulen ruht, und deren Wände über und über mit Bildwerken, in den Felsen gehauen, bedeckt sind, die abentheuerlichsten Figuren, die Gegenstände ihrer religiösen Verehrung; dort unzählige Grotten, neben und über einander, deren Wände mit ähnlichen Bildwerken verziert sind. Auch auf dem festen Lande von Vorderindien, im Gebirge, sind viele Spuren der Kunstfertigkeit der alten Indier. Einige Thäler des Gebirges sind ganz durchwühlt; es befindet sich Grotte an Grotte, so daß es fast scheint, als wenn ganze Völkerschaften diese Felsenstädte bewohnt hätten. Manche Felsen sind gar von oben bis unten wie Thürme, Dome, oder ungeheure Thier- und Menschengestalten zugehauen, und das alles ist aus einer uralten Zeit, aus welcher uns die Geschichte nichts aufbehalten hat.

Auch die Chinesen sollen ein uraltes Volk seyn. So lange man sie kennt, haben sie sich nicht verändert; denn mit großer Genauigkeit blieben sie ihren alten Sitten und Gewohnheiten getreu. Sie müssen also schon sehr früh es zu einer hohen Bildung gebracht haben. Aber ihre frühere Geschichte ist noch größtentheils in Dunkel gehüllt.

Etwas mehr wissen wir aus der früheren Zeit der alten Aegypter, eines Volks, welches durch seine Eigenthümlichkeit höchst merkwürdig ist. Das Land ist lang und schmal, und wird in seiner ganzen Länge vom Nil, einem tiefen und breiten Flusse, durchflossen. Sein trefflich klares Wasser zog schon früh die Menschen an sich, und schon im frühen Alterthume waren seine Ufer mit unzähligen Städten und Dörfern bebaut. Noch wohlthätiger aber wurde er den Umwohnern von jeher durch seine jährlichen regelmäßigen Ueberschwem-

mungen. Im Frühjahre, wenn auf den Bergen in Aethiopien und Sudan, wo seine Quellen sind, der Schnee schmilzt, und zugleich der im Sommer hier immer wehende Nordwind den schnellen Abfluß des Wassers verhindert, so beginnt der Fluß allmählig zu wachsen. So steigt er vom April an den ganzen Sommer hindurch, anfangs langsam, aber vom Anfange des Augusts an schneller, bis er volluferig ist. Nun ist die ganze Aufmerksamkeit aller Umwohner auf ihn gerichtet. Der Wasserstand wird genau gemessen, und jeden Morgen und Abend von einem Ausrufer den Leuten bekannt gemacht, weil von seiner Höhe die Fruchtbarkeit des folgenden Jahres abhängt. Endlich hat er seine größte Höhe erreicht; das umliegende flache Land steht unter Wasser; die auf Hügel gebauten Häuser ragen wie Inseln hervor. Jetzt überläßt sich alles der Freude; denn man weiß, daß der Schlamm, den er zurück läßt, die Felder düngt, und also eine gute Erndte bevorsteht. Man stellt Freudenfeste an, und wünscht sich gegenseitig Glück. Alle Schleußen werden geöffnet, damit recht vieles Land von dem erwünschten Ereigniß Nutzen ziehe. Im Alterthume, wo die Ufer des Nils noch niedriger waren, als jetzt, war auch die Ueberschwemmung vollkommener. Man stellte feierliche Prozessionen an, theils um den segnenden Göttern zu danken, theils um sich mit seinen nahen und entfernten Freunden zu freuen. Alles eilte dann zu Schiffe; der Zug ging von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und an jedem Orte schloß man sich an den allgemeinen Zug an. Die Schiffe waren mit Laubgewinden geschmückt; die fröhlichen Menschen stimmten nach dem Schalle der Musikchöre Gesänge zum Lobe der Götter an. Es schien, als sey ein ganzes Volk auf der Wanderung; die Menge wurde wohl auf 700,000 Menschen geschätzt.

Aber fast nur auf das Nilthal war die Fruchtbarkeit und Bevölkerung Aegyptens beschränkt. Entfernte man sich vom Flusse, so kam man östlich in schroffe Gebirge und westlich in öde Sandwüsten.

Die alten Aegypter waren ein bräunliches, mageres, ernsthaftes, schweigsames Volk. Alle ihre Kunstwerke, deren wir noch viele übrig haben, sind großartig, ja ihre Formen grän=

zen ans Ungeheure. Sie hatten den sehr richtigen Glauben, daß dies Leben nur ein Vorspiel zu jenem ewigen Leben sey. Darum nannten sie ihre Wohnungen Herbergen, und bauten sie klein; aber ihre Gräber, welche sie ewige Wohnungen nannten, ihre Tempel, die Bildnisse ihrer Götter bauten sie groß und fest, so daß sie zum Theil der Zeit getrotzt haben. Es giebt kein Land, wo so viele und ungeheure Denkmäler aus dem frühsten Alterthum den Reisenden mit Erstaunen erfüllen; aber vergebens sucht man die Zeit zu bestimmen, wenn diese Riesenbaue errichtet worden sind, die selbst durch die Zerstörungssucht der nachfolgenden Geschlechter nur zum Theil haben zerstört werden können. Schon in Niederägypten, (dem Theile, der dem Meere am nächsten liegt,) fand man in der Stadt Sais einen ungeheuern Tempel, zu welchem ein breiter Gang führte, der aus colossalen Sphinxen gebildet war. Das Allerheiligste dieses Tempels war ein Gebäude, welches aus einem einzigen Steine bestand, der aus den Steinbrüchen an der südlichsten Gränze Aegyptens losgearbeitet war, und 180 Stunden weit zu Wasser bis nach Sais hatte gebracht werden müssen. — In Mittelägypten, unweit Memphis, der jetzigen Hauptstadt Cahira gegenüber, stehen noch die berühmten Pyramiden, 40 an der Zahl. Sie wurden vor ungefähr 3000 Jahren erbaut. Man denke sich eine große, viereckige, gleichseitige Grundfläche, so groß, daß eine mittelmäßige Stadt darauf Platz hätte. Sie wurde ganz mit großen Steinblöcken belegt. Auf diesen baute man immer höher und höher, doch so, daß jede neue Schichte um einen Stein weiter eingerückt wurde. So erhob sich der Bau zu der Höhe eines Thurms; ja die eine Pyramide ist gar 447 Fuß hoch, und übertrifft daher fast alle unsere Thürme. Die Steine wurden nicht durch Mörtel an einander befestigt, sondern halten nur durch ihre Schwere an einander, und da sie mit jeder Schichte eingerückt wurden, so konnte man bis auf die Spitze, wie auf eine Treppe, hinaufsteigen; doch pflegte man, um die Stufen zu verdecken und den Eingang zu verbergen, die ganze Pyramide von außen mit großen, glatten Quadern zu belegen. Inwendig sind diese Gebäude hohl, und enthalten eine Menge von Gängen, Treppen, Sälen und

Kammern. In dem größten Gemache stand ein steinerner Sarcophag mit der Leiche des Erbauers. An der großen Pyramide sollen 100,000 Menschen 20 Jahre lang gebaut haben, nachdem sie 10 Jahre sich mit Zuhauen der Steine beschäftigt hatten, und während dessen allein an Rettig, Knoblauch und dgl. für fast 2 Millionen Thaler verzehrt haben. Da die Aegypter glaubten, daß von der Erhaltung des menschlichen Körpers auch nach dem Tode die Glückseligkeit in der andern Welt abhänge, so trugen sie große Sorge dafür, die Leichen unverweslich zu machen, und sie dann an sichern Oertern aufzubewahren, und ein König, der für seine Leiche eine große Pyramide gebaut hatte, glaubte für die Ruhe seiner Seele am besten gesorgt zu haben.

Seitwärts vom Nil, am See Möris, stand noch ein größeres Bauwerk, das größte wohl, welches die Aegypter hervorgebracht haben, das Labyrinth. Ob es gleich erst ungefähr 650 Jahre vor Christus erbaut worden ist, so ist doch keine Spur mehr davon zu sehen, während in Oberägypten noch weit ältere Bauwerke übrig sind. Aber es war von ungeheurer Größe und ungemeiner Schönheit. Zwölf Herrscher, welche zugleich regierten, erbauten es. Es bestand aus 1500 Sälen und Kammern über, und eben so vielen unter der Erde. Ein Reisender, der es 200 Jahre nach seiner Erbauung besuchte, und dessen Beschreibung wir noch übrig haben, kann nicht Worte genug finden, die Größe, Pracht und wundervolle Einrichtung des Gebäudes zu beschreiben. Es enthielt unter andern 6 große, überbaute Höfe, und sechs große Thore führten von Mittag, und eben so viele von Mitternacht hinein. Stand man auf dem platten Dache, so glaubte man auf einem ungeheuern Steinfelde zu stehen. Die Gemächer unter der Erde waren für die Leichen der heiligen Thiere, welche von den Aegyptern verehrt wurden, bestimmt.

Die merkwürdigsten Ruinen aber findet man in Oberägypten, dem südlichsten Theile des Landes. Hier stand vor uralten Zeiten, vielleicht noch vor Abraham, eine ungeheuer große Stadt, Theben, die man, zum Unterschied von einer gleichnamigen Stadt in Griechenland, die hundertthorige nannte. Sie lag auf beiden Seiten des Nils. Die Wohngebäude sind

zwar längst von der Erde verschwunden, aber viele von den Riesengebäuden der Paläste und Tempel stehen noch, und setzen den Beschauer durch ihre Größe in Erstaunen. Die Höfe, welche sich vor den ungeheuern Sälen befinden, sind wie unsre Marktplätze, auf beiden Seiten mit Säulengängen umgeben. Auf dem einen dieser Höfe stand einst ein gewaltiger Coloß von Stein. Jetzt liegt er umgestürzt da, und bedeckt den Platz so mit seinen Trümmern, daß man in einem Steinbruche zu seyn glaubt. Sein Zeigefinger ist allein fast 2 Ellen lang, und doch mußte der Stein, aus dem der ganze Riese bestand, 45 Stunden weit aus den Steinbrüchen hergeholt werden. Wahrlich man muß den mühsamen Fleiß der alten Aegypter bewundern, und sich von ihrer Geschicklichkeit, große Massen in Bewegung zu setzen, eine große Vorstellung machen. Einer der Säle ist so groß und hoch, daß die größte unserer Kirchen sehr bequem darin Platz haben, und noch nicht die Decke erreichen würde. Diese wird von 134 Riesensäulen getragen, und jede derselben ist so stark, daß 5—6 Menschen sie kaum umspannen können. Das Bewunderungswürdigste ist die Frische der Farben, womit die blaue Decke bemalt ist. Sie sind so frisch, als sey der Maler eben erst davon gegangen. In unserm feuchten Klima wäre das freilich nicht möglich. In dem einen Hofe steht jetzt ein ganzes Dorf. Alle Mauern dieser Riesenbauwerke sind inwendig und auswendig mit halberhabenen Figuren und einer Zeichenschrift versehen. Jene stellen die mannigfaltigsten Handlungen dar: Aufzüge, See- und Landschlachten, Jahrmärkte, Opfer u. s. w. Die Zeichenschrift nennt man Hieroglyphen; bloß die Priester verstanden sie, und so viele Mühe man sich auch gegeben hat, sie zu erklären, so ist es doch noch nicht gelungen. Eine Stunde seitwärts von Theben befinden sich in einer engen Bergschlucht die uralten Königsgräber, alle in Felsen gehauen. Es sind deren wohl an 40. Jeder König hat mit seiner Familie sein besonderes Grabgewölbe; aber das sind nicht etwa kleine Grotten, sondern weitläuftige an einander hängende Säle, Kammern, Gänge, Treppen, und man muß in dem einen dieser Gräber erst durch 10 Thore gehen, ehe man in den Saal gelangt, wo der präch-

tig gearbeitete steinerne Sarkophag des alten Königs steht. Auch hier sind alle Wände mit ganz frisch gemalten Bildwerken bedeckt. Erst 13 dieser Grabhöhlen sind geöffnet worden. In allen befinden sich nun Mumien in Menge. So nennt man die einbalsamirten Leichen der alten Aegypter. Da diesen so viel daran lag, daß ihr Körper nach dem Tode ja vor Verwesung bewahrt würde, so wendeten sie viel darauf, daß die Verstorbenen gut einbalsamirt wurden. Vorher aber wurde ein Todtengericht gehalten, d. h. die dazu bestimmten Richter, welche den Verstorbenen genau gekannt hatten, untersuchten, ob er auch verdiente, ein anständiges Begräbniß zu erhalten; eine sehr gute Einrichtung; denn wie mancher möchte dadurch sich von bösen Handlungen zurückhalten lassen! Selbst Könige mußten sich diesem Todtengerichte unterwerfen. — War ein Mensch gestorben, so wurden die Eingeweide und das Gehirn aus dem Körper genommen, und der leere Raum des Körpers mit Spezereien oder Harzen angefüllt. Dann wurde der Körper zugenäht, in Cedernöl und Salpeterwasser gelegt, und, nachdem er ganz durchzogen war, in lange und schmale Binden feiner Leinwand gewickelt, alles nach einer gewissen bestimmten Ordnung, die bei jedem Stande verschieden war. Zuletzt wurde das Ganze noch mit Gummi und Salben überstrichen, über den Kopf eine Art lederner Kappe gezogen, worauf das Gesicht des Verstorbenen gemalt war, und die Leiche nun in einen eng anschließenden Sarg gelegt. Bei Reichen war diese Einbalsamirung sehr kostbar; man übergoldete manche Theile des Körpers, besonders Füße und Hände, wenigstens die Nägel; mit den Armen wurden natürlicherweise weniger Umstände gemacht. Die auf diese Art unverweslich gemachten Leichen behielt man oft lange bei sich; es gewährte den Ueberlebenden einen Trost, sich von dem geliebten Todten nicht trennen zu müssen; man glaubte, ihn nicht ganz verloren zu haben, so lange man seine sterbliche Hülle noch um sich sah. Die Mumien wurden wohl gar mit zur Mahlzeit genommen, und ihnen Speise vorgelegt. Auch hatte man die gar nicht üble Sitte, bei fröhlichen Gastmählern eine solche Mumie hinzustellen, und, darauf hinweisend, zu sagen: „iß, trink, und sey fröhlich; aber wisse, daß du bald

auch so seyn wirst, wie dieser da.“ Wie mancher rohe Ausbruch wilder Lustigkeit mochte nicht dadurch zurückgehalten werden! Noch jetzt findet man dergleichen Mumien viele. Die der Reicheren sehen braun aus, und die Haut fühlt sich wie weiches Leder an; die der Aermeren aber sind kohlschwarz, und das Fleisch ist hart wie Stein. Der Aberglaube nahm sonst an, daß ein daraus bereitetes Pulver in mancher Krankheit sehr heilsam sey; daher findet man noch in manchen Apotheken Ueberreste ägyptischer Mumien.

Noch müssen die Obelisken erwähnt werden. Dies waren 50—180 Fuß hohe Säulen aus einem einzigen festen Steine, viereckig, und oben etwas spitzig zulaufend. Sie sind zum Theil noch älter als die Pyramiden. Sie wurden in den Steinbrüchen aus den Felswänden losgehauen, abgeglättet, mit Hieroglyphen ringsum versehen, niedergelegt, und nun auf große Flöße gebracht. Denn um sie an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, mußte man erst aus dem Steinbruche bis in den Nil einen Canal graben. Kam nun der Obelisk an dem dazu bestimmten Orte an, so mußte er erst wieder ausgeladen, mit ungeheurer Mühe zu Lande fortgeschafft und endlich aufgerichtet werden. Welche Mühe und Arbeit war nicht dazu erforderlich! Gewöhnlich stellte man sie vor Prachtgebäude auf, und da stehen sie zum Theil noch. Einige sind auch in Rom zu sehen, wohin römische Kaiser sie späterhin haben bringen lassen.

Eine sehr üble Einrichtung hatten die alten Aegypter, wodurch die Fortschritte in der Ausbildung des Volks sehr aufgehalten werden mußten, — die Eintheilung in Kasten. So nennt man nämlich einen ganz abgeschlossenen Stand. Keiner durfte aus diesem heraustreten. Wessen Vater z. B. ein Priester war, der mußte wieder Priester werden, er mochte wollen oder nicht, und hatte der Sohn eines Handwerkers auch noch so schöne Anlagen, so durfte er doch nichts anders werden. Diese Einrichtung ist noch unter den Hindus in Ostindien. Die erste Kaste war die der Priester. Diese standen in hohem Ansehn, waren Rathgeber des Königs, Richter des Volks, Aerzte der Kranken, und besaßen allein Gelehrsamkeit; aus ihnen wurden auch die Todtenrichter des Königs gewählt; daher

mußte sich selbst der König vor ihnen fürchten. Nach ihnen kamen die Krieger. Sie besaßen, nebst den Priestern, allein Ländereien, die ihnen statt des Soldes gegeben wurden; daher mußte ihnen recht sehr daran liegen, daß kein Feind das Land erobere. Tausend von ihnen hatten stets die Wache beim Könige. Die zahlreichste Kaste war die der Künstler, wozu auch die Handwerker und Kaufleute gehörten. Daß die Aegypter es in den Künsten schon recht weit gebracht hatten, zeigen die herrlichen Bauwerke, besonders auch die künstlich ausgeführten halberhabenen Darstellungen auf den Mauern in Theben, wo selbst die Stickereien der Gewänder, die Verzierungen der Schiffe und Waffen u. dgl. aufs genauste ausgedrückt sind. An Beschäftigungen fehlte es diesen Leuten bei der Baulust der Aegypter gewiß nicht. Eine vierte Kaste war die der Ackerbauer, die aber kein Eigenthum besaßen, sondern nur die Pächter der Priester und Krieger waren. Die letzte und ganz verachtete Kaste war die der Hirten. Besonders verachtet waren die Schweinehirten. Die, welche zu dieser Kaste gehörten, durften nicht einmal in die Tempel kommen, und jeder andere Aegypter vermied die Gemeinschaft mit ihnen. Daher ließ auch Joseph in Aegypten seine ihn besuchenden Brüder an einem besondern Tische essen, weil sie Hirten waren.

Aus den Abbildungen an den alten Bauwerken sieht man, daß die alten Aegypter in der frühsten Vorzeit viele Kriege gehabt haben müssen. Die Geschichte weiß davon freilich wenig, nennt uns aber wenigstens einen großen Eroberer, den Sesostris, der ungefähr 1350 gelebt haben mag. Dieser König unternahm große Heereszüge nach Osten und Westen, und kam selbst bis nach Kleinasien und dem Caucasus. Er soll es auch gewesen seyn, der die Kasten-Eintheilung einführte.

3. Israeliten.

Gleich neben Aegypten, jenseits des rothen Meeres, liegt die Halbinsel Arabien. Ueber derselben zieht sich ein Land längs dem mittelländischen Meere hin, bis nach Klein-Asien. Dies Land wurde unten Kanaan oder Palästina, oben Syrien

genannt. Ein schmaler Küstenstrich von Syrien hieß Phönicien.

Palästina wurde, wie Aegypten, in der Mitte von einem ziemlich großen Flusse durchströmt, dem Jordan. Zwar zeichnete er sich nicht, wie der Nil, durch Ueberschwemmungen aus, dagegen aber dadurch, daß er nicht ins Meer, sondern in einen Binnensee, das todte Meer, fällt, welches keinen Ausfluß hat, und wegen seiner eigenthümlichen Beschaffenheit höchst merkwürdig ist. Hier lag sonst eine fruchtbare Gegend, mit Städten und Dörfern besetzt. Weil aber die Menschen von Grund aus böse waren, und sich von Gott nicht warnen ließen, so ließ Gott das ganze große Thal untergehen. Es entstand, da die Gegend voll Erdharz ist, ein ungeheurer Erdbrand, welcher alles, was hier wohnte, wuchs oder stand, verzehrte, und als das Feuer ausgebrannt war, sah man an der Stelle des sonst so blühenden Thals einen großen, 11 Meilen langen See. Recht sichtlich liegt noch ein Fluch des Himmels auf dieser Gegend. Wenn andre Seen von blühenden Ufern und wohlbepflanzten Hügeln umgeben sind, Städte und Dörfer an ihnen liegen, und fleißige Fischer oder Schiffer ihr Wesen an und auf dem Wasser treiben, so ist das hier alles ganz anders. Das Wasser ist so sehr mit salzigen und harzigen Theilen vermischt, daß selbst die Kleider der Reisenden, die an seinem Ufer dann und wann hinziehen, von den Ausdünstungen des Wassers wie mit einer Salzkruste überzogen werden; und besonders des Morgens steigt eine dichte Wolke giftiger Dünste aus dem See auf. Grausenerregend ist der Anblick seiner Ufer. Die braunen Berge, die sie umgeben, sind von großen Spalten und Abgründen zerrissen; kein Baum, kein Strauch, kein Gras kommt hier fort. Selbst die Vögel vermögen nicht über das gifthauchende Wasser hinwegzufliegen, und meiden die todte Oede. Von Menschenwohnungen ist keine Spur; kein Schiff befährt das unheilbringende Wasser; alles Leben scheint aus dieser Gegend geflohen zu seyn. Mit Recht heißt der See daher das todte Meer.

Das Volk der Israeliten war zwar nur ein kleines, an sich unbedeutendes Völkchen; aber der Segen Gottes, der sichtlich

auf ihm lag, wenn es sich an ihn hielt, und der Glaube an Einen Gott, der sich bei ihm erhalten hatte, machen es recht merkwürdig.

Ungefähr 2000 Jahre vor Christus lebte im Lande Chaldäa (gleich über dem persischen Meerbusen, an den Flüssen Euphrat und Tigris) ein Nachkomme Noah's, Thara mit Namen. Dieser hatte drei Söhne: Abraham, Nahor und Haran. Der letzte starb vor dem Vater, und hinterließ einen Sohn, Lot. Thara aber verließ sein Vaterland, vielleicht aus Schmerz über den Verlust des geliebten Sohnes, und wollte sich in Kanaan niederlassen, starb aber auf der Reise. Abraham setzte mit seiner Frau Sara und seinem Brudersohne Lot die Reise fort; so wollte es Gott, damit in seinem Hause der Glaube an Einen Gott erhalten würde; denn schon fing man an, andere Götter anzubeten. Gott segnete ihn recht sichtlich; seine Heerden, worin der Reichthum dieser Hirtenvölker allein bestand, mehrten sich so, daß unaufhörlich Streit entstand zwischen den Hirten Abrahams und Lots. Da schlug Abraham diesem vor, sich von ihm zu trennen. „Siehe!" sprach er: „alles Land steht dir offen; wähle eine Gegend, welche du willst." Lot wählte sich die damals fruchtbare Gegend, wo jetzt das todte Meer ist, und ließ sich in Sodom nieder. Aber die Menschen waren hier böse, und Gott beschloß, sie zu vertilgen. Blitze entzündeten die mit vielem Erdpech angefüllte Erde; es entstand ein großer Erdbrand, die Städte verbrannten, alle hier wohnenden Menschen gingen unter; nur Lot allein mit seinen Kindern rettete sich, von Gott gewarnt. Seine Frau, die zu lange verweilte, wurde aber vom Unglück ereilt, und in eine Salzsäule verwandelt.

Abraham hatte die Verheißung von Gott erhalten, daß seiner Nachkommen so viele seyn sollten, wie der Sterne am Himmel, und doch hatte es dazu keinen Anschein, da er noch keinen Sohn hatte. Aber Gott ist kein Ding unmöglich. Noch im hohen Alter bekam Sara einen Sohn, der Isaak genannt wurde, und so war die erste Verheißung erfüllt. Als Isaak heranwuchs, befahl Gott seinem Vater, dessen Gehorsam zu prüfen, mit dem Knaben 3 Tagereisen weit auf den Berg Moria zu gehen, und ihn zu opfern. Der fromme Abraham gehorchte augenblicklich,

weil Gott in allen, auch den schwersten Dingen zu gehorchen heilige Pflicht ist. Aber in dem Augenblicke, als er das Opfermesser ergriff, belehrte ihn eine himmlische Erscheinung, daß Isaak erhalten werden, und ein Widder, der sich in der Nähe zeigte, geopfert werden sollte. — Als Abraham alt war, verheirathete er Isaak mit Rebecca, einer Tochter Bethuels, der ein Sohn Nahors war, und im Lande Mesopotamien (über Chaldäa) wohnte. Mit ihr hatte Isaak zwei Söhne, Esau und Jakob. Als beide heranwuchsen, wurden sie uneinig; denn der listige Jakob brachte den ältern Bruder um die damals wichtigen Rechte der Erstgeburt, indem er dem hungrig von der Jagd zurückkommenden Bruder unter keiner andern Bedingung sein Linsengericht abtreten wollte. Noch größer wurde die Feindschaft, als Jakob durch einen schändlichen Betrug den besten Segen des alten blinden Vaters Isaak sich verschaffte. Das konnte ihm Esau nicht vergessen, und trachtete ihm nach dem Leben. Jakob zog daher eilends fort aus dem väterlichen Hause, und floh nach Mesopotamien zu Rebecca's Bruder, Laban, der ihn freundlich aufnahm. Laban hatte zwei Töchter, Lea und Rahel. Jakob diente ihm 14 Jahre, und nahm beide zur Frau; denn der Morgenländer hält es für erlaubt, mehrere Frauen zu nehmen. Da sich nun Jakobs Heerden sichtlich mehrten, wurde Laban neidisch auf ihn, so daß Jakob für räthlich hielt, ins Vaterland mit Heerden und Knechten, Weibern und Kindern zurückzukehren. Esau, vor dem er sich mit Recht fürchtete, erfuhr seine Rückkehr, zog ihm freundlich entgegen, und versöhnte sich edelmüthig mit ihm. Doch ließ das böse Gewissen dem Jakob keine Ruhe; er traute dem eigenen Bruder nicht, und trennte sich von ihm.

Jakob hatte 12 Söhne: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Naphtali, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, Joseph und Benjamin. Die beiden jüngsten liebte er aber vor allen, weil sie seiner lieben Rahel Kinder waren, besonders den schon zum Jünglinge herangewachsenen Joseph. Dadurch wurde dieser übermüthig, suchte sich über seine ältern Brüder zu erheben, und diese konnten daher den naseweisen Bruder nicht leiden. Als er einst vom Vater auf das Feld

weithin geschickt wurde, um nach ihnen zu sehen, hielten diese Rath, ihn zu tödten. Ruben aber warnte sie, nicht Blut zu vergießen, und schlug vor, ihn in eine wasserleere Cisterne zu werfen. Von dort wollte er ihn heimlich herausziehen, und ihn zum Vater zurückschicken. Aber noch ehe dies möglich war, verkauften ihn die andern Brüder an vorüberziehende Kaufleute, die ihn, alles Weinens ungeachtet, nach Aegypten fortführten, während die schändlichen Brüder dem alten Vater Jacob den in Blut getauchten Rock Josephs schickten. „Diesen Rock haben wir gefunden," ließen sie ihm sagen: „siehe zu, ob es deines Sohnes Rock sey oder nicht." Da glaubte Jakob, ein wildes Thier habe seinen Joseph zerrissen, und überließ sich gränzenlosem Schmerze.

Joseph wurde in Aegypten an Potiphar, einen Kämmerer des Königs Pharao von Aegypten, verkauft, und diente ihm treu. Aber Potiphars böses Weib verleumdete ihn bei seinem Herrn, und dieser ließ ihn ins Gefängniß werfen. Hier saß er zusammen mit dem Oberbäcker und dem Obermundschenk des Königs. Beide träumten in einer Nacht einen Traum, der sie besorgt machte, weil man damals an Träume glaubte, und Gott sich auch wirklich manchmal der Träume bediente, den Menschen seinen Willen zu offenbaren. Joseph legte beiden den Traum aus, und siehe da! seine Weissagung traf ein. Nach geraumer Zeit hatte auch der König einen bedenklichen Traum. Er sah aus dem Nil 7 schöne, fette Kühe aufsteigen, welchen 7 häßliche, magere Kühe folgten. Die magern aber fraßen die fetten auf; doch blieben sie mager wie zuvor. Auch sah er 7 schöne volle Aehren; die wurden von 7 dürren Aehren verschlungen. Da kein Traumdeuter den Traum auslegen konnte, fiel dem indessen wieder zu Gnaden angenommenen Obermundschenken der noch immer im Gefängnisse schmachtende Joseph ein. Der König ließ ihn holen, und dieser deutete ihm den Traum: es würden alsbald 7 reiche Jahre eintreten; denen aber würden 7 magere Jahre folgen, und er rieth dem Könige, in den fruchtbaren Jahren die Speicher zu füllen, damit es zur Zeit der Dürre nicht an Brod fehlen möchte. Diese Rede behagte dem Könige so, daß er ihn sogleich über das ganze Land

setzte, damit er das ausführe, was er so eben angerathen hatte. Er wurde aus einem armen gefangenen Sclaven der erste Minister des Königs. Die ganzen 7 reichen Jahre hindurch schüttete er große Kornvorräthe auf, so daß es während der 7 dürren Jahre in Aegypten keinen Mangel gab.

Aber die benachbarten Länder erlitten dieselbe Dürre, und da sie keinen Joseph hatten, so hatten sie auch nicht gespart, und litten nun große Hungersnoth. Auch in Kanaan war dieser Mangel. Jakob sandte daher, als er von dem Vorrath in Aegypten hörte, seine 10 ältesten Söhne hin, Korn zu kaufen. Joseph erkannte sie wohl, sie ihn aber nicht, und er konnte sich nicht enthalten, sie, ehe er sich ihnen zu erkennen gäbe, erst etwas zu ängstigen. Er that daher, als hielte er sie für Kundschafter, und warf einen von ihnen ins Gefängniß, bis die andern mit dem Bruder Benjamin zurückkämen. Ungern ließ der alte Jakob seinen liebsten Sohn mit ihnen ziehen; nur die Noth konnte ihn dazu vermögen. Aber noch war die Verstellung Josephs nicht zu Ende; erst als er ihre Angst aufs höchste getrieben hatte, öffnete er die Arme, und rief: „ich bin ja Joseph, euer Bruder! kennt ihr mich denn nicht mehr? Euer Bruder, den ihr nach Aegypten verkauftet!" Wer beschreibt den Schreck der Brüder, da sie nun seine ganze Rache fürchten mußten, aber auch ihre Freude, als er ihnen herzliche Vergebung ankündigte! „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott hat es gut gemacht." Geschwind mußten sie nun nach Kanaan zurück, um den alten Vater mit seiner ganzen Habe nach Aegypten zu holen, wo ihm Pharao einen besondern Landstrich, das Ländchen Gosen, zum Aufenthalt anwies. Als aber Joseph seinen Vater wiedersah, fiel er ihm um den Hals, und weinte lange. „Nun will ich gerne sterben," rief Jakob: „da ich dein Angesicht gesehen habe, daß du noch lebst!" — Jakob war schon 130 Jahre alt. Als er starb, beweinte ihn Joseph aufrichtig. Die Brüder aber fürchteten, nun würde sich Joseph an ihnen rächen, und baten ihn nochmals um Verzeihung. Da weinte Joseph über ihre Besorgniß, und sprach: „Fürchtet euch nicht; ich stehe auch unter Gott; ich will euch versorgen und eure Kinder!" Wie schön! —

So lange Joseph lebte, ging es seinen Brüdern und deren

Nachkommen gut. Als er aber gestorben war, und auch ein anderer Pharao über Aegypten herrschte, wurden sie sehr gemißhandelt. Denn die Israeliten — so hießen nun Abrahams Nachkommen — wurden so zahlreich, daß Pharao fürchtete, sie möchten den Aegyptern gefährlich werden, und sich wohl zu ihren Feinden schlagen. Darum wurden sie gezwungen, schwere Arbeiten zu verrichten, Ziegeln zu brennen, und Städte zu bauen. Dennoch mehrte sich — Gott hatte es ja dem Abraham also verheißen — ihre Zahl immer mehr, und nun befahl Pharao seinen Leuten, alle neugebohrnen Söhne der Israeliten ins Wasser zu werfen.

Um das Jahr 1500 vor Christus *) bekam die Frau Amrams, eines Israeliten, einen Sohn, den sie 3 Monate glücklich vor den Augen der Aegypter verbarg. Da dies aber nicht länger möglich war, so legte sie ihn in ein Kästchen, und setzte ihn ins Schilf am Nilufer aus. Hier fand ihn des Königs Tochter, nahm ihn mit sich, und erzog ihn. Moses — so hieß der Knabe — wuchs zum Manne kräftig heran. Einst sah er, wie ein Aegypter einen Israeliten mißhandelte; er stand dem letzteren bei, und war so unglücklich, den Aegypter durch einen Schlag zu tödten. Sich vor der Strafe fürchtend, floh er aus Aegypten nach Arabien, unfern der Gränze Kanaans. Hier erhielt er von Gott den Befehl, mit seinem Bruder Aaron zum Pharao zu gehen, und die Erlaubniß, sein Volk aus Aegypten nach Kanaan zu führen, zu begehren. Aber Pharao schlug ihnen die Bitte nicht nur ab, sondern legte den Israeliten noch schwerere Arbeiten auf, damit ihnen die Lust zu andern Dingen verginge. Aber Gott sandte, um das Herz Pharaos zu erweichen, allerhand Landplagen über Aegypten: Frösche, Ungeziefer, Seuchen, Hagel, Heuschrecken u. s. w. Alles vergebens. Da ließ Gott in jedem Hause der Aegypter, vom Könige an bis zum geringsten Manne, den ältesten Sohn in einer Nacht hinsterben, ebenso die Erstgeburt jedes Thieres. Jetzt ließ der König, von Schrecken ergriffen, den Israeliten sagen, sie möchten von hinnen ziehen sammt und sonders, mit allem ihren Vieh. Geschwind eilten

*) Also 500 Jahre nach Abraham, und 250 Jahre nach Joseph.

sie von dannen. Aber es gereute Pharao bald; er zog ihnen eilig nach, und als er ans rothe Meer kam, eilten die Israeliten vor seinen Augen durch das seichte Wasser hindurch; er aber, als er ihnen nachfolgen wollte, ertrank mit seinem ganzen Heere in der Fluth.

Vierzig Jahre lang zog nun das israelitische Volk in der Wüste umher. Denn Gott wollte, daß erst die alten, in Aegypten verdorbenen Israeliten aussterben sollten, ehe das folgende Geschlecht in Kanaan einzöge. Dies Land hatte er ihnen verheißen; darum wird es auch das gelobte (versprochene) Land genannt. Als Moses an den Berg Sinai kam, offenbarte sich ihm Gott, und schrieb ihm die Gesetze vor, die das Volk fortan befolgen sollte. Diese Gesetzgebung Moses hatte große Vorzüge vor der Religionsverfassung aller andern alten Völker, und ihre Unvollkommenheiten, deren sie auch noch viele an sich trug, lagen in der Beschaffenheit des israelitischen Volks, welches für eine vollkommenere Lehre noch nicht empfänglich war. Die Lehre: „es ist ein Gott! er ist der Schöpfer und Herr aller Dinge!“ lag allen übrigen Geboten zum Grunde, und damit sein Volk sich nicht durch das Beispiel der umwohnenden Völker zum Götzendienst hinreißen lasse, sollte es von ihnen möglichst abgesondert bleiben. Darum gab er ihm so viele Gebräuche, die es von den andern Völkern trennten; darum befahl er, die Israeliten sollten, wenn sie nach Kanaan kämen, alle Einwohner todt schlagen. Das thaten sie nun zwar nachher nicht; aber die Folgen dieser Nachsicht blieben nicht aus. Die andern Völker in Kanaan ließen die Israeliten Jahrhunderte lang nicht zur Ruhe kommen, und verleiteten sie oft zum Götzendienst. Moses war ein höchst weiser, achtungswerther Mann; nur sind seine Gesetze nachher von unverständigen Menschen oft gemißdeutet worden. Gewiß glaubte er nicht, daß Gott den Genuß mancher Speisen ungern sähe; aber er verbot sie ihnen doch, damit ihnen dadurch erschwert würde, mit andern Völkern zusammenzuleben. Daher sind auch die Juden bis auf unsere Tage ein unvermischtes Volk geblieben. In derselben Absicht befahl er auch, daß das ganze Volk nur einen einzigen gemeinschaftlichen Tempel haben sollte; sonst hätten sie ja leicht mit andern Völkern opfern können.

Damit sie nie vergäßen, daß sie nur Ein Volk wären, verordnete er: alle erwachsene Mannspersonen sollten an den drei hohen Festen jährlich an dem Orte zusammenkommen, wo der Haupttempel stand, und gemeinschaftlich zu Gott opfern. Moses dachte gewiß nicht so kleinlich, daß er den jüdischen Ceremoniendienst für die Hauptsache bei der Gottesverehrung gehalten hätte; aber er mußte ihn wohl einführen, um die Absonderung von den andern Völkern zu bewirken. Für seine Zeit war seine Gesetzgebung also sehr gut; für die spätere Zeit aber paßt sie freilich nicht mehr.

Schon in der Wüste fingen die Israeliten wieder an, an Gottes Hülfe zu verzweifeln, und sich zu den Götzen zu wenden, welche von den Aegyptern verehrt wurden. Aber Gott wollte, daß der Glaube an ihn, den Einigen, bei dem israelitischen Volke erhalten würde; darum ließ er immer wieder kraftvolle, gottbegeisterte Männer unter ihnen auftreten, welche den Götzendienst zerstörten, und den Dienst des einigen Gottes wieder herstellten.

Moses hat übrigens Kanaan nicht betreten. Er starb, 120 Jahre alt, noch in der Wüste, und erst Josua führte das Volk in das gelobte Land hinein. Nach manchem Kampfe wurde es den dort wohnenden Völkern abgerungen, und nun theilten sich 12 Stämme darein; nur der Stamm Levi erhielt keine Ländereien, aber dafür den zehnten Theil der Landeserzeugnisse, damit er Zeit behielte, die Opfer und andern gottesdienstlichen Gebräuche abzuwarten. Alle Israeliten waren nämlich nach den Söhnen Jakobs in 12 Stämme getheilt worden.

Die Israeliten waren ein recht veränderliches Volk. Recht oft ließen sie sich verleiten, die Götter der Landesbewohner mit anzubeten. Schickte ihnen dann Gott einen Krieg oder ein anderes Unglück, dann wendeten sie sich wieder zu ihm, und baten um seine Barmherzigkeit. Diese erwies ihnen Gott auch wirklich recht oft, und erweckte jedes Mal, wenn sie von Feinden umdrängt waren, kraftvolle Männer, welche das Volk anführten, und es von den Feinden befreiten. Diese Männer werden Richter genannt. Aber es war im Ganzen eine unglückliche Zeit; denn da eigentlich Keiner zu gebiethen hatte — die Richter geboten nur, so lange es Krieg war — so that Jeder, was ihm beliebte, und Einer verehrte Gott auf den Höhen der Berge, ein

Anderer im Heiligthume der Stiftshütte, ein dritter wieder betete die heidnischen Götzen an. Da trat Samuel, ein gottbegeisterter Mann, ums Jahr 1100 auf. Er sah ein, wenn dem Volke geholfen werden sollte, müsse der Unterricht besser werden, und sorgte daher für bessere Volkslehrer. Er errichtete Prophetenschulen, worin junge Männer, deren Herz von Liebe zu Gott und Tugend erwärmt war, zu Volkslehrern gebildet wurden. Nun erst fing es an, nach und nach besser zu werden. Auch gab Samuel dem Volke einen König.

Saul, aus dem Stamme Benjamin, wurde von Samuel zum Könige gesalbt, ein tapferer, glücklicher Krieger. So lange er sich an Gott hielt, gelangen ihm alle seine Unternehmungen; aber als er sich an diesem versündigte, fehlte ihm der Segen Gottes, und Trübsinn und Seelenangst kam über ihn. Gott beschloß, die Herrschaft von seinem Hause zu nehmen, und ließ den jungen David von Samuel zum künftigen Könige heimlich salben. In einem Kriege mit den Philistern, einem Volke, welches zwischen Palästina und Aegypten wohnte, erschlug David den großen Goliath, und erwarb sich dadurch großen Ruhm. Saul aber wurde neidisch darüber, und verfolgte den frommen Jüngling, obgleich Jonathan, Sauls Sohn, Davids Herzensfreund war. Zweimal zog er selbst gegen ihn zu Felde, und David hätte leicht den König fangen oder tödten können, wenn er nicht zu edel gedacht hätte, um sich an seinem Feinde zu rächen. Endlich kam Saul um in einer Schlacht gegen die Philister, und David wurde um das Jahr 1050 König. Er war ein Mann voll Gottesfurcht und Gottvertrauen, und die Psalmen, welche wir noch von ihm haben, sind voll religiöser Begeisterung. Er machte Jerusalem zur Hauptstadt des jüdischen Landes, ließ die Bundeslade dahin bringen, verbesserte den Gottesdienst durch Musik und Gesang, und nie war das Volk mächtiger als unter ihm. Die Feinde der Juden wurden bezwungen, und in Allem zeigte sich, daß Gott mit ihm sey. Aber auch David sündigte, und sogleich wendete sich Gott von ihm ab. Sein Feldherr Uria hatte eine Frau, Bathseba, welche dem Könige gefiel. Dieser befahl daher, daß Uria im Kriege an einen Posten gestellt würde, wo er umkommen mußte, und nun nahm er die Wittwe zur Frau.

Recht schön erzählt die Bibel, wie Gott ihn durch den Propheten Nathan zur Erkenntniß seiner großen Sünde gebracht habe. Nathan kam zu ihm, und sprach: „es war ein reicher Mann, der hatte viele Schafe und Rinder; aber es war auch ein armer Mann, der nur ein einziges kleines Schäfchen hatte; das zog er sorgsam auf mit seinen Kindern; es aß von seinem Tische, trank aus seinem Becher, und schlief auf seinem Schooße. Als nun der reiche Mann einen Gast bekam, wollte er seine Heerden schonen, nahm dem armen Mann das Schäfchen, schlachtete es, und richtete es dem Gaste zu." Als das David hörte, fuhr er im Zorne auf, und rief: „so wahr der Herr lebt! der Mann hat den Tod verdient, und er soll das Schaf vierfach bezahlen." Nathan aber sprach: „Du, du bist der Mann! So spricht der Herr, der Gott Israels: ich habe dich zum Könige gesalbt über Israel, habe dich errettet aus der Hand Sauls, habe dir ganz Israel gegeben, und wenn dies zu wenig ist, so will ich noch mehr hinzuthun; warum hast du solches Uebel gethan, und Uria gemordet, und sein Weib genommen? Darum wird nun Unglück über dich kommen." — „Ach!" sprach David: „ich bekenne, ich habe gesündigt wider Gott!" — „Gut!" antwortete Nathan: „weil du deine Sünde erkennst, wird dir Gott vergeben; aber zur Strafe für deine That wird das Kind der Bathseba sterben." Und so geschah es auch; nach 7 Tagen starb das Kind. Einen andern Kummer hatte David durch seinen ungerathenen Sohn Absalom, der die Herzen der Unterthanen vom Könige abwendig machte, und sich endlich gegen den eigenen Vater empörte. Gottlose Thaten bleiben nicht ungestraft; die Strafe folgte der schändlichen That auf dem Fuße nach. Absalom blieb, als sein Maulthier mit ihm unter einer Eiche dahinlief, mit den Haaren in den Zweigen hängen, und wurde von Joab, Davids Feldhauptmann, erstochen. „Wehe!" rief der gute David, als er die Bothschaft vernahm: „o Absalom! mein Sohn! mein Sohn! hätte ich doch für dich sterben können!"

Als David starb, wurde sein Sohn Salomo um das Jahr 1000 König, ein weiser und gottesfürchtiger Mann; darum war Gott auch mit ihm. Einst sprach zu ihm Gott im Traume: „bitte, was ich dir geben soll!" Da antwortete Salomo: „du

hast an meinem Vater David große Barmherzigkeit gethan. Nun, Herr, mein Gott, du hast mich zum Könige gemacht über ein zahlreiches Volk, und ich bin noch jung und unerfahren; darum wollest du mir geben ein gehorsames Herz, daß ich dein Volk recht richten möge, und einen verständigen Sinn, daß ich wisse, was gut und böse ist." Das gefiel Gott so gut, daß er sprach: „weil du dies bittest, und nicht um langes Leben, noch um Reichthum, noch um das Verderben deiner Feinde, sondern um Weisheit und Verstand, so habe ich gethan nach deinen Worten, und habe dir ein weises und verständiges Herz gegeben; dazu will ich dir auch geben, um was du nicht gebeten hast: Reichthum und Ehre, und wenn du wirst in meinen Wegen wandeln, und meine Gebote halten, wie dein Vater David gethan hat, so will ich dir auch ein langes Leben geben." Salomo hat den herrlichen Tempel in Jerusalem gebaut, eins der prächtigsten Gebäude des Alterthums. 160,000 Menschen mußten 7 Jahre daran arbeiten. Er stand auf der Spitze eines Berges, und war von weißen Quadern aufgeführt, so daß, wenn die Abendsonne ihn erleuchtete, sein Glanz weithin strahlte. Auf einem andern Berge, dem Tempelberge gegenüber, stand der königliche Palast, so daß Salomo täglich die Freude hatte, sein köstliches Werk zu beschauen. Er selbst weihte den Tempel ein, und sprach eine feierliche Rede vor dem Altare (1 Kön. 8.). „Meinet ihr auch," hieß es darin eben so wahr als schön, „daß Gott nur auf Erden wohne? Siehe! der Himmel und aller Himmel Himmel fassen dich nicht; wie sollte es denn dies Haus thun, das ich gebaut habe?" Nachmals erschien ihm Gott wieder, und erneuerte ihm seine Verheißungen: „wenn du vor mir wandelst, wie dein Vater David gewandelt hat, mit rechtschaffenem Herzen und aufrichtig, daß du thust alles, was ich dir geboten habe, und meine Gebote hältst, so will ich bestätigen dein Königreich über Israel ewiglich. Werdet ihr euch aber von mir abwenden, ihr und eure Kinder, und nicht halten meine Gebote, und andern Göttern dienen, so werde ich Israel ausrotten aus dem Lande, das ich ihnen gegeben habe!" Eine furchtbare Drohung, die leider erfüllt wurde. Schon Salomo erfuhr, daß Gottes Verheißungen wahrhaftig sind. So lange er Gott treu diente, waren alle seine

Thaten gesegnet, und es ging ihm sehr wohl. Aber nachmals ließ er sich durch seine heidnischen Frauen, deren er viele hatte, verleiten, zuzugeben, daß sie fremden Göttern Altäre errichteten. Da verkündigte ihm Gott, daß das Königreich von seiner Familie genommen werden sollte.

Als er starb, wurde zwar sein Sohn Rehabeam König über ganz Israel. Da ihn aber das Volk bat, milder zu regieren, als sein Vater zuletzt regiert hatte, drohte er ihnen, sie noch strenger zu beherrschen. „Hat mein Vater euch mit Ruthen gepeitscht, so will ich euch mit Geißeln züchtigen." Darauf fielen 10 Stämme von ihm ab, und wählten den Jerobeam zu ihrem Könige. So zerfiel das Reich in zwei ungleiche Theile. Das südlichere hieß das jüdische, und hier war Jerusalem die Hauptstadt, wo Rehabeam regierte. Das nördlichere aber hieß das israelitische. Seine Könige wohnten in Sichem, späterhin in Samaria. In jedem regierten ungefähr 20 Könige, die sich meist der Abgötterei ergaben, und dann auch unglücklich waren. Die benachbarten Völker machten unaufhörliche Einfälle, und nur mit Mühe konnten sich Juden und Israeliten ihrer erwehren; denn Gott hatte ihnen seinen Segen entzogen.

Unter den Königen Israels war keiner berüchtigter, als Ahab und seine Frau Isabel, ein rechter Ausbund eines nichtswürdigen Weibes. Hier nur eine ihrer schlechten Thaten.

Nahe bei dem Schlosse Ahabs lag ein Weinberg, der einem Manne, Namens Naboth, gehörte. Da dieser Weinberg dem Könige bequem gelegen war, so wünschte er ihn zu haben, und bot dem Naboth einen Verkauf an. Aber dieser wollte nicht darein willigen, weil das Grundstück schon seinen Voreltern gehört hatte, und ihm daher unschätzbar war. Darüber ärgerte sich Ahab, und erzählte den Vorfall der Isabel. „O!" sprach diese, „sey unbesorgt; den Weinberg sollst du bald haben; wozu wärst du denn König, wenn du dir nicht jeden Wunsch befriedigen könntest?" — Was that nun das böse Weib? Sie schrieb in Ahabs Namen an die Obrigkeit der Stadt, man sollte sogleich zwei Zeugen dingen, welche den Naboth beschuldigten, Gott und den König gelästert zu haben;

dann sollte man ihn vor Gericht laden, und ihn steinigen lassen. Das geschah alles, wie es Isabel vorgeschrieben hatte, und der unglückliche und unschuldige Naboth wurde getödtet. Schnell brachte ein Bote der Königin die frohe Nachricht; sie ging zu Ahab, und sprach: „nimm dir den Weinberg; denn Naboth lebt nicht mehr.“ Ahab mochte wohl ahnen, was geschehen war; aber er fragte nicht weiter danach, und setzte sich in Besitz des Weinbergs. Aber unrecht Gut gedeihet nicht. Gott beschloß, das nichtswürdige Ehepaar zu strafen. Auf seinen Befehl begab sich der Prophet Elias, der vergebens beide zu bessern oft versucht hatte, zu ihnen, und sprach: „da, wo die Hunde Naboths Blut geleckt haben, sollen sie auch das deine lecken, o König! Jammer soll über dich kommen, und Isabels Leichnam sollen einst die Hunde fressen. Niemand soll von deinem Hause übrig bleiben!“ — Die Weissagung ging bald in Erfüllung. Ahab wurde in einem Kriege getödtet, und als man seinen Leichnam auf einem Wagen nach Hause fuhr, und in die Gegend von Naboths Weinberg kam, liefen Hunde herbei, und leckten das herabtriefende Blut auf. Isabel aber wurde, als die Feinde in ihre Stadt drangen, aus dem Fenster gestürzt, und die Hunde fraßen ihre Leiche auf.

Endlich schlug für das Königreich Israel die Stunde des Untergangs. 720 Jahre vor Christi Geburt fiel der König von Assyrien, Salmanasser, in das Land ein, eroberte Samaria, nahm den letzten König von Israel, Hosea, gefangen, und führte das Volk nach Assyrien. Nur wenige blieben im Lande wohnen, und Leute von verschiedenen andern Völkern nahmen die verlassenen Wohnungen ein. Aus diesen gemischten Einwohnern entstanden die Samariter, die also weder rechte Juden, noch rechte Heiden waren, sondern bald die Götzen, bald Gott anbeteten.

Einhundert und zwanzig Jahre länger hielt sich das jüdische Reich. Oft war es schon nahe daran, auch den Assyrern in die Hände zu fallen; aber Gott errettete es noch immer, weil sich der König von Juda im Gebet an ihn wandte. Aber im Jahre 600 ging es auch unter. Die letzten Könige waren gottlos gewesen. Der letzte hieß Zedekia. Nebukadne-

zar, König von Babylon, eroberte Jerusalem, zerstörte es mit dem herrlichen Tempel, und führte das Volk in die Gefangenschaft nach Babylon, wo es 70 Jahre lang blieb.

Die Geschichte jedes Volks zeigt uns, wie es nur dem glücklich geht, der recht thut, wie aber der Gottlose der Strafe Gottes schon hier auf Erden nicht entgeht. Ganz vorzüglich erkennen wir dies aus der Geschichte der Israeliten, wo immer Rechtschaffenheit mit Glück, und Verbrechen und Laster mit Verderben verbunden sind. Denn „deine Augen stehen offen über alle Wege der Menschen, daß du einem jeden gebest nach seinem Wandel, nach der Frucht seines Wesens." (Jerem. 32, 19.)

4. Phönicier.

Zwischen Palästina und Klein-Asien lag das schmale Küstenland Phönicien, etwa 25 Meilen lang, und kaum 3—4 Meilen breit; denn Gebirge trennten es von Syrien. Hier wohnte ein fleißiges, unternehmendes, thätiges Völkchen, die Phönicier, und da sie nie darauf ausgingen, zu erobern, sondern ihre ganze Thätigkeit nur auf Handel und Fabriken richteten, so lebten sie gewöhnlich mit der ganzen Welt in Frieden, und jedes Volk bedurfte ihrer theils zum Absatze der Erzeugnisse des Landes, theils zum Einkauf der Bedürfnisse. Längs der ganzen Küste lag Stadt bei Stadt, eine immer betriebsamer als die andere, und in jeder zahlreiche Schiffe, die aus- und einliefen, um Waaren fortzuschaffen oder zu bringen. Kein Wunder, daß man diesem Volke die Erfindung der Schifffahrt zuschrieb. So viel ist wenigstens gewiß, daß es schon im grauesten Alterthume einen ausgebreiteten Seehandel trieb, der aber nirgends thätiger gewesen zu seyn scheint, als ums Jahr 1200. Indessen, ob die Phönicier gleich den Ruhm haben, die größten Seefahrer im Alterthum gewesen zu seyn, so können sie doch darin nicht mit unsern heutigen Seefahrern verglichen werden, weil ihnen zwei wichtige Hülfsmittel dazu abgingen: der Compaß und die Seekarten. Sie mußten daher, sobald ein trüber Himmel ihnen die Gestirne verbarg, ängstlich an den Küsten hinfahren, immer in der Besorgniß, die Richtung

zu verlieren, ein Verfahren, wobei sie sehr leicht scheitern konnten. Große Seefahrten konnten sie daher nicht unternehmen. Sie befuhren meist nur das mittelländische Meer, und hatten längs der Küste desselben eine Menge von Handelsstädten angelegt, unter denen keine bedeutender geworden ist als Carthago. Auch in Spanien hatten sie große Niederlagen; ja sie fuhren selbst ins atlantische Meer, und dann theils links an der Westküste von Afrika hinunter, theils rechts bei Portugal und Frankreich hinauf bis nach England, von wo sie Zinn, und nach der Ostsee, wo sie Bernstein holten. Man hat selbst vermuthet, daß sie Afrika umschifft hätten, was aber nicht mit Gewißheit bewiesen werden kann.

Während nun einige von ihnen als rastlose Kaufleute von Land zu Land fuhren, und Waaren gegen Waaren umtauschten, saßen andere daheim, und verfertigten künstliche Fabrikate, und sannen neuen Erfindungen nach. Mehrere solcher Erfindungen werden ihnen zugeschrieben, namentlich des Glases, der Purpurfärbereien, der Buchstaben. Was das Glas betrifft, so verdankten sie diese Erfindung einem bloßen Zufalle. Ein phönicisches Schiff legte sich einst an der Küste von Palästina vor Anker, wo sich gerade ein sehr feiner Sand befand. Die Schiffer stiegen aus, um zu kochen, und bereiteten sich aus einigen zufällig im Schiffe befindlichen Salpeterstücken eine Art von Heerd. Durch das Feuer aber wurde der Sand, der sich mit Asche und Salpeter vermischt hatte, geschmolzen, und als die Masse wieder hart wurde, lag — Glas da. Wie mochten die Leute sich nicht wundern! Geschwind machten sie neue Versuche, und legten nun große Glasfabriken in Sidon und Sarephta an. Aber zu Fensterscheiben und Spiegeln wurde es gar nicht, und zu Gefäßen nur wenig benutzt. Denn in den warmen Ländern vertraten Gardinen oder Laden die Stelle der Fenster; Spiegel machte man im Alterthume aus Metall, und auch die Gefäße wurden meist nur aus Thon oder auch aus Metall bereitet. Aber zu Putz- und Galanteriesachen benutzten die Phönicier das Glas desto mehr.

Ebenso zufällig war auch die Art, wie sie auf die ihnen nachher so einträgliche Purpurfärberei kamen. Ein Hirte, so erzählt

man, bemerkte den blutrothen Mund seines Hundes, und da er weiter nachforschte, fand er, daß das Thier Muscheln, die am Meeresstrande in Menge herumlagen, und auf die man bisher nicht geachtet, zerbissen hatte. Nun sammelte man sie sorgfältig, und färbte damit. Denn jede dieser Muscheln enthält eine kleine Blase, die mit einer herrlich rothen Farbe angefüllt ist. Es gab deren von allen Arten, vom dunkeln Violet bis zum schönsten Hochroth, und da man im Alterthum meist weiße Kleider trug, so pflegte man sie nun mit rothen Streifen zu versehen. Die Farbe war aber so theuer, daß nur Könige und steinreiche Menschen ganz purpurne Kleider tragen konnten; die meisten mußten froh seyn, nur einen rothen Saum um das Kleid tragen zu können. In Tyrus, der größten Stadt Phöniciens, waren die größten Purpurfärbereien, die den Einwohnern vieles Geld einbrachten.

Daß die Phönicier auch die Erfinder der Buchstaben wären, ist nicht so wahrscheinlich. Die Kunst zu schreiben war wohl schon weit früher in Indien und Aegypten zu Hause; da aber die Griechen die Buchstaben zuerst von den Phöniciern kennen lernten, so glaubten sie, diese wären auch die Erfinder davon.

Aber nicht nur mit den Waaren, welche ihr Land hervorbrachte, oder ihre Hände bereiteten, trieben die Phönicier Handel. Sie erhielten durch zahlreiche Karawanen die Reichthümer Asiens und Afrika's; Gold und Silber, Edelgesteine, besonders Räucherwerk, welches bei den Opfern in so großer Menge aufging, Sclaven, Elfenbein, Straußfedern, Gewürze und unzählig Anderes mehr, luden diese Waaren auf ihre Schiffe, und indem sie dieselben an andere Völker absetzten, tauschten sie dafür die Erzeugnisse ihrer Länder ein, und hatten dabei einen beträchtlichen Gewinn.

Von ihrer Geschichte wissen wir wenig. Auch würde sie wohl nur wenige wichtige Veränderungen aufzuweisen haben.

5. Babylonier, Assyrer, Meder.

Von der Geschichte dieser drei Völker, welche im vordern Theile von Asien, um die Flüsse Euphrat und Tigris, wohnten,

hat man nur Bruchstücke, und auch ihre älteste Geschichte ist, wie bei allen Völkern, in Fabeln gehüllt. Ob Babylonien oder Assyrien älter gewesen sey, weiß man nicht. Babylon soll von einem starken Helden, Nimrod, erbaut worden seyn, der vielleicht ums Jahr 2200 vor Christus gelebt haben mag.

Etwas mehr wissen wir von Assyrien. Hier lebte ungefähr um dieselbe Zeit, oder doch bald darauf, ein mächtiger König, Ninus, der, wie seine Frau Semiramis, die nach ihm regierte, ein großer Eroberer war, und sich viele Nachbarsländer unterwarf. Er soll die Stadt Ninive erbaut haben, von deren ungeheurer Größe uns die alten Nachrichten so viel sagen, daß man es für Uebertreibung halten würde, wüßten wir nicht aus den noch jetzt stehenden großen Ruinen von Theben in Aegypten, daß die Alten Geduld, Lust und Kraft genug hatten, dergleichen Städteungeheuer zu erbauen. Man höre: Ninive hatte an 12 deutsche Meilen im Umfange; die Mauern waren hundert Fuß hoch, und hatten eine solche Breite, daß oben wohl bequem drei Wagen neben einander fahren konnten. Auf der Mauer standen 1500 Thürme, und jeder Thurm war 200 Fuß hoch. Zwar scheint es sonderbar, daß von einer solchen Stadt, gegen welche unsere meisten Städte nur sehr winzig erscheinen würden, fast keine Spur mehr übrig ist; aber man bedenke, daß sie, weil es hier an Bruchsteinen fehlt, meist aus Backsteinen, die zum Theil nur von der Sonne gedörrt waren, gebaut wurden; auch daß man die Gewohnheit hatte, die Materialien zu den späterhin in der Umgegend gebauten Städten von den bereits zerstörten zu nehmen.

Ninus herrschte auch über Babylonien, und Semiramis soll die Stadt Babylon erbaut, oder wahrscheinlich wohl nur erweitert und verschönert haben. Auch diese Stadt war von ungemeiner Größe und Schönheit. Die Mauern liefen in ein regelmäßiges Viereck zusammen; jede Seite war über 2 Meilen lang. Mitten hindurch floß der Euphrat, und theilte die Stadt in zwei völlig gleiche Theile. Die Mauer, hundert Fuß hoch, war mit 250 Thürmen besetzt, und hundert eherne Thore führten in die Stadt. Die Straßen waren alle schnurgerade, und durchschnitten sich in rechten Winkeln. Längs dem Flusse waren

zwei lange Mauern errichtet, die so viele Thore hatte, als Straßen nach dem Flusse liefen. Ueber den Euphrat führte eine große, prächtige Brücke von ungeheurer Länge. Auf jeder Seite stand ein königlicher Palast. Um ungesehen von dem einen zum andern gelangen zu können, ließ Semiramis einen Gang unter dem Bette des Flusses anlegen. Von ihren andern großen Bauwerken wird auch viel Rühmens gemacht. So stand neben der großen Brücke ein ungeheurer Thurm, der Belusthurm. Von einer 300 Schritte ins Gevierte haltenden Grundfläche erhob er sich zu einer schwindelnden Höhe, und zwar so, daß 8 Thürme auf einander standen, der höhere aber immer etwas schmäler und niedriger war als der untere. Ganz oben war eine Capelle für den Gott Belus, der hier für sich ein goldenes Bette und anderen goldenen Hausrath hatte, für den Fall, daß er einmal hier wohnen wollte. Noch berühmter sind die schwebenden Gärten der Semiramis. Darunter denke man sich hohe und ungeheuer dicke Mauern von ungleicher Höhe, die oben durch Gewölbe verbunden waren. Auf diese Decken war Erde in großer Menge geschüttet, so hoch, daß hier die Wurzeln der größten Bäume Raum hatten. Unterhalb waren Röhren angebracht, durch welche das Wasser zur Bewässerung des Gartens hinaufgeschafft wurde. So hatte nun Semiramis das Vergnügen, in einem Garten zu lustwandeln, der auf einer künstlichen Höhe stand. — Aber auch die größten Werke der Menschen zerfallen endlich. Von allen ihren Bauwerken ist nichts mehr übrig, als einige Schutthaufen in der Gegend, wo einst die große Babel stand, aus denen man noch jetzt manchmal Backsteine, Amulete, Münzen u. dgl. ausgräbt.

Um das Jahr 888 soll das große Assyrische Reich untergegangen seyn, indem der letzte König Sardanapal, ein weibischer Mensch, sich mit allen seinen Schätzen und Weibern verbrannte, weil er an seiner Rettung verzweifelte, als zwei seiner Statthalter ihn in seiner eigenen Hauptstadt belagerten. Aus seinem großen Reiche gingen drei neue hervor, die bald neben einander existirten, bald einander einverleibt waren. Sie hießen: das neu-assyrische, babylonische und medische Reich.

Im neu-assyrischen Reiche folgten mehrere Könige auf einander, welche mit den Reichen Juda und Israel häufige Kriege führten, und wir wissen schon, daß einer unter ihnen, Salmanassar, endlich 720 das israelitische Reich zerstörte. Endlich wurde auch Neu-Assyrien von einem mächtigeren Reiche verschlungen. Es war dies das babylonische.

Um das Jahr 600 nämlich regierte über Babylonien ein großer König, Nebukadnezar, der sich die benachbarten Länder unterwarf, und also ein großes, mächtiges Reich zusammenbrachte. Auch Assyrien und Medien mußten ihm gehorchen, Jerusalem wurde erobert und zerstört. Die Juden wurden fortgeführt, und in Aegypten ein zerstörender Einfall gemacht. So lange er lebte, blieb das gewaltsam zusammengebrachte Reich beisammen; kaum aber war er todt, so löste es sich auch schon wieder auf, wie die folgende Periode erzählen wird.

Unbedeutender scheint das medische Reich gewesen zu seyn. Es hatte auch dann und wann eigene Könige, zuletzt aber mit dem vorigen gleiches Schicksal. Es wurde wie dieses von einem mächtigeren Reiche verschlungen. So entstehen Reiche, blühen und gehen unter, wie einzelne Menschen.

6. Hellenen.

So nannte sich ein Volk, welches in dem südlichen Theile der jetzigen europäischen Türkei wohnte. Wir pflegen sie Griechen zu nennen. Es war ein höchst bewegliches, aber geistvolles Volk, voll der herrlichsten Anlagen, und noch jetzt lesen wir mit Entzücken die trefflichen Geisteswerke ihrer Dichter und Geschichtsschreiber, und betrachten mit Bewunderung die schönen Bauwerke und Bildsäulen, die von ihnen übrig sind. Schöner, geschmackvoller baute niemand als sie, wenn auch die Aegypter sie an Großartigkeit übertroffen haben. Es war das erste Volk des Alterthums, obgleich das Ländchen, welches sie bewohnten, im Grunde nur einen Winkel von Europa ausmacht.

Die Halbinsel Morea, in welche die europäische Türkei südlich ausläuft, wurde von den Griechen der Peloponnes genannt. Er hängt mit dem Festlande durch eine schmale, felsige Landenge zusammen, die man den Isthmus nennt. Darüber

liegt, ringsum vom Meere oder von Bergreihen umschlossen, in einer Richtung von Südosten nach Nordwesten ein kleines, aber schönes Ländchen, Hellas. Beide Länder: Hellas und Peloponnes, waren der Schauplatz, auf welchem sich die Griechen bewegten. Weiter hinauf wohnten andere Völker, welche sie nicht für die Ihrigen erkannten, weil sie ihnen an Kultur weit nachstanden. Das Gebirge Oeta trennte sie von Thessalien. Neben diesem lag, am ionischen Meere, Epirus. Ueber Thessalien war Macedonien, links neben demselben Illyrien, und erst rechts neben Macedonien kam Thracien, wo das heutige Constantinopel liegt.

Die älteste Geschichte der Hellenen ist, wie die aller Völker, in dunkle Sagen gehüllt, die wenigstens zum Theil offenbar ins Reich der Fabeln gehören. Viel ließe sich davon erzählen, weil sie meist recht geistreich und ergötzlich sind; aber nur die wichtigsten mögen hier einen Platz finden. Woher die ersten Bewohner Griechenlands gekommen sind, weiß niemand mit Gewißheit, vielleicht aus der Gegend des Caucasus, woher überhaupt Europa bevölkert seyn soll. Zwei Völkerschaften wurden anfangs unterschieden: Pelasger und Hellenen. Jene wohnten mehr im Süden, diese mehr im Norden. Aber bald erhielten die Hellenen das Uebergewicht, und drängten die Pelasger in die Gebirge zurück. Wer weiß indeß, wie lange auch die Hellenen roh geblieben wären, hätte ihnen nicht ihr gutes Glück dann und wann fremde Einwanderer zugeführt, welche aus ihrem Vaterlande neue Kenntnisse und edlere Begriffe mitbrachten. Denn es ist ziemlich gewiß, daß vieles in der Religion der Griechen indischen und ägyptischen Ursprungs ist.

Der erste dieser Einwanderer war um das Jahr 1550 Kekrops aus Niederägypten. Er ließ sich in der Gegend nieder, wo nachher Athen lag, also im südöstlichsten Theile von Hellas, und legte den Grund zu jener nachher so berühmten Stadt. Die rohen Einwohner lehrte er den Ackerbau, den Oelbaum, die Schifffahrt kennen, und wurde also ein wahrer Wohlthäter für diese Gegend.

Funfzig Jahre darauf, ums Jahr 1500, ereignete sich für Thessalien ein großes Unglück. Eine Ueberschwemmung trat ein,

und trieb die Menschen ins Gebirge; viele kamen ums Leben. Die griechische Sage davon hat sehr viel Aehnliches mit der Erzählung von der Sündfluth. Zeus, so heißt es, sey unzufrieden gewesen mit dem sündhaften Menschengeschlechte, und habe daher so vielen Regen vom Himmel gesandt, daß alles überschwemmt worden sey. Nur Deukalion und seine Frau Pyrrha, die nicht lange vorher aus der Gegend des Caukasus nach Thessalien gekommen war, wurden, weil sie fromm waren, gerettet. Auf Befehl der Götter baut Deukalion ein Schiff, nimmt von jeder Thierart ein Paar hinein, und treibt auf der Fluth umher, bis sich das Wasser verlaufen hat. Dann opfert er den Göttern, und erhält von diesen den Befehl, die Gebeine seiner Mutter hinter sich zu werfen. Durch Nachdenken erkannte er, was die Götter damit meinten. Die allgemeine Mutter der Menschen ist die Erde, und ihre Knochen sind die Steine. Aus den Steinen, welche er hinter sich warf, wurden Männer, und aus den von der Pyrrha geworfenen, Weiber. — Die Geschichte Noah's war wahrscheinlich auch in Griechenland bekannt worden, und man hatte die nähern Umstände auf die deukalionische Ueberschwemmung angewendet. Die Nachkommen Deukalions waren eben die Hellenen, die vorher als Feinde der Pelasger angeführt worden sind.

Ungefähr um dieselbe Zeit (1500) kam ein zweiter Einwanderer nach Griechenland, Kadmos, ein Königssohn aus Phönicien. Dieser baute Theben, auch in Hellas, nördlicher als Athen, und lehrte die Einwohner die Buchstaben und phönicischen Götter kennen.

Ein dritter Ankömmling war Danaos, ums Jahr 1485. Ihn hatte sein Bruder Aegyptos aus Aegypten vertrieben. Danaos kam nach Argos, einer Stadt im Peloponnes, und bemächtigte sich derselben. Jetzt bot ihm sein Bruder eine Aussöhnung an, und sie sollte besiegelt werden durch eine Heirath zwischen den 50 Söhnen des Aegyptos und den 50 Töchtern des Danaos. Aber dieser konnte die erlittene Schmach seinem Bruder nicht vergessen, und auf sein Geheiß mußten seine Töchter ihre Männer im Schlafe ermorden. Nur eine, die sanfte Hypermnestra, die jüngste, vermochte nicht, den geliebten

Gemahl zu tödten, und entfloh mit ihm in der Dunkelheit der Nacht. Späterhin gelang es auch ihren Bitten, ihn mit ihrem Vater zu versöhnen. Aber die 49 andern Danaiden mußten zur Strafe in die Hölle wandern, und dort die hoffnungsloseste aller Arbeiten verrichten: mit einer bodenlosen Kanne nämlich ein bodenloses Faß füllen.

Der vierte Einwanderer endlich war Pelops, der aus Phrygien, einer Provinz Kleinasiens, kam, und sich ums Jahr 1350 im Peloponnes niederließ, der von ihm diesen Namen (Pelops-Insel) erhielt.

So erhielten die Griechen nach und nach Künste und bessere Sitten, gewannen den Ackerbau lieb, bauten Häuser, da sie vorher in Hütten gewohnt hatten, und bildeten sich zu einzelnen Staaten.

Die griechische Sagengeschichte ist reich an trefflichen Helden, deren Thaten märchenhaft erzählt werden. Bald kämpften sie mit wilden Thieren, bald rotteten sie Räuber aus, bald tödteten sie fürchterliche Ungeheuer. Unter den Helden ragte keiner mehr hervor, als der tapfere Herkules, der König eines kleinen Ländchen im Peloponnes. Löwen zu erdrosseln, wilde Stiere und Eber zu fangen, Drachen zu besiegen und Riesen zu erschlagen, war ihm eine Kleinigkeit. Er mag, wenn er ja gelebt hat, ums Jahr 1250 gelebt haben.

Zu derselben Zeit lebte auch Theseus, Sohn eines Königs von Athen, auch ein wackrer Held und Räuberbezwinger. Die Athener mußten zu seiner Zeit aller 9 Jahre 7 Jünglinge und 7 Jungfrauen nach der Insel Kreta schicken, wo ein Ungeheuer sie auffraß. Theseus fuhr mit, um den Minotaur — so hieß das Unthier — zu erschlagen. Durch Hülfe der Königstochter Ariadne gelang es ihm auch. Er nahm sie darauf zwar als seine Frau mit, ließ sie aber voll schändlichen Undanks auf der Felseninsel Naxos zurück. Der Himmel läßt kein Unrecht ungestraft. Theseus kam nach Athen zurück, wollte dem Vater in die Arme eilen, und fand ihn — todt. Er hatte sich, in dem Wahne, daß Theseus umgekommen sey, kurz vorher ins Meer gestürzt.

Solche Helden gab es damals, wie gesagt, viele; aber

jeder verrichtete seine Thaten für sich, auf seine eigne Hand. Die erste große Unternehmung, an welcher viele Antheil nahmen, war der Argonautenzug. In Kolchis, einer Stadt am Fuße des Kaukasus, am östlichen Ufer des schwarzen Meeres, wurde ein goldenes Widderfell (das goldene Vließ) in einem heiligen Haine aufbewahrt. Jason, ein Königssohn aus Thessalien, verband sich mit mehreren Helden seiner Zeit, es zu holen, und dem Könige von Kolchis, Aeetes, abzutrotzen. Der Sänger Orpheus *) und viele andere waren von der Gesellschaft; auch Herkules; doch ging dieser unterwegs davon ab. Nach vielen Abentheuern kamen die Argonauten — so nannte man sie, weil ihr Schiff Argo hieß — nach Kolchis zum Aeetes, und Jason forderte das goldne Vließ. „Du sollst es haben," antwortete ihm der König, „wenn du mir zuvor drei kleine Bedingungen erfüllst. Du sollst nichts weiter thun, als 1. zwei wilde flammenspeiende Stiere mit Hörnern und Klauen von Erz an den diamantnen Pflug da spannen, und damit vier Morgen Acker umpflügen; 2. das Päckchen Drachenzähne hier in die Furchen säen; sogleich werden eiserne Männer mit Waffen aus der Erde emporsteigen; mit denen mußt du so lange kämpfen, bis keiner von ihnen mehr am Leben ist; 3. mußt du mit einem feuerspeienden Drachen kämpfen, der in jenem Walde das goldene Vließ bewacht. Das ist's Alles, und zwar mußt du damit in Einem Tage fertig werden." Der König zweifelte nicht, daß Jason gleich bei dem ersten Versuch umkommen würde. Gewiß wäre das auch geschehen, hätte er nicht an der Tochter des Königs, Medea, eine Retterin gefunden. Sie hatte Mitleiden mit dem edeln Jünglinge, und gab ihm, denn sie war eine Zauberin — die nöthigen Zaubermittel, um jeder Gefahr trotzen zu können. Jetzt öffneten sich die Schranken, und die wilden Stiere stürzten schnau-

*) Die Macht des Gesanges auszudrücken, erzählten die Dichter von ihm, die wilden Thiere hätten sich, wenn er gesungen, schmeichelnd zu seinen Füßen gelegt, ja die Baumgipfel hätten sich zu ihm heruntergebeugt, und die Steine wären ihm nachgelaufen!

bend auf Jason los; aber plötzlich blieben sie vor ihm stehen, und bogen willig ihre Nacken unter das Joch; denn er hatte sich mit einer Zaubersalbe bestrichen, welche ihn unverwundbar machte, und die Wildheit der Stiere zähmte. Geschwind pflügte er auf und nieder, und säete die Drachenzähne. Da schoß rasselnd die Saat der eisernen Männer auf, welche drohend auf ihn eindrangen. Aber er warf einen Zauberstein, den ihm Medea gegeben hatte, unter sie, und sogleich wandten sie sich von ihm ab, und fielen sich selbst unter einander mit solcher Wuth an, daß bald keiner von ihnen mehr am Leben war. Aeetes, welcher als Zuschauer zugegen war, um das Verderben Jasons mit anzusehen, erschrak über das, was so unerwartet unter seinen Augen vorging. Er gab vor, es werde ihm unwohl, verschob die Erfüllung der dritten Bedingung auf den folgenden Tag, und begab sich eilig hinweg. Aber er hatte die Absicht, die Argonauten heimlich ermorden zu lassen. Auch hier rettete wieder Medea. Sie weckte den Jason noch in der Nacht, und beschwor ihn, sogleich das Vließ zu holen. Sie giengen in den Wald, brachten dem feurigen Drachen ein Einschläferungsmittel bei, nahmen das goldene Vließ, und eilten mit den Argonauten aufs Schiff. Natürlich nahm Jason die Medea mit, und schon waren sie weit weg, als sie hinter sich blickten, und den Aeetes sie eilig verfolgen sahen. Ihn aufzuhalten, gebrauchte Medea ein scheusliches Mittel. Sie nahm ihren kleinen Bruder Absyrtos, welchen sie mitgenommen hatte, schlachtete ihn, und steckte seine blutigen Glieder hier und da am Meeresufer auf. Sie erreichte ihren Zweck; denn als der König die Glieder seines Söhnchens erkannte, ließ er anhalten, und während er sie sammelte, entkamen die Fliehenden. Aber eine Ehe, welche mit einem Verbrechen angefangen wurde, konnte unmöglich glücklich seyn. Medea, die den Vater betrogen hatte, war eben so wenig eine gute Ehefrau, und hat dem Jason vieles Herzeleid gemacht.

Weit wichtiger als der Argonautenzug war die Unternehmung der Griechen gegen Troja. Diese reiche, blühende Stadt lag in Klein-Asien. Ihr König hieß Priamos. Er hatte 50 blühende Söhne. Einer derselben, Paris, besuchte

einst seinen Gastfreund, den König Menelaos von Sparta im Peloponnes. Aber Paris war ein Schelm; er entführte ihm, als er einst abwesend war, seine schöne Frau, Helena, und brachte sie mit nach Troja. Menelaos war außer sich. Er schwur dem treulosen Freunde blutige Rache, eilte zu seinem Bruder Agamemnon, König von Mycenä, auch im Peloponnes, und zu den andern Fürsten Griechenlands, und beschwor sie, ihm darin beizustehen. Längst mochten sie auf den Reichthum des Priamos neidisch seyn; sie sagten also dem erzürnten Menelaos gern ihre Hülfe zu. Schnell wurden die nöthigen Schiffe gezimmert, die größten Helden ganz Griechenlands fanden sich im Hafen von Aulis in Hellas beisammen, und Agamemnon wurde zum Anführer des ganzen Heeres gewählt. Aber — lange harrten sie auf günstigen Wind zur Abfahrt, und als man endlich den Priester Kalchas fragte, warum die Götter ihnen zuwider wären, antwortete er zum Entsetzen Aller: „Iphigenia, die Tochter Agamemnons, muß geopfert werden; das ist der Wille der Götter!" So ungern auch der unglückliche Vater des Mädchens daran gehen wollte, so mußte er sich doch endlich, da der Wind nicht günstiger wurde, und das Volk zu murren anfing, entschließen, sein liebes Kind aufzuopfern. Schon war das Volk dazu versammelt, schon brachte man das Opfer herbei, — da ließ sich eine Wolke auf das Mädchen herab, und als sie sich wieder verzog, sah man statt der Iphigenia ein Reh, ein sichtliches Zeichen, daß die Göttin Diana sich habe erbitten lassen. Das Thier wurde nun geopfert, und der Wind sogleich günstig. Die Griechen schifften glücklich hinüber.

Nun begann der Krieg. Ein alter Dichter, Homeros, der wohl 1000 Jahre vor Christus gelebt haben mag, hat in einem herrlichen Gedichte die Kämpfe beschrieben, welche 10 Jahre lang auf dem Felde vor Troja zwischen Trojanern und Griechen gehalten wurden. An regelmäßige Schlachten war da nicht zu denken; aber die einzelnen Helden traten hervor, forderten sich zum Zweikampfe heraus, oder bekämpften sich, wie einer den andern traf. Vor allen Helden Troja's glänzte der treffliche Hector, auch ein Sohn des Priamos, der unermüd-

lich im Kampfe war, während der feige Paris daheim saß, und seine Waffen putzte. Einst forderte Hector, um den Kampf mit einem Schlage zu endigen, den Tapfersten der Griechen zum Zweikampfe heraus. Lange wußten die Griechen nicht, wen sie dem kräftigen Hector entgegenstellen sollten. Endlich warfen sie das Loos, und es traf den Ajax. Beide kämpften mit gleichem Muth, gleicher Kraft und gleicher Kunst, bis endlich über dem Kampfe die Nacht einbrach. Jetzt mußten sie von einander lassen, aber schön und ehrenvoll für Hector war die Art, wie er sich von seinem Feinde trennte; denn nur ein edler Mann erkennt das Gute auch an seinem Widersacher. „Wahrlich, Ajax," sprach Hector, „du bist ein trefflicher Krieger; Keiner unter allen Griechen versteht es, den Speer so kräftig zu führen. Aber nun laß uns vom Kampfe ruhen, und ein ander Mal ihn auskämpfen. Doch ehe wir von einander scheiden, laß uns einander rühmliche Gaben verehren, damit man einst bei Troern und Griechen von uns rühme: Seht, sie kämpften den Kampf der geistverzehrenden Zwietracht, und dann schieden sie beide in Freundschaft wieder versöhnt." Zugleich band Hector sein Schwert nebst der Scheide ab, und reichte es dem Ajax mit dem schönen Wehrgehenke. Dieser dagegen verehrte ihm seinen schönen purpurnen Leibgurt, und so ging Jeder, den Andern hochachtend, zu den Seinigen zurück.

Zehn Jahre schon hatten Trojaner und Griechen mit einander gekämpft, und immer noch widerstanden die festen Mauern der Stadt. Da gelang es einst dem Hector, auf den Griechen Patroklos zu treffen; sie kämpften, und Patroklos fiel. Dessen Herzensfreund war aber Achilleus, einer der tapfersten und gefürchtetsten Helden im griechischen Heere, der sich aber mit Agamemnon verzürnt hatte, und deswegen unthätig im Lager war. Als er den Tod seines Freundes erfuhr, ergab er sich dem wildesten Schmerz. Er warf sich lautweinend auf den Boden, bestreute Haupt und Kleid mit Staub, und wälzte sich in wilder Verzweiflung. Dann fuhr er auf, und schwur dem Geiste des entschlafenen Patroklos ihn am Hector blutig zu rächen. Er eilte hin auf das Schlachtfeld, und wüthete

fürchterlich gegen die Trojaner, die haufenweise vor dem Einzelnen flohen. Einen nach den andern stach er zu Boden; aber kein Blut konnte seine lechzende Rache kühlen, so lange Hector noch lebte. Nach ihm schaute er wild umher; Hector aber vermied den ganzen Tag über den wüthenden Löwen. Erst am Abend ermannte er sich, und beschloß, den Kampf auf Tod und Leben zu bestehen, so sehr auch von der Mauer herab Vater und Mutter flehten, daß er sich der Gefahr entziehen möchte. Jetzt erblickte ihn Achilleus, und flog frohlockend herbei, wie ein Habicht, der die Taube erblickt. Hector erschrak, und wollte sich fassen; aber der wilde Blick seines Feindes überwältigte unwillkührlich seinen sonst so kühnen Muth; seine Füße wandten sich zur Flucht. Der schnelle Achilleus flog hinter ihm her, und als er ihn drei Mal rings um die Stadt gejagt hatte, vermochte Hector nicht mehr. Er stand keuchend still, und erwartete ruhig seinen Verfolger. „Genug, Achilleus!" rief er, „weiter entfliehe ich dir nicht. Nun stehe ich dir fest entgegen, und kämpfe mit dir, ich tödte dich nun oder ich falle. Aber vorher laß uns im Angesichte der Götter einen Bund beschwören: wenn ich siege, so will ich deinen Leib nicht mißhandeln, sondern deinem Volke zurückgeben; dasselbe thue auch mir!" Da schaute ihn Achilleus wild an, und schrie: „Nichts vom Vertrage zwischen dir und mir! Werden auch jemals Löwen und Menschen sich befreunden, oder Wölfe und Lämmer in Eintracht leben? So wie ein bitter Haß auf ewig sie trennt, so giebt es kein Bündniß zwischen uns beiden. Aber nun zeige, ob du die Lanze zu schwingen vermagst; denn länger sollst du mir nicht entrinnen!" Zugleich warf er die Lanze mit gewaltiger Kraft. Aber Hector warf sich schnell nieder aufs Knie, daß sie weit über ihn hin in den Sand flog. Nun sprang er frohlockend auf, und rief: „Gefehlt! weit gefehlt, du göttergleicher Achilleus! Du dachtest wohl, du thörigter Schwätzer, deine Worte würden mich schrecken, und von hinten wolltest du dann mit dem Speere mich durchbohren. Aber nicht also! Nun nimm du dich in Acht vor der Schärfe meines Speeres!" Mit diesen Worten schleuderte er die Lanze gerade auf Achilleus, der sie aber mit dem undurchdringlichen Schilde auffing. Schnell griff dieser danach, und hatte nun eine Waffe, während Hector

waffenlos da stand. Jetzt erkannte er, daß seine Todesstunde gekommen sey. „Wehe mir!" rief er klagend aus, „ich vernehme den Ruf der Götter, wie sie mich zum schrecklichen Tode abrufen. Zu entfliehen ist es zu spät; nun ergreift mich das Schicksal!" Zwar zog er das Schwert, und drang damit auf Achilleus ein, um ruhmvoll kämpfend zu fallen; aber dieser fing mit dem Schilde die Hiebe auf, und rannte ihm die Lanze tief in die Kehle, daß er augenblicklich unter dem Frohlocken der zuschauenden Griechen niedersank. Auch noch sterbend wiederholte Hector seine flehende Bitte: „ich beschwöre dich bei deinem Leben, bei deinen Knien und bei deinen Eltern, wirf meinen Leib nicht den Hunden vor, sondern sende ihn für schweres Lösegeld nach Troja, damit ihn die Meinigen beerdigen." Aber der wilde Achilleus hörte nur auf die Stimme seiner Rache, und als Hector verschieden war, befestigte er Riemen an seine Fersen, band ihn an seinen Wagen, und schleifte ihn durch das Feld bis ins Lager, wo er ihn, mit Staub und Blut besudelt, zum Fraße der Hunde hinwarf.

Wer beschreibt das Geschrei und Jammern in Troja, besonders im Hause des alten Priamos? Als es Nacht war, machte er sich allein auf nach dem griechischen Lager; denn er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sein geliebtester Sohn unbeerdigt bleiben sollte. Unerkannt kam er bis zum Zelte des Achilleus, bat diesen fußfällig um Zurückgabe der theuern Leiche, und erhielt sie endlich für schweres Lösegeld.

Trotz dem Verluste des tapfern Hectors wehrten sich die Trojaner doch so mannhaft, daß die Griechen schon abziehen wollten, als einer von ihnen eine List erfann. Es wurde ein ungeheuer großes Pferd aus Holz gezimmert, in dessen hohlem Bauch mehrere der tapfersten Streiter sich bargen. Die andern zogen scheinbar ab, hielten sich aber in der Nähe. Kaum waren sie fort, als das Volk herausströmte, das Thier anzuschauen, und einmüthig wurde beschlossen, es in die Stadt zu ziehen. Nun überließen sich die erleichterten Trojaner ganz der Freude, schwelgten bis tief in die Nacht, und legten sich sorglos schlafen. Da öffnete sich das unheilbringende Pferd, und entlud die eisernen Männer, die nun schnell den Andern die Thore öffneten, und mit

ihnen über die schlaftrunkenen Trojaner herfielen. Nur wenige entkamen dem gräßlichen Blutbade; auch der Greis Priamus fand mit Weib und Kindern seinen Tod, und die Stadt sank in Asche.

Dann kehrten die Griechen einzeln nach Hause zurück. Aber viele von ihnen fanden unterwegs ihren Tod, andere erreichten das Vaterland erst nach tausend Gefahren. Keiner hatte deren mehrere, als der kluge Odysseus, König der kleinen Insel Ithaka im ionischen Meere. Er mußte 10 Jahre umherirren, litt mehr als ein Mal Schiffbruch, und hatte mit Riesen und Ungeheuern zu kämpfen, ehe er seine Heimath erreichte. Sehr anziehend schildert diese Abentheuer derselbe Homeros, der schon oben erwähnt ist, in einem andern Gedichte; aber der Raum verbietet, einzelnes derselben zu erzählen. Endlich kam er nach Ithaka, und fand hier zwar seine treue Frau Penelope seiner sehnlichst harrend, aber auch das ganze Schloß voll unverschämter Fremder, die hier auf seine Rechnung schwelgten und praßten, weil sie ihn längst für todt hielten. Diese brachte er alle ums Leben, und nun erst konnte er sich der Seinigen freuen.

Die Zerstörung Troja's pflegt man in das Jahr 1184 zu setzen.

Obgleich Griechenland im Grunde nur ein kleines Land war, so kam es doch nur selten vor, das sich alle, oder auch die meisten Stämme zu einer solchen gemeinschaftlichen Unternehmung, wie der trojanische Krieg war, vereinigt hätten. Jede Stadt machte ein Ganzes für sich aus; höchstens gehörten die in der nächsten Umgegend gelegenen dazu. Es konnte daher nicht fehlen, daß ewige Uneinigkeiten, Eifersüchteleien und selbst Kriege unter ihnen waren. So lange jedes Ländchen seinen eigenen König hatte, war noch eher an Einigkeit und Uebereinstimmung zu denken. Aber in den nächstfolgenden Jahrhunderten machte sich eine Stadt nach der andern frei. Es wurden Republiken eingeführt, in denen es an Partheiungen nicht leicht fehlen kann, und so würden sich gewiß die griechischen Staaten bald ganz vereinzelt haben, hätten nicht einige gemeinschaftliche Einrichtungen sie noch einigermaßen zu-

sammengehalten. Dies waren das Amphiktyonengericht, die Orakel und die gemeinschaftlichen Spiele.

Das Amphiktyonengericht war eine uralte Einrichtung zunächst der nördlicher wohnenden Griechen. Zwölf Staaten gehörten zu diesem Bunde. Jeder schickte jährlich zwei Abgesandte dazu, und diese 24 Männer sollten über Frieden, Religion, Sittenreinheit wachen. Ein herrlicher Zweck, nur Schade, daß in der späteren Zeit die Griechen auf die Aussprüche der Amphiktyonen nicht viel achteten, und diese hatten keine äußere Macht in Händen, sich Gehorsam zu verschaffen. Jeder Verbündete mußte schwören: keine Stadt des Landes zu zerstören, keiner das Quellwasser abzuschneiden, keinen Tempel, selbst nicht im Kriege, zu plündern.

Im ganzen Alterthum herrschte der Glaube, daß die Götter geneigt wären, durch die Priester den Menschen Winke für die Zukunft zu geben. Es gab daher auch in Griechenland mehrere Tempel, wo den Fragenden durch den Mund der Priester der Wille der Götter verkündigt, und die Zukunft gedeutet wurde. Alle diese Orakel aber traten zurück vor der Majestät der Heiligkeit zweier Orakel, dessen zu Dodona und zu Delphi.

Dodona lag in Epirus. Die Entstehung dieses Orakels geht in die graue Vorzeit zurück. Eine schwarze Taube, ging die Sage, sey aus einem Tempel von Theben in Oberägypten nach Epirus geflogen gekommen, habe sich auf eine hohe Eiche gesetzt, und mit menschlicher Stimme befohlen, daß dem Zeus ein Orakel errichtet werden solle. Die Einwohner von Dodona wären sogleich zum Werke geschritten. Das soll wohl so viel heißen, als: eine Priesterin aus Theben sey, wer weiß durch welche Veranlassung, vielleicht durch Seeräuber, nach Epirus gekommen, und habe unter den barbarischen Einwohnern den ägyptischen Tempeldienst eingeführt.

Berühmter noch war das Orakel in Delphi, in der Mitte von Hellas. Am äußersten südlichen Ende des Berges Parnaß war eine schwarze, schauerliche Höhle, ringsum von hohen Bergen umgeben. Aus ihren Ritzen stieg unaufhörlich ein erstickender Schwefeldampf empor, der die, welche ihn ein-

zogen, in Krämpfe und Geistesverwirrung versetzte, und ein sorgfältig von den Priestern unterhaltener Wahn erzählte, daß durch diese Oeffnung der Gott Apollo den Fragenden durch den Mund der Priester Antwort ertheile. Ein alter griechischer Geschichtschreiber erzählt den Ursprung des Orakels folgenderweise: „An dem Orte, wo jetzt das Innere Heiligthum des Tempels ist, war eine Erdkluft. Eine Heerde Ziegen weidete um dieselbe, und so wie sich eine derselben der Kluft näherte und hineinsah, so machte sie wunderliche Sprünge, und gab eine Stimme von sich, die von ihrer sonst gewöhnlichen Stimme ganz verschieden war. Der Hirte dieser Ziegen, voll Verwunderung über diesen sonderbaren Vorfall, ging näher zur Kluft, und sah selbst hinein, um zu sehen, was das Ding wäre, und siehe da! es ging ihm eben so wie den Ziegen. Diese sprangen wie Begeisterte, und er sagte zukünftige Dinge vorher. Als sich hierauf das Gerücht von diesem Vorfall unter den Landeseinwohnern verbreitete, kamen mehrere an diesen Ort, um sich der Kluft zu nähern. Alle wollten das Wunder selbst versuchen, und so wie sich einer näherte, ward er begeistert. Dies brachte dem Orakel Bewunderung zuwege, und machte, daß man die dort gegebene Weissagung der Göttin Erde zuschrieb. Eine Zeitlang pflegten diejenigen, welche einen Orakelspruch haben wollten, an die Kluft heranzugehen, und sich einander zu weissagen; da aber in der Folge viele in der Begeisterung in die Kluft hineinsprangen, und keiner von ihnen wieder zum Vorschein kam, so beliebten die Einwohner dieser Gegend, damit Keiner wieder in Gefahr komme, eine einzige Frau als Weissagerin für Alle anzustellen. Für sie errichteten sie einen Dreifuß" u. s. w. Um diesen Erdschlund nun wurde Delphi amphitheatralisch erbaut, und die ganze Gegend war so wild romantisch, daß das Gemüth des Befragenden schon dadurch zum Ernste und zur bangen Erwartung gestimmt wurde. In dem Kessel, worin das Heiligthum lag, brachen sich an den Felswänden unzählige Echo's, und vermehrten den Schauder dessen, der in diesen abgeschiedenen Ort hinabstieg. Aber auch die Kunst hatte alles aufgeboten, die Ankommenden in eine ängstliche Spannung zu versetzen. Schon in der Ferne er-

blickten sie auf den Rücken der den Tempel umgebenden Berge die Zinnen der heiligen Gebäude, und die goldenen, silbernen und marmornen Bildsäulen, welche dem Gotte geschenkt waren. Hatte man die Höhen erreicht, und stieg man nun in die Tiefe hinab, wo der Tempel lag, so wurde man von heiligen Hainen umfangen, deren Oel- und Lorbeerbäume einen düsteren Schatten verbreiteten. Eine wilde, rauschende Musik tönte den Kommenden entgegen, und Wolken von Weihrauch stiegen empor. Erst nachdem sie sich durch Opfer, Fasten und Bäder vorbereitet, und die üblichen Geschenke dargebracht hatten, erhielten sie die Erlaubniß, ins Heiligthum einzutreten. Dies geschah unter rauschender Musik, in feierlicher Prozession, und nun ließ man sie in eine besondere Capelle treten. Ihre Fragen hatten sie auf Täfelchen geschrieben, und den Priestern übergeben. Jetzt erschien die Pythia. So hieß die Priesterin, aus deren Munde das Orakel kommen sollte. Sie bestieg, mit Lorbeern umkränzt, den heiligen dreifüssigen Sessel, der gerade über dem Schwefelpfuhle stand. Kaum hatte sie sich gesetzt, als der Schwefeldampf ihr die Besinnung raubte. Sie verfiel in fürchterliche Zuckungen, der Schaum trat ihr vor den Mund, die Haare sträubten sich, die Augen gingen wild im Kopfe herum, und sie wäre hinabgestürzt, hätten die Priester sie nicht gehalten. Die Töne, welche sie in diesem Zustande ausgestoßen hatte, wurden von den Priestern sorgfältig aufgemerkt, auf die Fragen daraus eine Antwort zusammengesetzt, die aber, damit das Orakel nicht Lügen gestraft würde, immer so zweideutig gestellt war, daß die Priester, wenn die Weissagung nicht eintraf, leicht sagen konnten, es sey anders gemeint gewesen.

Aber keine Einrichtung verband die Griechen mehr zu Einem Ganzen, als die gemeinschaftlichen Spiele, unter denen die von Olympia oben an stehen. In dem westlichen Theile des Peloponnes, welchen man Elis nannte, war in der Nähe eines reizenden Flusses ein dem Zeus geweihter Hain, und davor ein großer geebneter Platz. Diese Gegend nannte man Olympia. Erst später entstand hier eine Art von Stadt. Schon vor undenklichen Zeiten waren hier dann und wann

Spiele gefeiert worden; aber während der Unruhen, die in den nächsten Jahrhunderten nach der Zerstörung Trojas statt fanden, waren sie in Vergessenheit gerathen. Da kam ein König von Elis, Iphitos, welcher ungefähr 900 Jahre vor Christus lebte, auf den glücklichen Gedanken, die alten gemeinschaftlichen Spiele zu erneuern. Er fragte deshalb bei dem Orakel in Delphi an, und dieses antwortete: „allerdings sollen die einst in Olympia gefeierten Spiele erneuert, und dazu ein allgemeiner Waffenstillstand in Griechenland ausgerufen werden." Nun ging der König schnell ans Werk, und er sah zu der bestimmten Zeit eine ungeheure Menge aus allen Theilen Griechenlands versammelt.

Alle vier Jahre wurden diese Spiele im Julius gefeiert, und jeder freie Grieche, der sich durch keine schlechte Handlung entehrt hatte, konnte daran Theil nehmen. Wer irgend zu Hause abkommen konnte, fand sich hier ein, und nicht nur europäische Griechen, sondern selbst die aus den griechischen Colonien in Kleinasien und Afrika. Jeder fand hier seine Freunde und entfernten Verwandte, mit denen er einige Tage in recht ungestörter Wonne zubringen konnte; neue Freundschaften wurden geschlossen, Geschäfte abgeschlossen, und Jeder fühlte, aus welchem Ländchen er auch seyn möchte, mit Entzücken, daß er ein Grieche sey. Was Jeder in den vier Jahren erlebt, wurde hier den Freunden erzählt, und so sehr freute sich Jeder auf diese glücklichen Tage, daß selbst erbitterte Kriege so lange ausgesetzt wurden, um sich hier mit einander ungestört ergötzen zu können.

Das Fest währte 5 Tage. Am ersten und am letzten wurden dem Zeus feierliche Opfer gebracht, damit Keiner im Rausche der Freude vergäße, daß es der Gottheit geheiligte Spiele wären. Dann begannen die Spiele, die im Wettlaufe, Wagenrennen, Ringen, Faustkampf, Springen und Diskuswerfen *) bestanden. Der große dazu bestimmte Platz war

*) Diskus war eine runde schwere Scheibe von Stein oder Metall, mit einem Loch in der Mitte, wie unsere Mühlsteine, nur freilich viel kleiner. Die Kunst bestand darin, sie so in die Luft



mit dickem Sande bestreut. Eine Mauer theilte ihn in zwei ungleiche Hälften. Der größere war zu den Wagenrennen, der kleinere zu den andern Uebungen bestimmt. Die zahllosen Zuschauer saßen auf den ringsum laufenden hohen Sitzen, und außerhalb sah man eine Unzahl von Hütten, Buden, Bänken, Säulengängen, Lauben, so daß es schien, als wenn eine Stadt aus der Erde hervorgezaubert sey, die in wenigen Tagen eben so schnell wieder verschwand, als sie entstanden war. Waren nun die Spiele vorüber, so erhielten die Sieger zwar nur einen Olivenzweig, aber dieser, ihnen im Angesichte von ganz Griechenland gereicht, war ihnen theurer als das größte Kleinod. Herolde riefen die Namen aus, und diese wurden von allen Anwesenden mit lautem Jubel wiederholt. Das war eben die große Freude für die Sieger, daß ihre Namen durch ganz Griechenland bekannt wurden. Einst, erzählt man, waren unter den Siegern zwei Brüder. Nachdem sie die Olivenzweige erhalten hatten, holten sie aus den Zuschauern ihren alten entzückten Vater, schmückten ihn, der in seiner Jugend auch einmal in Olympia gesiegt hatte, mit den Zweigen, hoben ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn im Triumphe rings um den Schauplatz herum. Alle nahmen Theil an der Freude des guten Alten, und priesen die kindliche Liebe der Söhne. Viele warfen ihm Blumenkränze zu, und einige riefen: „Nun stirb nur, Alter! denn ein größeres Glück kannst du dir nicht wünschen!" Wirklich sank auch der Greis vor den Augen aller Zuschauer entseelt zu Boden; die Freude über das Glück seiner Söhne hatte ihn getödtet.

Späterhin wurden hier auch vorzügliche Werke den versammelten Griechen vorgelesen. Geistvolle Männer stritten um die Ehre, das beste Werk in der Geschichtschreibekunst, der Dichtkunst, besonders der dramatischen, geliefert zu haben. Hundert und 12 Jahre nach der Stiftung dieser Spiele fing man an, die Jahre nach ihnen zu berechnen. Man nannte die

---

zu schleudern, daß sie mit der Kante auf die Erde schlug, und dann noch weit hinrollte. Wer am weitesten damit kam, hatte gesiegt.

vier Jahre, welche zwischen einer und der andern Feier lagen, eine Olympiade. Das Jahr 776 vor Christus ist das, mit welchem man anfing. Diese Spiele haben sich über 1000 Jahre erhalten; so sehr hing das Volk daran.

Außer ihnen gab es auch noch dergleichen Spiele in Delphi, welche dem Apollo zu Ehren gefeiert wurden, und die pythischen genannt wurden; bei Corinth, dem Neptun zu Ehren; man nannte sie die isthneischen, weil Corinth auf dem Isthmus, der Landenge, welche den Peloponnes mit Hellas verbindet, lag; und die nemeischen bei Nemea im Peloponnes, dem Herkules zu Ehren. Die ersteren wurden auch alle 4 Jahre, die beiden letzteren aber alle 3 Jahre gefeiert. Indessen wurden sie nie so allgemein als die olympischen besucht.

So viele Städte und Städtchen in Griechenland auch waren, so zeichneten sich doch nur zwei davon ganz vorzüglich aus, und waren die Tonangeber des ganzen Volks: Sparta im unteren Theile des Peloponnes, und Athen im südöstlichen Theile von Hellas. Von beiden sind uns auch die meisten Nachrichten aufbehalten worden. Die Einwohner jeder dieser zwei Städte waren aber an Sitten, Einrichtungen, Bildung und Lebensart gänzlich verschieden, und dies hing vorzüglich von den verschiedenen Gesetzen ab, welche ihnen von zwei ausgezeichneten Männern gegeben wurden.

Es ist schon gesagt worden, daß alle griechischen Städte nach und nach die Königswürde abgeschafft, und eine republikanische Verfassung, jede nach ihrer Weise, eingeführt hatten. Nur in Sparta hatte man zwei Könige beibehalten, welche zu gleicher Zeit regierten. Aber sie standen in so wenigem Ansehen, daß eine allgemeine Verwirrung einriß; ihren Befehlen wurde selten gehorcht, und das Volk theilte sich noch dazu in Partheien, deren eine der andern entgegenarbeitete. Ja die Verwirrung wurde endlich so groß, daß gar der eine König in einem Tumulte auf öffentlichem Markte erstochen wurde. Wenn die Noth am größten ist, so ist auch gewiß die Hülfe am nächsten. Der ermordete König hatte zwei Söhne, Polydektes und Lykurg. Jener wurde König, und da er bald

starb; so folgte ihm Lykurg auf dem Throne. Da hörte er, die Wittwe seines Bruders habe einen Sohn bekommen. „Gut!" sprach er, „der muß König seyn; ihm kommt es zu; ich will den Thron nur verwalten, bis er erwachsen ist." Zwar ließ ihm die Mutter sagen, sie sey bereit, das Kind umzubringen, wenn er sie zur Frau nehmen wolle; aber er verwarf den schändlichen Antrag mit Verachtung, ließ das Kind geschwind zu sich bringen, und zeigte es mit Entzücken den vornehmsten Spartanern, die gerade bei ihm speisten, als ihren König. Das war schön, aber er that noch mehr für sein Volk. Sein richtiger Verstand erkannte, daß demselben nur durch bessere Gesetze und eine bestimmte Verfassung geholfen werden könnte. Um sich zu diesem wichtigen Geschäfte vorzubereiten, begab er sich auf Reisen. Nirgends gab es damals bessere Gesetze, als auf der Insel Creta (jetzt Candia). Daher reiste er zunächst hierhin; dann ging er nach Klein-Asien. Ueberall untersuchte er genau die bestehenden Einrichtungen, und nachdem er mit sich einig war, wodurch ein Volk am glücklichsten und kräftigsten gemacht werden könnte, kehrte er nach Sparta zurück. Er legte dann seine Gesetze dem delphischen Orakel vor, und bekam die schmeichelhafte Antwort: er sey ein Götterfreund, mehr ein Gott als ein Mensch, und seine Verfassung die trefflichste unter allen. Nun ging er schnell ans Werk. Zuerst gewann er das Vertrauen der Verständigsten unter den Vornehmen und der Könige; des Volkes war er schon gewiß; dann erschien er mit seinen Vorschlägen in der Versammlung, und 30 wohlbewaffnete Freunde waren bereit, die wenigen Uebelwollenden im Zaume zu halten.

Wie er die Regierung einrichtete, kann hier weniger Interesse haben; nur merke man sich, daß er zwar die beiden Könige beibehielt, sie aber durch weise Einrichtungen einschränkte. Dann bewog er die Spartaner, alle ihre Aecker dem Staate zu überlassen, und nun theilte Lykurg die spartanischen Felder in 9000, und die umliegenden Felder in 30,000 Theile und jeder Spartaner bekam eins von jenen, jeder aus der Nachbarschaft eins von diesen zum Eigenthum, damit künftig nicht mehr der Reichere den Aermeren drücke, und Gleichheit des Vermögens

auch gleiche Liebe zum Vaterlande bewirke. Auch wurde streng verboten, mehr als ein solches Theil zu besitzen.

So vernünftig auch Lykurgs Gesetze waren, so weichen sie doch von den unsrigen auf eine auffallende Weise gänzlich ab. So gehörten die Kinder nicht etwa, wie überall, den Eltern, sondern dem Staate. Sobald ein Knabe geboren war, wurde er von den dazu bestimmten Aufsehern besichtigt. War er stark und gesund, so wurde er den Eltern zur ersten Erziehung zurückgegeben; war er aber schwächlich, so schleppte man ihn hinaus nach einem nahegelegenen Gebirge, und stürzte den armen Säugling in einen tiefen Abgrund hinab. Aber auch die am Leben Erhaltenen blieben nur bis zum siebenten Jahre bei den Eltern; dann brachte man sie in die öffentliche Erziehungsanstalt, wo einer wie der andere gehalten, und sie an Entbehrungen, an Abhärtung und an Gehorsam mit größter Strenge gewöhnt wurden, ohne daß die Eltern ein Recht hatten, darein zu reden. Schon als kleine Kinder mußten sie baarfuß gehen, mit geschornem Kopfe, schlecht bekleidet, und auf hartem Lager schlafen; in der Erziehungsanstalt wurde diese harte Gewöhnung noch geschärft. Man gab ihnen nur schlechte Speisen, und so wenig, daß sie nie satt wurden, und daher genöthigt waren, sich Lebensmittel zu stehlen, wenn sie sich einmal sättigen wollten. Ihre Hauptbeschäftigung war, ihre Körperkräfte durch Laufen, Ringen, Sprüngen, Schwimmen u. dgl. zu üben, und um sie recht abzuhärten, wurden sie jährlich an einem gewissen Feste auf den bloßen Rücken unbarmherzig gegeißelt, so daß ihnen manchmal das Blut herunterlief. Dabei war es nun die größte Ehre, die Schmerzen ohne Klagen auszuhalten, und keine Miene zu verziehen. Streng wurde auf den pünktlichsten Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten gehalten; ferner gewöhnte man sie an B e s c h e i d e n h e i t in Worten und Handlungen, eine Tugend, ohne die ein junger Mensch nie liebenswürdig seyn kann. Auch lernten sie Musik, besonders das Absingen patriotischer Lieder, und die Kunst, verständige Antworten mit wenigen, aber treffenden Worten zu geben. Wenn so erzogene Knaben Männer wurden, so waren sie glücklich, weil sie wenige Bedürfnisse hatten; denn der ist immer am reichsten

und freisten, der von Bedürfnissen nicht abhängt. Die Erziehung der Mädchen war fast eben so; auch sie mußten sich abhärten und die Kräfte des Körpers üben, damit sie recht gesunde Mütter würden. Da aber Lykurg wohl wußte, daß auch der Abgehärtete sich leicht verweichlicht, wenn er es besser haben kann, so legte er auch den Erwachsenen strenge Entbehrungen auf. Damit sie keine bequemen Wohnungen bauten, so verbot er ihnen, zu Verfertigung der Thüren und Dächer sich andrer Werkzeuge zu bedienen, als der Säge und des Beils. Besonders aber wurden sie durch die gemeinschaftlichen Mahlzeiten zur Mäßigkeit gewöhnt. Jeder Bürger mußte nämlich monatlich ein gewisses Maaß an Gerstenmehl, Wein, Käse und Feigen und einiges wenige Geld dazu hergeben. Davon wurden die gemeinschaftlichen Mahlzeiten ausgerichtet, an denen jeder Theil nehmen mußte, und als einst ein König aus dem Kriege ermüdet heimkehrte, und um seine Portion bat, um sie zu Hause mit seiner Frau zu verzehren, so wurde ihm dies rund abgeschlagen. Bei diesen Mahlzeiten saßen sie zu 15 an Einer Tafel, und die Gerichte waren so einfach, daß sich niemand leicht den Magen überladen konnte. Die Hauptrolle spielte dabei eine schwarze Brühe, welche zum Fleisch herumgegeben wurde, und, so köstlich sie auch den nicht verwöhnten Spartanern mundete, jedem Fremden sehr unschmackhaft und widrig vorkam. Die Essenden lagen dabei auf langen, rohen, ganz ungepolsterten Bänken. Es war auch streng verboten, sich vor der Mahlzeit etwa zu Hause gütlich zu thun, und wer es sich bei der Tafel nicht gut schmecken ließ, wurde derb ausgelacht. Unter allen Einrichtungen, welche Lykurg machte, fand keine mehr Widerspruch, als die der gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Als er darüber zum Volke sprach, entstand ein so fürchterlicher Lärm, daß man selbst mit Steinen nach ihm warf, und ihn fortzugehen zwang. Ein junger heftiger Mann verfolgte ihn sogar mit einem Stocke, und schlug ihm das Auge blutig. Erst als das Volk das bluttriefende Gesicht seines Gesetzgebers sah, wurde es von Mitleiden gerührt, und übergab ihm den Thäter zur beliebigen Bestrafung. Und was that Lykurg? Er nahm ihn mit sich nach Hause, ließ sich von ihm mehrere Wochen

lang bedienen, behandelte ihn dabei aufs freundlichste, und zeigte ihm so viele Tugenden, daß der junge Mensch seine Ungezogenheit aufrichtig bereute, und aus seinem erbitterten Gegner sein eifrigster Freund wurde.

Auch Lykurgs andere Gesetze hatten die Absicht, die Spartaner möglichst von andern, weniger mäßigen Griechen zu trennen, und die Einführung jedes Luxus zu verhindern. Er verbot unter andern das Reisen ins Ausland ohne die dringendste Noth; auch sollte sich kein Fremder lange in Sparta verweilen, damit nicht fremde Sitten eingeführt würden. Ferner durften in Sparta keine goldnen und silbernen Münzen seyn. Nur eiserner durfte man sich bedienen, und mit diesen ließ sich nicht viel kaufen; denn zu einer nur mäßigen Summe hätte man gleich einen Lastwagen nöthig gehabt. Schauspiele durften gar nicht aufgeführt werden, und keine Dichter und Künstler in Sparta wohnen.

Ein Wunder ist es nun nicht, daß dies von Jugend auf so abgehärtete, von allen Bedürfnissen entwöhnte Volk recht kriegerisch war. Sie dazu zu machen, war auch Lykurgs vorzüglichstes Augenmerk. Der Krieg war daher für den Spartaner ein wahres Fest; im Lager fühlte er sich erst recht wohl. Ging es zur Schlacht, so schmückte er sich mit einem purpurfarbenen Kleide; ordnete sein Haar, schmückte es mit dem Kranze, und zog, bewaffnet mit Schwert, Lanze und Schild, beim Schalle der Feldflöte und unter Absingung eines Schlachtgesanges hinter dem Könige her. Unausbleibliche Schande traf den, welcher feige aus der Schlacht floh, und manche Spartanerin reichte ihrem in den Krieg ziehenden Sohne den Schild mit den Worten: „entweder mit diesem oder auf diesem!" ja man pries diejenigen glücklich, deren Männer oder Söhne nach einer tapferen Gegenwehr gefallen waren. Solche wurden dann ehrenvoll begraben, ihre Leichen mit Olivenzweigen bekränzt, und ihrem Andenken ein Denkmal gesetzt.

Nur Eine Einrichtung des Lykurg erfüllt den Menschenfreund mit Abscheu; die Behandlung der Heloten. Die Spartaner hatten nämlich schon lange vor Lykurg eine nicht weit von Sparta gelegene Stadt, Helos, erobert, die Einwohner nach Sparta geführt, und zu Sclaven gemacht. Während nun die Spartaner

selbst nichts arbeiteten, — denn Arbeit wurde hier für eine Schande gehalten — mußten die unglücklichen Heloten alle Arbeit allein übernehmen. Sie mußten das Feld bearbeiten, die Herren bedienen, bei Tische aufwarten, die Kinder beaufsichtigen, die Häuser bauen, das Ackergeräth verfertigen, und, gingen die Bürger in den Krieg, ihnen das Gepäck nachschleppen und das Lager aufschlagen, kurz alles Beschwerliche übernehmen, damit die Bürger Zeit hätten, nichts zu thun oder körperliche Uebungen vorzunehmen. Ja man schickte wohl gar die armen Heloten in schlechter Bewaffnung dem Feinde an den gefährlichsten Orten entgegen, um ihn vorläufig zu ermüden, damit nachher die Spartaner leichteres Spiel hätten. Und was wurde diesen Unglücklichen dafür? — Nichts als Mißhandlung von Seiten ihrer Herrn. Der Helot durfte sich nur in ein schlechtes Fell kleiden, und statt des Hutes mußte er eine Mütze von Hundefell tragen. Wurde einer stark und stämmig, so wurde er umgebracht, oder wenigstens recht gemißhandelt, damit er ja nicht etwa an Empörung denken sollte, — so wollte es das Gesetz ausdrücklich. Manchmal mußten sie sich betrinken, und dann auf offener Gasse herumtaumeln, damit die jungen Spartaner einen Abscheu vor dem Laster der Trunkenheit bekämen. Alle Jahre wurde, damit sie sich nicht zu sehr vermehrten, eine Jagd auf sie gemacht. Man kündigte ihnen den Tag dazu an; dann gingen die spartanischen Jünglinge bewaffnet aus, suchten sie auf, und schossen sie wie wilde Thiere nieder.

Lykurg lebte um das Jahr 888. Wenn und wo er gestorben ist, weiß man nicht gewiß. Er hat, sagt man, das Orakel befragt, ob er noch etwas zu seinen Gesetzen hinzuzusetzen habe, dann die Spartaner schwören lassen, seine Gesetze bis zu seiner Rückkunft zu beobachten. So reiste er ab und — kam nicht wieder. Was die Spartaner nachher waren und leisteten, verdankten sie vorzüglich seiner Gesetzgebung.

So viel zunächst von Sparta und seinem Lykurg. Nun zu Athen. Diese Stadt hatte früherhin auch einen König an der Spitze. Theseus war einer davon. Der letzte hieß Kodros, der sich durch seinen Tod fürs Vaterland großen Ruhm erworben hat. Es drangen nämlich einst Feinde aus dem Peloponnes in

Attika, die Provinz, worin Athen lag, ein. Ein Orakel hatte ihnen Sieg und Eroberung Athens verheißen, wenn sie sich hüteten, die Person des Königs von Athen zu verletzen. „Das ist ja leicht zu vermeiden,“ dachten sie, und schnell wurde im Lager streng verboten, dem feindlichen Könige das Geringste anzuthun. Aber Kodros hatte auch von dem Orakel gehört, und — sein Glück und Leben dem Wohle des Ganzen nachsetzend — zog er Bauernkleider an, schlich sich in das dorische Lager, und schimpfte einen feindlichen Soldaten; es kam zu Schlägen, und — Kodros wurde erschlagen. Das geschah 1068. Sein Leichnam wurde erkannt, und Schrecken bemächtigte sich der Feinde. Sie wandten sogleich um, und flohen nach dem Peloponnes zurück. Die Athenienser aber waren schon lange des Königthums überdrüssig, und wünschten eine Veränderung. „Keiner,“ sprachen sie, „ist es werth, der Nachfolger des trefflichen Kodros zu seyn,“ und so wählten sie seinen ältesten Sohn zum Archonten auf Lebenszeit. Darüber grollten dessen Brüder. Lieber wollten sie in der Fremde eigenen Gesetzen, als daheim dem Bruder gehorchen. An Müssiggängern, die sie begleiteten, fehlte es nicht; überdies war Attika mit Menschen überfüllt. Darum wanderte ein großer Schwarm aus, und ließ sich an der Westküste Klein-Asiens nieder. Sie nannten sich Jonier, und erbauten da eine Menge blühender Städte, unter denen sich Milet und Ephesus nachmals durch ihren reichen Handel und die Pracht ihrer Tempel besonders auszeichneten. Zu seiner Zeit wird von ihnen wieder die Rede seyn.

In Athen aber fühlte es das Volk bald, daß die sogenannte Freiheit die Bewohner eines Staats nicht glücklich mache. Unter den Königen war Ordnung und Gerechtigkeit gewesen; jetzt aber erhoben die Reichen und Vornehmen ihr Haupt mehr als je, und drückten das Volk, und schrie dieses nach Gerechtigkeit, so zeigte es sich, daß, wo es an bestimmten Gesetzen fehlt, auch keine Gerechtigkeit statt finden könne. Da übernahm es der Archont Drakon, dem Volke Gesetze zu geben. Aber es wurde dadurch wenig gebessert; denn er war zu diesem schweren Geschäfte nicht geeignet. Er hatte nämlich auf alle Vergehungen, gleichviel ob sie schwer oder leicht waren, nur zwei Strafen: Tod oder Ver-

bannung gesetzt, so daß, wenn man sie hätte streng beobachten wollen, Athen bald entvölkert gewesen seyn würde. Man sagte daher von ihnen, sie wären mit Blut geschrieben gewesen. Es riß also bald wieder die alte Gesetzlosigkeit ein. Man sah drei Partheien gegen einander kämpfen, und in den Straßen Athens Blut fließen.

Da ließ die Vorsehung, die über das Glück aller Völker wacht, einen Mann aufstehen, welcher auf Jahrhunderte lang der Wohlthäter seines Volks wurde, indem er ihm zweckmäßige Gesetze gab, unter denen sie sich wohl befanden. Denn nichts geht über das Glück, unter weisen Gesetzen zu leben. Dieser Mann war Solon. Er lebte um das Jahr 600, und benutzte sein Ansehen als Archon (es wurden jetzt alle Jahre neue Archonten gewählt) dazu, die neue Verfassung einzuführen. Gleich durch das erste Gesetz verschaffte er der ärmern Klasse unendliche Erleichterung. Die Armen waren nämlich nach und nach in Schulden gerathen, und die Zahlungsunfähigkeit gab dem Gläubiger das Recht, dem Schuldner nicht nur alles Eigenthum zu nehmen, sondern ihn selbst zum Sclaven zu machen. Zu welchen Bedrückungen mußte eine solche Einrichtung nicht führen! Da kam Solon, und schaffte Hülfe. Er setzte die Zinsen herunter, und gab dem Gelde einen höhern Werth, so daß nun die Armen mit wenigerem Gelde die Schulden abzahlen konnten. So sehr sich nun auch Solon dadurch um die ärmere Klasse verdient machte, so erkannte man — wie es zu geschehen pflegt — die Wohlthat doch nicht ganz an. Man tadelte ihn, daß er nicht die Schulden ihnen ganz erlassen, und, wie Lykurg, die Aecker in gleiche Theile getheilt hätte; und die Reichen waren vollends nicht zufrieden, weil er ihnen ihr Eigenthum geschmälert habe. Und doch war er ihnen mit gutem Beispiele vorangegangen, indem er seinen Schuldnern an 6000 Thlr. erließ. — Eine andere Einrichtung gefiel dem Volke besser. Er theilte es nach dem Vermögen in vier Klassen, und verordnete, daß nur aus den drei ersten die Staatsbeamten gewählt werden durften; mit Recht! denn den Armen fehlte es theils an der nöthigen Zeit, — alle Aemter wurden nämlich unentgeldlich verwaltet, — theils an der gehörigen Bildung. Dafür aber führte er allgemeine

Volksversammlungen ein, worin jeder erwachsene atheniensische Bürger erscheinen und seine Stimme geben konnte. Ungefähr alle 8 Tage wurde eine solche gehalten, und der Bürger dadurch gewöhnt, über das Wohl seines Vaterlandes nachzudenken; auch gewann dadurch das Selbstgefühl und die Vaterlandsliebe, da Jeder wußte, er habe mitzusprechen. Solon wußte indessen sehr wohl, daß das Volk leicht mißzuleiten sey; deswegen wurde das, was ihm vorgetragen werden sollte, vorher in der Versammlung von 400 verständigen Männern untersucht. Trotz dieser Vorsicht fehlte es nicht an Volksbewegungen und Partheiungen, und oft gelang es den Volksrednern, die Bürger zu unbesonnenen Maßregeln zu verleiten. Das sind die Folgen der republicanischen Verfassungen!

Eine höchst weise Einrichtung war die des Areopagus. Dies war der höchste Gerichtshof in Athen, der nur aus den abgegangenen Archonten, also aus den ältesten, weisesten und zuverlässigsten Männern bestand, und damit ja keine Partheilichkeiten vorkämen, so wurden seine Versammlungen des Nachts im Dunkeln gehalten, damit die Richter die Partheien nicht sähen, also auch nicht durch den Anblick der Thränen und der bittenden Mienen bestochen würden. Sie sprachen bloß über schwerere Verbrechen das Urtheil, und hatten die Aufsicht über die Religion, die Gesetze und die Sitten des Volks.

So gering auch die Entfernung Athens von Sparta war, so war doch keine Spur von der Gesetzgebung des Lykurg in die des Solon übergegangen, und es allerdings recht auffallend, wie zwei weise Männer so ganz verschiedene Mittel wählen konnten, ihr Volk glücklich zu machen. Ja die Gesetze Solons waren zum Theil denen des Lykurg geradezu entgegengesetzt. So wurde es in Sparta für eine Schande gehalten, zu arbeiten; dagegen durfte in Athen nicht nur Jeder eine Handthierung treiben, sondern es wurde sogar der Vater bestraft, der seinen Sohn kein Handwerk lernen ließ; dieser hatte dann nicht nöthig, den Vater im Alter zu unterhalten. Auch mischte sich in Athen der Staat nicht in die Erziehung der Kinder, die allein den Eltern zugehörten. Und dennoch kann man nicht sagen, daß die Athener schwächlicher, oder ungeschickter, oder weniger tapfer gewesen

wären, als die Spartaner; ja im Gegentheil wird sich in der Folge zeigen, daß jene muthig ausharrten, wenn diese manchmal an der Rettung des Vaterlandes verzweifeln wollten. Von Jugend auf wurden die Athener in den Waffen und in Gewandheit des Körpers geübt; aber nicht mit der harten Strenge wie in Sparta, und zugleich wurde auch ihr Geist veredelt und ihr Geschmack gebildet. Gingen die Bürger in den Krieg, so stritten sie mit Tapferkeit; denn sie wußten, daß, wenn sie fielen, ihnen ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, und ihr Andenken durch Reden verherrlicht würde. Auch die Kinder der für das Vaterland Gefallenen wurden auf öffentliche Kosten erzogen. Besonders lobenswerth war auch das menschenfreundliche Gesetz, daß Jeder gerichtlich belangt werden könne, der ein Kind, ein Weib, einen Armen oder einen Sclaven beleidige. Solche Gesetze mußten ein Volk milder, und für Künste und Wissenschaften zugänglicher machen, als die des Lykurg, und daher finden wir auch bei den Athenern eine schönere Blüthe der geistigen Ausbildung, als bei irgend einem andern Volke des Alterthums.

Die Gesetze Solons sind zwar mehrere Jahrhunderte hindurch beobachtet, aber doch auch bald nach seinem Tode theilweise abgeändert worden. Es zeigte sich auch hier recht die Unvollkommenheit und Schwäche aller menschlichen Unternehmungen. Denn während Solon nach Vollendung seiner Gesetzgebung eine Reise ins Ausland gemacht hatte, erhoben sich wieder die kaum durch ihn etwas beruhigten drei Partheien, und erneuerten ihren Kampf mit der alten Wuth. Zwar kam Solon eiligst wieder zurück, konnte aber doch nicht verhindern, daß sich der Klügste unter den Partheihäuptern, Pisistratos, ein schöner, ansehnlicher und reicher Mann, durch seine Freigebigkeit zum Liebling des Volks machte, und die Herrschaft an sich riß. Zwar wurde er mehrmals von seinen Gegnern vertrieben, aber zuletzt wußte er sich doch als Herrn von Athen zu behaupten, was dem alten Solon gewiß vielen Kummer machte. Aber die Athener wollten es ja nicht besser haben.

Solon gehörte zu den sogenannten sieben Weisen. Das waren Männer, die theils in Hellas, theils in Jonien auf der kleinasiatischen Küste, theils auf den Inseln im ägäischen Meere

(jetzt Archipel) lebten, sich mit Nachdenken über die Natur, über die menschliche Seele, über Religion, weise Gesetze u. s. w. beschäftigten, und, was das Nachdenken sie gelehrt, in lehrreiche Denksprüche abfaßten.

7. Die Römer.

Zu der Zeit, als die Griechen eifrig beschäftigt waren, ihre Verfassungen zu ordnen, als Lykurg seine Gesetze gab, wußte man von Italien noch so gut als nichts. Zwar lebte schon vor grauen Jahren im heutigen Toskana ein Volk, die Etrurier oder Etrusker, welches schon einige Kultur gehabt zu haben scheint;*) aber diese scheint nicht bedeutend gewesen zu seyn, da die umwohnenden Völker ganz roh blieben.

Als Troja zerstört wurde, rettete sich ein vornehmer Trojaner, Aeneas, aus der brennenden Stadt, trug seinen alten gelähmten Vater Anchises auf den Schultern fort, und führte sein Söhnchen Askan mit sich. Nach vielen Schicksalen und Gefahren kam er nach Mittelitalien, in die Nähe des nachherigen Roms. Hier baute Askan (Anchises und Aeneas waren indessen gestorben) eine Stadt, Alba longa.

In dieser Stadt lebten etwa 100 Jahre nach Lykurg (also wenn?) zwei Brüder, Numitor und Amulius, die zugleich regierten. Aber Amulius stieß seinen Bruder vom Throne, und ließ ihn zwar am Leben, mordete aber dessen Sohn, und machte die Tochter zu einer Vestalin, d. i. Priesterin der Göttin Vesta, als welche sie nie heirathen durfte. So hoffte Amulius verhindert zu haben, daß kein Rächer für den Numitor aufstände. Aber die Vorsehung wollte es anders. Jene Vestalin verband sich insgeheim mit einem Manne, und zwar, wie sie zu ihrer Entschuldigung sagte, mit dem Gotte Mars, und bekam Zwillinge. Sogleich ließ Amulius die Neu-

*) Wir haben noch von den Etruriern eine Menge schöngeformter Vasen (Gefäße) übrig, welche man nach und nach beim Graben in der Erde fand. Sie sind so zierlich und geschmackvoll, daß man allerdings auf einige Kultur des Volks schließen kann. Sie haben den besten unsrer Kaffee-, Thee- und Milchkannen zum Muster gedient.

gebornen in eine Wanne legen, und nach dem Flusse, der Tiber, die unfern floß, tragen, damit sie darin umkommen sollten. Dennoch wurden sie, wie einst Moses, glücklich erhalten. Der Strom war gerade ausgetreten; die Wanne blieb an einem wilden Feigenbaume, den man noch lange nachher zeigte, hängen, und kam, nachdem das Wasser ziemlich abgelaufen war, auf dem Trocknen zu stehen. Eine Wölfin, erzählt die Sage, habe sie gefunden, aber nicht gefressen, sondern gesäugt, bis der Oberhirt des Königs, Faustulus, die Kinder fand, und zu seiner Frau, Acca Laurentia, brachte, welche sie mitleidig als ihre Kinder aufzog, und den einen Romulus, den andern Remus nannte. Als die Knaben herangewachsen waren, thaten sie sich vor den Andern durch Muth und Geschicklichkeit hervor, und trieben Viehzucht und Jagd gleich den Andern. Endlich wurde ihre Abkunft durch einen Zufall entdeckt. Es entstand zwischen ihnen und den Hirten des Numitor ein Streit über die Weideplätze, und die letzteren mußten nachgeben. Um sich zu rächen, wollten sie sich der Brüder bemächtigen; aber es gelang ihnen nur, den Remus zu greifen. Diesen brachten sie zum Könige, der ihn zur Abstrafung an den Numitor auszuliefern befahl. Die Gesichtszüge des Jünglings, sein kühnes Benehmen, sein edler Anstand machten jenen aufmerksam, und als er sein Alter erfahren hatte, zweifelte er nicht länger, daß derselbe sein Enkel sey. Während dessen entdeckte Faustulus, durch die Umstände bewogen, dem Romulus das Geheimniß seiner Geburt. Dieser eilte daher geschwind zum Numitor, um diesen durch die Entdeckung zu verhindern, am Remus Rache zu nehmen. So wurde das Geheimniß noch offenbarer, und Numitor überlegte nun mit seinen Enkeln, was zu thun sey. Diese erboten sich, am Amulius in ihrem und des Großvaters Namen blutige Rache zu nehmen, was in jenen rohen Zeiten nicht nur erlaubt, sondern selbst Pflicht zu seyn schien. Sie stürmten mit ihren Gefährten hin zum König, schlugen ihn todt, und setzten den Numitor wieder auf den Thron.

Zur Belohnung baten sie sich aus, auf dem Hügel, an dessen Fuß sie einst gefunden waren, eine Stadt zu erbauen. Das wurde ihnen gewährt, und die neue Stadt Rom genannt.

Man setzt den Bau ins Jahr 754 vor Christus. Aber dabei entstand ein Streit zwischen den beiden Brüdern, und — Romulus schlug den Remus todt. So elend die erste Anlage der Stadt auch seyn mochte, so wuchs diese doch bald heran, theils wohl, weil alles Neue den Menschen anzieht, theils weil Romulus auf einem dicht daneben liegenden Berge einen Zufluchtsort anlegte, wo jeder unter dem Schutze der Götter sicher seyn sollte. An Zulauf scheint es nicht gefehlt zu haben; denn die Zahl der Einwohner wuchs zusehends, alles rüstige Burschen. Aber es fehlten ihnen Frauen für die neuen Wirthschaften. Sie warben zwar um die Töchter der benachbarten Völker; aber überall wurden sie zurückgewiesen. Da beschloß Romulus, List anzuwenden. Er lud die Nachbarn sämmtlich zu feierlichen Spielen ein, welche er mit den Seinigen geben wollte; auch die Töchter, hieß es, möchten sie doch mitbringen. Neugierig, die neue Stadt zu sehen, kamen sie in großer Anzahl. Aber gegen das Ende der Spiele stürzten plötzlich die jungen Römer auf ein gegebenes Zeichen auf die Jungfrauen los; jeder ergreift die, welche er sich schon mit den Augen erlesen hatte, und trägt sie, so viel sie auch schreit, vor den Augen der erstaunten und erzürnten Väter in seine Wohnung. Während nun diese rachekochend nach Hause gingen, vermählte Romulus die geraubten Jungfrauen mit den jungen Römern. Dieser Raub wird der Raub der Sabinerinnen genannt, weil die meisten vom Volke der Sabiner waren. Hätten die beleidigten Völker gemeinschaftliche Sache gegen Rom gemacht, so wäre dies gewiß verloren gewesen; aber sie kamen einzeln angezogen, und wurden so von den kriegerischen Jünglingen besiegt. Jetzt aber erschienen die Sabiner, die stärksten unter allen, und schon waren die Römer wegen des Ausgangs besorgt, als die Frauen, die indessen ihre Männer und die neue Wirthschaft liebgewonnen hatten, sich erboten, Friede zu stiften. Sie zogen in Trauerkleidern hinaus ins Lager der Sabiner, und bewogen diese wirklich, sich mit den Römern zu versöhnen. In der That schien Rom schon damals bestimmt zu seyn, eine große, mächtige Stadt zu werden; denn schon unter Romulus nahm es durch eine Reihe glücklicher

Umstände sichtlich an Umfang zu. Die ersten Römer hatten nur einen Hügel bebaut; die Sabiner verließen nun ihre Städte, und bauten sich neben den Römern auf zwei andern Hügeln an. Die Römer, deren erster König nun Romulus war, hatten solchen Geschmack am Kriege gefunden, daß sie mehrere der benachbarten Völker bekriegten, und zwar immer mit solchem Erfolge, daß sie nach jedem Kriege mächtiger und gefürchteter wurden. Es ist nicht zu leugnen, daß Romulus zum Herrschen ganz geeignet war. Seine Einrichtungen waren vernünftig, und haben sich daher zum Theil so lange erhalten, als das römische Reich währte. Er errichtete einen Senat aus 100 der angesehensten Männer, und theilte das Volk in Patricier oder Vornehme und in Plebejer oder Gemeine. Romulus starb plötzlich; ob ihn der Blitz erschlagen habe, wie die Sage ging, oder ob man ihn im Senate heimlich ermordet habe, ist nicht auszumachen.

Sein Nachfolger war der brave Numa Pompilius, ein Sabiner. Er war ganz das Gegentheil von Romulus. So kriegerisch, wie Romulus gewesen war, so friedlich war er, und wahrlich, eines solchen frommen Königs bedurften die wilden Römer, um ihre Wildheit durch die Scheu vor den strafenden Göttern zu zügeln. Als er zuerst nach Rom kam — er hatte bisher in einer benachbarten Stadt gewohnt — wollte er nicht eher König heißen, bis er, auf dem Tempelhügel stehend, die Götterzeichen empfangen hätte, ob die Götter seine Krönung gut hießen oder nicht. Dann machte er viele religiöse Einrichtungen, baute neue Tempel, führte neue Priesterklassen ein, und ließ vor jeder feierlichen gottesdienstlichen Handlung Herolde durch die Straßen gehen, um den Einwohnern anzuzeigen, daß sie so lange ihre irdischen Geschäfte ruhen lassen, und sich still verhalten sollten. Den Gottesdienst der Vesta, der schon früher in Alba longa gewesen war, verpflanzte er nach Rom, und bestimmte vestalische Jungfrauen, welche das heilige, auf dem Altar brennende Feuer der Vesta beständig brennend erhalten mußten; denn so wie der Heerd jedes Hauses der Sitz der Häuslichkeit war, so sollte der Altar der Vesta ein Sinnbild der Eintracht der Römer seyn. Ließ eine Vestalin das Feuer erlöschen, so wurde sie mit harten Schlägen

gezüchtigt, und ließ sie sich gar beigehen, eine heimliche Ehe zu vollziehen, so wurde sie lebendig begraben, ein Fall, der zwei Mal vorgekommen ist. Auch verbesserte Numa den Calender, der bisher nur 10 Monate gehabt hatte, vom März bis December. Er aber fügte noch den Januar und Februar hinzu, und machte jenen zum ersten, diesen zum letzten Monate. Diesem hängte man daher auch den Schalttag an, und als einige hundert Jahre später der Februar die 2te Stelle erhielt, behielt man die Gewohnheit bei, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Numa regierte 43 Jahre zum Segen des neuen Staates, und machte dann wieder einem kriegerischen Könige Platz, dem

Tullus Hostilius. Sogleich begannen wieder die Kriege mit den Nachbarvölkern, zunächst mit den Albanern, den Einwohnern von Alba longa. Beide Völker zogen gegen einander, und schon sollte der blutige Kampf beginnen, als man auf den vernünftigen Gedanken kam, die Entscheidung dem Kampfe einzelner Männer aus dem Heere zu überlassen. Dasjenige Volk, dessen Verfechter unterlägen, sollte dem andern gehorchen. Zufälligerweise befanden sich in jedem Heere 3 Brüder; Horatier hießen die Römer, Curiatier die Albaner. Anfangs schien sich das Glück für die Albaner zu erklären. Zwei Horatier fielen, und die 3 Curiatier lebten noch, obgleich alle drei leichter und schwerer verwundet waren. Da ergriff der noch lebende Horatier die Flucht, und die drei Curiatier folgten ihm mit ungleicher Geschwindigkeit nach, wie es jedem seine Wunde erlaubte. Schon frohlockten die Albaner; da wandte sich der Römer plötzlich um, stürzte auf den ihm nächsten Feind los, und durchbohrte ihn; eben so den 2ten, und endlich auch den 3ten. Die Albaner mußten sich für besiegt bekennen, und der glückliche Sieger hielt, die Waffen der besiegten Feinde tragend, seinen feierlichen Einzug in Rom. Alles jauchzte ihm entgegen; nur eine Traurige sah man unter dem dichten Haufen, seine Schwester. Sie war die Verlobte des einen getödteten Curiatiers, und erblickte nun in den Händen ihres Bruders das blutige Kleid ihres Geliebten, welches sie selbst gearbeitet hatte. Sie überhäufte ihren Bruder mit Vorwürfen, dieser aber, ergrimmt, daß ihr Schmerz über den Tod des Geliebten größer sey, als die Freude über den Sieg des

Vaterlandes, stieß ihr das Schwert in die Brust. Was sollte nun mit dem Mörder geschehen? Sollte man den am Leben bestrafen, der eben erst das Vaterland gerettet hatte? Und doch wollte man schon das Todesurtheil aussprechen. Da erschien der Vater des Unglücklichen auf dem Markte, in Trauerkleidern, und streckte die flehenden Hände gegen das Volk aus. „Vor wenigen Stunden noch," so sprach er, „war ich der glückliche Vater von vier Kindern. Zwei davon sind für das Vaterland gestorben, und nun wollt ihr mir auch mein noch einziges Kind rauben!" Die Thränen des alten Vaters erweichten das Volk; der Mörder wurde losgesprochen, mußte aber zur Schande mit verhülltem Gesichte unter einem Galgen hindurchgehen. — Außer diesem Kriege führte der kampflustige König noch mehrere andere während seiner 32jährigen Regierung.

Ankus Martius folgte ihm, ein Enkel des Numa, friedlich wie dieser, und ein Beförderer des Ackerbaues und des Handels. Dennoch mußte er gezwungen mehrere Kriege führen, die alle für ihn glücklich ausfielen. Als er seinen Tod nahe fühlte, übertrug er die Vormundschaft über seine beiden Söhne dem Lucius Tarquinius. Dieser Mann stammte aus Corinth, von wo sein reicher Vater nach Tarquinii, einer Stadt in Etrurien, gekommen war. Nach dem Tode des Vaters hatte sich Lucius in Rom niedergelassen, und war bald der Liebling des Königs geworden. Aber er war ein treuloser Vormund; denn nach des Ankus Tode bestimmte er das Volk, keinen seiner Mündel, sondern ihn selbst zum Könige zu wählen.

Lucius Tarquinius der Aeltere war übrigens ein recht tüchtiger Mann. Er führte glückliche Kriege, unterwarf sich die Lateiner, ein mächtiges benachbartes Volk, verschönerte und erweiterte Rom, und legte die berühmten Cloaken an, deren Ueberreste noch jetzt die Festigkeit ihres Baues bewundern lassen. Man verstand darunter große, gewölbte Kanäle, welche unter den Straßen der Stadt hinliefen, und worein man allen Unrath aus den Häusern und von den Straßen warf, die also immer rein erhalten werden konnten. Die gegen die Söhne des Ankus begangene Ungerechtigkeit wurde noch in seinem Alter bestraft. Sie konnten nämlich das ihnen zugefügte Unrecht nicht vergessen,

und erfuhren obendrein, daß Tarquin damit umgehe, dem Servius Tullius, seinem Schwieger- und Pflegesohne, eigentlich dem Sohne einer Sclavin, die Krone zuzuwenden. Sie verschworen sich daher gegen den König. Zwei der Verschworenen machten eines Tages, als Hirten verkleidet, unter seinem Fenster einen großen Lärm, als wenn sie sich zankten. Der König rief sie herauf, um den Streit zu schlichten, und während nun der Eine ihm den Vorfall aus einander setzte, versetzte ihm der Andere von hinten einen Schlag in den Schädel, daß er gleich todt hinsank. Die Mörder wurden eingeholt und niedergemacht, und die Anstifter des Mordes gelangten nicht auf den Thron. Tanaquil aber, die Frau des Königs, ließ geschwind die Thore schließen, und machte bekannt, der König sey nur betäubt, Servius Tullius würde indessen seine Geschäfte versehen. Das geschah, und als sie sah, daß Senat und Volk mit seiner Amtsführung zufrieden waren, machte sie den Tod des Königs bekannt, und hatte nun die Freude, daß ihr Liebling zum Könige gewählt wurde.

Servius Tullius ist unter allen sieben Königen, welche Rom gehabt hat, fast der vorzüglichste gewesen. Seine Mutter soll eine Fürstin aus einer benachbarten Stadt gewesen, und durch Gefangenschaft in das Haus der Tanaquil gekommen seyn. Da aber Tarquin keinen erwachsenen Sohn hatte, so wandten er und seine Frau ihre ganze Liebe auf den jungen Servius, und gaben ihm ihre Tochter zur Frau. Kaum war er König geworden, so gewann er sein Volk dadurch, daß er einen großen Theil der Schulden der ärmeren Klasse bezahlte, und Aecker, welche dem Staate gehörten, unter sie vertheilte. Das ganze Volk aber theilte er nach dem Vermögen in sechs Klassen, und jede Klasse wieder in Centurien. Da aber bei einem noch rohen Volke die höhere Bildung fast nur bei den Reichen zu finden ist, so richtete er es so ein, daß die erste Klasse in den Volksversammlungen, wo nach Centurien (Abtheilungen) gestimmt wurde, das Uebergewicht hatte; denn sie bestand aus 98 Centurien, während die fünf andern zusammengenommen nur aus 95 bestanden. Auch unter ihm fehlte es an glücklichen Kriegen nicht, und Rom war nun schon in solchem Ansehen, daß man es als die Hauptstadt

der ganzen umliegenden Gegend betrachtete. In seinem Alter hatte der gute König vielen häuslichen Kummer. Er hatte nämlich seine beiden Töchter an die Enkel seines Wohlthäters, des Tarquin, verheirathet. So wie das Gemüth jener gänzlich verschieden war, so war dies auch bei den letzteren der Fall. Statt nun aber die Gleichgesinnten zu verbinden, hatte er die ältere, sanfte Tullia an den wilden Lucius Tarquin, die jüngere, wilde Tullia aber an den sanften Aruns vermählt. Die Folgen dieses Fehlgriffs zeigten sich bald. Die beiden schlechten Gemüther näherten sich, und verabredeten, Schwager und Schwägerin auf die Seite zu schaffen; dann heiratheten sie sich. Eine solche Ehe zweier bösen Menschen, noch dazu mit einem Verbrechen begonnen, konnte nichts Gutes bringen. Bald waren beide darüber eins, daß der alte Servius ihnen zu lange lebe, und die eigene Tochter ermunterte ihren Mann, den Vater vom Throne zu stürzen. Zuerst versuchte Lucius den König beim Volke zu verleumden. Da er aber sah, daß dies nur bei wenigen wirkte, so wartete er, bis die meisten Freunde des Königs der Erndte wegen außerhalb der Stadt waren. Dann versammelte er seine eigenen Anhänger auf dem Markte, wo sich das Rathhaus befand, und begab sich in königlicher Kleidung in die Versammlung der Senatoren. Diese glaubten anfangs, Servius sey gestorben, oder wenigstens krank. Plötzlich aber erschien der König. Er war auf die Nachricht von dem Erkühnen seines unwürdigen Schwiegersohnes schnell herbeigeeilt. Mit gerechtem Unwillen faßte er diesen bei dem Kleide, und wollte ihn vom königlichen Stuhle herabziehen. Aber der jüngere Mann umfaßte den schwachen Greis, und stürzte ihn die hohe, auf den Markt führende Treppe hinab. Der unglückliche Alte raffte sich endlich auf, und schwankte nach Hause; aber Lucius sandte ihm Mörder nach, welche ihn unterwegs auf offener Straße niederstießen. Wie schändlich! aber das Schändlichste kommt noch. Die unnatürliche Tochter hörte kaum, daß es ihrem Manne gelungen sey, sich zu behaupten, als sie eilig ihren Wagen bestieg, um die Erste zu seyn, ihm Glück zu wünschen. Als sie durch die Straße kam, wo die blutige Leiche ihres Vaters lag, wollte der Fuhrmann aus dem Wege fahren; aber sie zwang ihn, mit den

Rädern gerade über den Leichnam hinwegzurollen. Diese That ist indessen so unnatürlich, daß sie gewiß nur ersonnen ist, um den Haß gegen das böse Weib noch zu schärfen.

Lucius Tarquin war nun König, aber ein grausamer, despotischer König; daher wurde er auch der Grausame oder Stolze genannt. Nur durch Härte glaubte er den durch Blut errungenen Thron behaupten zu können. Deshalb wüthete er gegen den Senat, ja gegen seine eigene Familie, immer in der Furcht, daß einer seiner Verwandten ihm die Ermordung des alten Königs vergelten könnte. Das ist der Fluch, der auf den mit Unrecht erworbenen Gütern ruht, daß sie keine Freude gewähren. Nur einen seiner Verwandten ließ er am Leben, den Junius Brutus. Dieser Mann merkte kaum die Gefahr, die auch ihm drohte, als er sich einfältig stellte, und die dümmste Miene von der Welt annahm. Er machte nichts als Possen, ließ sich von Allen zum Narren haben, und brachte selbst den finstern Tarquin manchmal zum Lachen. Dieser ließ ihn daher leben; denn was hatte er von einem Halbwahnsinnigen zu fürchten? Aber Brutus war ein Schlaukopf. Einst sandte Tarquin zwei seiner Söhne nach Delphi, einen Orakelspruch zu holen. Sie nahmen, um unterwegs etwas zu lachen zu haben, den Brutus mit. In Delphi fragten die Brüder, nachdem sie des Vaters Auftrag ausgerichtet hatten, aus eigenem Antriebe das Orakel, wer von ihnen nach dem Vater regieren würde. „Derjenige," so lautete die zweideutige Antwort des Orakels, „welcher, nach Hause gekommen, die Mutter zuerst küssen wird." Damit nun der zu Hause gebliebene Bruder nichts erführe, beschlossen sie, das Geheimniß für sich zu behalten, und loosten, wer die Mutter zuerst umarmen sollte. Brutus aber lachte schlau in sich hinein; er hatte den wahren Sinn des Orakels richtiger erkannt. Als sie nun an der Küste Italiens ans Land stiegen, stellte er sich, als wenn er zu Boden fiele, und küßte die Erde, welche die gemeinschaftliche Mutter aller Menschen ist, während der, welcher das Loos gezogen hatte, zur Mutter lief, und sie nach Möglichkeit abküßte. — Tarquin ließ auf dem Capitol — so hieß einer der Berge mitten in Rom —

einen schönen Tempel dem Jupiter, der Juno und der Minerva zu Ehren bauen. In demselben wurden die sybillinischen Bücher aufbewahrt. Es kam nämlich einst ein altes, altes Weib zu Tarquin, und brachte 9 große Bücher herbeigeschleppt, ihn fragend, ob er dieselben kaufen wollte? Da sie eine bedeutende Summe dafür verlangte, so wies er sie ab. Sie aber nahm sogleich drei davon, und warf sie in das daneben lodernde Kaminfeuer. „Willst du," fragte sie dann, „die sechs noch übrigen für denselben Preis?" — „Wo denkst du hin?" antwortete Tarquin: „wenn mir die Summe für alle 9 zu hoch war, so werde ich sie doch nicht für die sechs geben!" — Die Frau warf wieder drei ins Feuer, und wiederholte ihre Frage zum dritten Male. Da wurde der König stutzig. Er ließ sogleich seine Wahrsager um Rath fragen, und diese riethen ihm, die drei Bücher ja für jeden Preis zu kaufen; sie enthielten die herrlichsten Weissagungen. Diese Bücher wurden sibyllinische genannt, weil darin die Prophezeihungen derjenigen alten Frauen, die man für Wahrsagerinnen hielt und Sibyllen nannte, standen. Da nun die Römer, wie alle unwissende Völker, sehr abergläubisch waren, so hatten solche Bücher großen Werth für sie, und bei jeder mißlichen Lage des Staats wurden sie von den Priestern, denen sie anvertraut waren, zu Rathe gezogen. Fünfhundert Jahre später sind sie verbrannt.

Tarquin hatte sich durch sein tyrannisches Betragen so verhaßt gemacht, daß die Römer sich recht nach Erlösung sehnten. Alle waren schon zu einer Empörung geneigt, als ein Vorfall die Verschwörung zur Ausführung brachte. Der König belagerte gerade die Stadt Ardea in der Nähe Roms. Als er eines Abends mit seinen Söhnen und mehreren Anführern in seinem Zelte müssig saß, kam die Rede unter andern auch auf ihre Frauen. Jeder rühmte die Seinige als die beste. „Wozu der Streit?" rief einer der Anführer, Collatin; „laßt uns noch heute Abend unsere Frauen überraschen! Wir wollen sehen, welche sich am würdigsten beschäftigt." Der Vorschlag fand Beifall. Augenblicklich saßen sie zu Pferde, und sprengten nach Rom. Im Palaste des Königs fanden sie die Frauen

der Prinzen nichts als Eitelkeiten treiben; sie putzten, salbten, schminkten sich. Dann führte sie Collatin zu seiner Frau, der häuslichen Lucretia, die, von ihren Mägden umgeben, bei der Arbeit getroffen wurde. Collatin triumphirte; die Prinzen ärgerten sich, und einer von ihnen, Sextus, dachte auf Rache. Einige Zeit darauf klopfte eines Abends Sextus an das Haus der Lucretia, und bat um Aufnahme. Die gute Frau konnte ihm die Bitte nicht abschlagen; aber während der Nacht überfiel und mißhandelte er sie. Lucretia war außer sich über diesen Schimpf. Boten mußten eilends ihren Mann und ihren Vater holen. Sie kamen und brachten noch einige Freunde mit. Da trat ihnen Lucretia weinend entgegen, erzählte ihnen die erlittene Beschimpfung, und flehte sie an, sie zu rächen. Alle verwünschten den Bösewicht, der so schändlich die Gesetze der Gastfreundschaft verletzt habe, und schwuren blutige Rache. „Ich danke euch," sprach Lucretia beruhigt, „aber ich kann nicht länger leben; alle Frauen würden mich verhöhnen." In dem Augenblick stieß sie den bereit gehaltenen Dolch in ihr Herz, und sank zu Boden. Collatin zog den blutigen Stahl aus ihrer Brust, und rief mit funkelnden Augen: „Bei diesem reinen Blute, und bei euch, ihr himmlischen Götter, schwöre ich dir, Tyrann, und deinem ganzen lasterhaften Geschlechte blutige Rache." Rasch eilten die Verschwornen zur That. Brutus, der mit gegenwärtig gewesen war, warf nun die Larve der Dummheit ab, und zeigte sich, wie er war. Er rief das römische Volk auf dem Markt zusammen, erzählte ihm, warum er sich verstellt, welche Schandthat der Sohn des Königs begangen habe, und brachte durch den Anblick der blutigen Leiche der Lucretia alle in Wuth. Sie schwuren, der Herrschaft der verruchten Familie ein Ende zu machen. Während ein Haufen nach dem Lager eilte, das Heer auch zum Abfalle zu bewegen, sprengte der König auf einem andern Wege nach Rom, um den Aufstand zu dämpfen. Aber er fand die Thore bereits verschlossen, und die Römer riefen ihm von den Mauern herab: „mit deiner Herrschaft ist es aus, Tarquin! Suche dir ein anderes Reich!" — Knirschend kehrte er zum Lager zurück; aber auch hier war schon die Empörung ausgebrochen,

und ihm blieb nichts als schleunige Flucht übrig. Das geschah 510 vor Christus.

Die Römer beschlossen nun einmüthig, keinen König wieder haben zu wollen, sondern führten eine Republik ein. Der Senat sollte fortdauern, an der Spitze aber sollten zwei Consuln stehen, welche das Volk jährlich aus den Patriciern wählen wollte. Brutus und Collatin waren die ersten.

Brutus hatte bald Gelegenheit, zu zeigen, daß ihm das geliebte Vaterland über alles gehe. Der vertriebene Tarquin nämlich hatte unter einem Vorwande einige Gesandte in die Stadt geschickt, die mehrere junge Römer zu einer Verschwörung bewogen, welche nichts geringeres zur Absicht hatte, als den König wieder in die Stadt aufzunehmen. Glücklicherweise wurde die Sache entdeckt, und die Verschwörer wurden eingezogen. Aber welch ein Schmerz für Brutus, als er entdeckte, daß seine Söhne die Hauptbeförderer gewesen waren. Was sollte er thun? Sollte er der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen, oder auf die Stimme des Vaterherzens hören? Aber wie hätte er im letztern Falle nachher Andere bestrafen dürfen, wenn er seine Söhne der verdienten Strafe entzogen hätte? — Seine Vaterlandsliebe siegte endlich in dem harten Kampfe. Er sprach als Consul das Todesurtheil über die Verräther aus, ließ sie vor seinen Augen zum Tode führen, und wandte sich nur ab, als der Todesstreich geführt wurde. So hatte er seine Pflicht als Consul erfüllt. Dann ging er nach Hause und weinte seinen Schmerz als Vater aus.

Zweite Periode.

Von Cyrus bis Alexander den Großen.

555 — 333.

---

8. Stiftung des persischen Reichs durch Cyrus. — Cambyses. — Darius Hystaspis.

Im Reiche Medien in Asien (südlich vom caspischen Meere) war um das Jahr 580 vor Christus ein König, welcher Astyages hieß, und eine Tochter, Mandane, hatte. Einst träumte ihm, es flösse aus seiner Tochter Mandane eine solche Menge Wassers, daß ganz Asien davon unter Wasser gesetzt wurde. Gleich wurden die Traumdeuter oder Magier gefragt, und diese versicherten, Mandane würde einst einen Sohn bekommen, welcher ganz Asien sich unterwerfen würde. Astyages hörte das nicht gern; er fürchtete, selbst durch den Enkel vom Throne gestürzt zu werden, und verheirathete, um dies zu hindern, die Tochter an keinen Fürsten, sondern an einen bloßen Edelmann im Ländchen Persis am persischen Meerbusen.

Im folgenden Jahre träumte ihm wieder: aus seiner Tochter wuchs ein Weinstock hervor, der endlich so mächtig groß wurde, daß er ganz Asien überschattete. Die Magier wurden wieder befragt, und prophezeihten dasselbe. Der König ließ deshalb die Mandane nach seinem Hofe kommen, und sobald sie einen Sohn bekommen hatte, rief er den Harpagus, seinen treuen Diener, und sprach: „Höre, Harpagus, ich habe dir ein Geschäft aufzutragen, welches du sehr sorgfältig vollziehen mußt. Nimm hier den Knaben der Mandane mit nach Hause, bringe ihn um, und begrabe ihn wie du willst.“ Harpagus bückte sich und antwortete: „ich habe ja bisher immer deinen Willen treu befolgt, o Herr! Auch jetzt ist es meine Pflicht, das sorgfältig zu vollziehen, was du mir befiehlst.“ Als er das Kind nach Hause brachte, und seiner Frau alles erzählte, fragte ihn diese, was er zu thun Willens sey? „Ich werde mich wohl hüten,“ sprach er, „dem Astyages zu gehorchen.

Wie lange wird es währen, so stirbt er, und wird nun Mandane Königin, so würde es mir schön ergehen. Sterben muß zwar der Kleine, aber nicht durch mich; einer der Leute des Astyages selbst soll sein Mörder seyn."

Sogleich ließ Harpagus einen der königlichen Rinderhirten kommen, und sprach: „der König befiehlt dir, das Kind hier im Gebirge, wo es am wildesten ist, auszusetzen, damit es bald verschmachte. Aber ich rathe dir, daß du es nicht etwa am Leben lässest; das würde dir schlimm bekommen. Ich werde bald selbst kommen und nachsehen."

Der Hirte nahm das Kind, und trug es fort. Als er nun nach Hause kam, fragte ihn seine Frau ängstlich, was denn Harpagus von ihm verlangt habe. „Ach!" antwortete er, „ich fand das ganze Haus des Harpagus voll Jammer. Als ich hineintrat, sah ich ein weinendes Kind daliegen, in Gold und Seide gekleidet. Harpagus aber befahl mir im Namen des Königs, das Kind mitzunehmen, und es im ödesten Gebirge auszusetzen. Zugleich drohte er mir heftig, wenn ich es nicht pünktlich vollzöge. Ich wunderte mich noch, daß das Kind so prächtig geschmückt war, ahnte aber nicht, wem es angehöre. Unterwegs aber sagte mir ein Diener, der mich begleitete, es sey das Kind der Mandane." Mit diesen Worten schlug er den Mantel aus einander, und zeigte es seiner Frau. Diese fing, da sie das wohlgebildete Kind erblickte, an zu weinen, und bat flehentlich ihren Mann, es ihr zu lassen. Sie erzählte, sie habe in der Zeit ein todtes Kind bekommen, und bat, dies statt des gesunden, lebenden Kindes auszusetzen. Kein Mensch könne das jemals entdecken. Der Hirte ließ sich erbitten; die Lumpen des Hirtenkindes wurden dem kleinen Prinzen, und die goldenen Kleidchen dem todten Kinde angelegt, und dieses in das öde Gebirge hinausgetragen. Nach drei Tagen meldete der Hirte dem Harpagus, das Kind sey todt. Dieser ging nicht selbst, um nachzusehen, sondern schickte einen von der Leibwache hinaus, der sich vom Tode des Kindes überzeugte und es begraben ließ.

Indessen wuchs der kleine Prinz als Hirtenknabe auf. Aber als er zwölf Jahre alt war, wurde die ganze Sache durch

einen Zufall entdeckt. Er spielte einst mit andern Knaben und wurde zum König gewählt. Jedem wies er ein Geschäft an. Einer aber unter ihnen, der Sohn eines vornehmen Meders, that nicht, was ihm geheißen war. Darum ließ ihn der Kinderkönig von den andern festhalten, und peitschte ihn tüchtig aus. Das nahm der Knabe sehr übel, lief zu seinem Vater, und klagte. Dieser war thörigt genug, mit ihm zum Könige zu gehen, und über die beschimpfende Behandlung, die sein Sohn von dem Hirtenjungen erlitten habe, Klage zu führen. „Sieh!“ sprach er, indem er den Rücken des Geschlagenen entblößte, „so bin ich durch den Sohn des Rinderhirten beschimpft worden.“ Der König, statt den albernen Streit abzuweisen, ließ den Hirten und dessen Sohn sogleich kommen. „Wie hast du dich unterstehen können,“ fuhr Astyages den Knaben an, „den Sohn dieses Mannes, der bei mir der Erste ist, zu schlagen?“ Der Knabe erschrak nicht, sondern erwiederte mit edlem Anstande: „o König! ich habe das mit Recht gethan. Die Knaben — auch dieser da war darunter — hatten mich zu ihrem Könige gewählt. Als nun die Andern meine Befehle vollzogen, war dieser allein ungehorsam. Darum habe ich ihn geschlagen. Habe ich daran Unrecht gethan, so stehe ich hier.“ —

Astyages, indem er so den kecken Knaben aufmerksam betrachtete, entdeckte plötzlich eine große Aehnlichkeit zwischen den Zügen desselben und denen seiner Tochter, und als er nach dem Alter desselben fragte, und auch dies mit dem des ausgesetzten Kindes übereinstimmte, wurde er still und nachdenklich. Jetzt schien ihm gewiß, daß der Knabe hier sein Enkel sey. Er ließ den Meder und dessen Sohn abtreten. „Höre!“ fuhr er den Hirten an, „wer hat dir den Knaben gegeben?“ — „Herr!“ erwiederte jener, „es ist mein Sohn; seine Mutter lebt noch.“ — „Du handelst nicht klug,“ fuhr der König fort, „daß du durch Leugnen eine Schuld auf dich ladest.“ Zugleich winkte er der Wache, um ihn zur Folterbank abzuführen. Da fiel der Hirte auf seine Knie, und bekannte alles.

Astyages ließ ihn gehen; aber Harpagus mußte kommen. „Sage mir doch,“ sprach der König, „wie hast du denn der

Mandane Kind ums Leben gebracht?" Da Harpagus den Hirten zur Stelle sah, merkte er, daß alles entdeckt sey, und gestand die Wahrheit, immer noch glaubend, daß das Kind wirklich umgekommen sey. So zornig auch Astyages war, daß Harpagus damals seinen Befehl nicht pünktlich vollzogen hatte, so verbarg er doch seinen Unwillen, und erzählte ihm alles, was der Hirte offenbart hatte. Dann fuhr er fort: „du siehst also, daß der Knabe erhalten ist. Dies ist mir auch recht lieb; denn ich habe jenen Befehl oft bereut, und die Vorwürfe der Mandane schmerzten mich sehr. Sende mir nun deinen Sohn zur Gesellschaft meines Enkels, und komme du endlich auch selbst noch, damit wir zum Dank gegen die Götter ein Fest feiern."

Wie freute sich Harpagus, daß der König so gnädig sey. Er ging eilig nach Hause, und schickte seinen Sohn — er hatte nur den einzigen — nach Hofe. Aber Astyages hatte sich eine ausgesuchte Rache ausgedacht. Er schlachtete den Sohn des Harpagus, schnitt ihn in Stücke, kochte einige, andere briet er, und ließ alles zur Mahlzeit bereiten. Endlich erschienen die Gäste, Harpagus mit ihnen. Bei Tische wurde ihm eine besondere Schüssel vorgesetzt. Er aß sich daran satt. Dann fragte ihn der König, wie ihm das Gericht geschmeckt habe? „O! sehr gut!" antwortete Harpagus. „So bringt ihm einmal jenen verdeckten Korb her!" befahl Astyages den Dienern. Als jener ihn öffnete, sah er darin den Kopf und die Gliedmaßen des geschlachteten Sohnes. Aber, an Verstellung gewöhnt, faßte er sich schnell und schwieg. „Weißt du nun wohl," fragte der König, „welches Wildpret du gegessen hast?" — „Wohl weiß ich es," erwiederte der feige Höfling: „was du, o König, thust, ist alles wohlgethan." Dann stand er auf, sammelte das noch übrige Fleisch, und ging nach Hause, um es zu begraben.

Jetzt berathschlagte Astyages mit den Magiern, was mit dem Knaben zu thun sey. Da sie merkten, daß er ihn am Leben zu erhalten wünschte, so antworteten sie, der König möchte unbesorgt seyn; denn jene beiden Träume seyen ja bereits erfüllt. Der Knabe sey ja schon König gewesen, und

werde zum zweiten Male gewiß nicht herrschen. Die Rede gefiel dem Astyages. Er nannte ihn nun Cyrus, und schickte ihn nach Persis zu seinen Eltern, die sich natürlich über den so unverhofft wiedergefundenen Sohn innig freuten.

So wuchs Cyrus unter den Augen seiner Eltern heran. Indessen hatte Harpagus auf Rache an dem Könige gesonnen, und als Cyrus erwachsen war, schritt er zum Werke. Er zog die medischen Großen, die über die Tyrannei des Astyages längst erbittert waren, auf seine Seite, und erhielt das Versprechen, den König vom Throne zu stürzen. Dem Cyrus aber schickte er, weil er keinen andern Weg sah, ihm geheime Nachrichten zukommen zu lassen, einen todten Hasen, und ließ ihm durch einen treuen Diener sagen, dem Thiere den Bauch zu öffnen, aber nur wenn er ganz allein sey. Cyrus that es, und fand darin einen Brief. „Du weißt, Cyrus,“ — so schrieb ihm Harpagus — „daß du nur durch mich erhalten bist, aber auch, was ich um deinetwillen habe leiden müssen. Willst du mir nun folgen, so sollst du das Reich haben, welches jetzt Astyages beherrscht. Bringe die Perser zum Aufstand. Wird dann der König mich oder einen andern vornehmen Meder gegen die Empörer schicken, so werden die Meder zu dir übergehen.“

Des Cyrus Plan war schnell gefaßt. Er versammelte die Perser, trat unter sie, und hielt einen Brief in der Hand: „In diesem Briefe,“ so sprach er, „befiehlt mir Astyages, euer Anführer zu seyn. Als solcher befehle ich euch, daß jeder sogleich mit einer Sichel vor mir erscheine.“ Nachdem sie gehorcht hatten, führte er sie auf ein dornigtes Feld, und befahl ihnen, dasselbe bis zum Abend von allem Unkraut zu reinigen. Mit Schweiß bedeckt, meldeten sie ihm am Abende, daß alles ausgerichtet sey. „Ich bin mit euch zufrieden,“ antwortete Cyrus: „kommt morgen in Feierkleidern wieder.“ Als sie kamen, befahl er ihnen, sich ins Gras zu lagern, und setzte ihnen eine köstliche Mahlzeit vor. „Nun?“ sprach er am Abend, „sagt mir doch: gefiel euch der heutige oder der gestrige Tag besser?“ Alle erwiederten, das sey wohl keine Frage, daß der heutige besser sey; denn gestern hätten sie ja nichts als Mühe

und Arbeit gehabt. „Gut!“ rief er, „solcher Tage sollt ihr noch viele haben, wenn ihr mir jetzt folgt, und das Joch des tyrannischen Astyages abwerft; denn unter ihm seyd ihr nur Sclaven, und habt keine besseren Tage zu erwarten, als der gestrige war.“

Die Perser waren längst unzufrieden, unter der Herrschaft der Meder zu stehen, und riefen den Cyrus zu ihrem Könige aus. Als Astyages von dem Aufstande der Perser Nachricht bekam, ließ er dem Cyrus befehlen, sogleich zu ihm zu kommen. „Ich werde kommen,“ ließ dieser ihm zurücksagen, „und zwar eher, als er es wünschen wird.“ Jetzt schickte Astyages den Harpagus mit einem Heere den Persern entgegen; aber gleich bei dem ersten Zusammentreffen ging Harpagus mit einem Theile desselben zum Cyrus über, die andern wurden geschlagen und flohen. Astyages kannte sich kaum vor Wuth; er ließ die Magier, die ihm so übel gerathen hatten, ans Kreuz schlagen, und stürmte mit einem neuen Heere seinem Enkel entgegen. Aber — auch er wurde geschlagen und gefangen. So bestrafte die Vorsehung die Schandthat, welche er an seinem Enkel hatte ausüben wollen. Harpagus aber, der sich schon bei jener Mahlzeit als einen feigen Herrendiener gezeigt hatte, bewies jetzt, daß er eine gemeine Seele habe. Denn er suchte den gefangenen König auf, verhöhnte ihn, und fragte ihn schadenfroh, wie ihm die Sclaverei gegen seine vorige Herrschaft schmecke? —

Dies war das Ende des Reiches der Meder; denn Cyrus nannte sich nun nicht König von Medien, sondern von Persien, welches also von dem kleinen Ländchen am persischen Meerbusen ausging, und indem er viele umliegende Länder eroberte, wurde er Stifter des großen persischen Reichs, welches 200 Jahre dauerte.

Kaum war Cyrus auf dem persischen Thron befestigt, so fing er auch schon an, auf Eroberungen auszuziehen. Zunächst ging er auf den König von Lydien, Crösus, los. Kleinasien nämlich wurde damals von mehreren kleinen Völkerschaften bewohnt, aus denen sich verschiedene Staaten gebildet hatten. Das mächtigste Reich darunter war Lydien. Es lag in dem

westlichen Theile der Halbinsel, und erstreckte sich bis an die Küsten des ägäischen Meeres (jetzt Archipels), umfaßte also auch die Städte, in welchen die Jonier und andere Griechen wohnten. Sardes war die Hauptstadt. Jener Crösus war zu seiner Zeit als der reichste Fürst berühmt, und noch jetzt pflegt man, um den großen Reichthum Jemandes zu schildern, zu sagen, er sey ein zweiter Crösus. Er war so reich und mächtig, daß er sich für den glücklichsten Menschen hielt. Aber Gott zeigte, daß Niemand so reich und mächtig sey, den Er nicht in den Staub herabziehen könnte. Das erste Unglück, welches ihn traf, war, daß sein Sohn auf einer Eberjagd ums Leben kam. Das schmerzte ihn zwar sehr; aber daß er einmal um seine Schätze kommen könnte, ließ er sich nicht träumen. Einst kam der obenerwähnte Gesetzgeber Athens, Solon, an seinen Hof, wurde gut aufgenommen, und Crösus ließ ihn in seinen reichgefüllten Schatzkammern herumführen. Dann fragte er ihn schmunzelnd: „du giltst für einen sehr weisen und vielgereisten Mann. Daher möchte ich dich wohl fragen, ob du irgendwo einen glücklicheren Menschen gesehen hast als mich?" — Ohne sich lange zu besinnen, antwortete Solon: „o ja! den Athener Tellus." — „Wie so?" fragte Crösus: „wer war dieser Mann?" — „Tellus," erwiederte jener, „hatte gesunde und brave Kinder, und von diesen viele Enkel, von denen keiner starb. Endlich fand er nach einem glücklichen, ruhigen Leben einen ehrenvollen Tod; denn er fiel in einer Schlacht, worin die Athener siegten, ruhmvoll, wurde von seinen Mitbürgern hoch geehrt, und auf öffentliche Kosten begraben." — „Aber," sagte Crösus, „wen hältst du denn nächst dem Tellus für den Glücklichsten?" — „Den Kleobis und Biton!" war die Antwort. — „Wer waren denn die?" fragte der König weiter. — „Das waren zwei Brüder, aus Argos gebürtig, wackere Männer. Beide hatten in den Wettkämpfen einen Preis erhalten. Einst feierten die Bürger ein Fest zu Ehren der Juno. Ihre Mutter, welche eine Priesterin war, sollte nach dem Tempel, der einige Stunden entfernt war, auf einem Wagen fahren; aber die Zugochsen kamen nicht zur rechten Zeit an. Da spannten sich die braven Jünglinge selbst vor

den Wagen, und zogen ihre Mutter bis zum Tempel. Jedermann lobte die edle That, und die Frauen wünschten der Mutter Glück, solche Söhne zu haben. Aber die Mutter flehte die Göttin an, ihren Söhnen das schönste Loos, welches Menschen zu Theil werden könnte, zu verleihen. Nach dem Opfer legten sich die Jünglinge in einen Winkel des Tempels, und schliefen ein. Als man sie aber wecken wollte, fand man sie todt; die Götter zeigten, daß es das schönste Loos sey, nach einer edeln That zu sterben. Die Mitbürger ehrten ihr Andenken, ließen ihnen Bildsäulen verfertigen, und stellten diese in Delphi auf." Crösus ärgerte sich, daß Solon ihn nicht als den Glücklichsten nannte, und sagte empfindlich: „hältst du denn meine Lage für so wenig glücklich, daß du sie mit der einiger Privatpersonen vergleichst?" — „O König," — so lautete die denkwürdige Antwort des weisen Solons, „in einem langen Leben muß man so manches sehen und leiden, was man nicht wünscht. Rechne ich das menschliche Leben auf 70 Jahre, so sind dies 25,550 Tage, von denen kein einziger dem andern ganz gleichkommt. Der Mensch ist also beständigem Wechsel unterworfen. Ich weiß zwar, daß du sehr reich bist, und über Viele herrschest. Aber ich kann dich nicht eher glücklich nennen, bis ich höre, daß du auch glücklich geendigt hast. Denn auch der Reichste ist nicht glücklicher als der, welcher nur für einen Tag genug zu leben hat, wenn jener nicht bis an seinen Tod glücklich bleibt. Bei allen Dingen muß man den Ausgang abwarten. Denn Mancher, den die Götter mit Glück segneten, hat elend geendigt." — Wie schön und wie wahr! Aber dem König wollte die Rede nicht gefallen. Er entließ den Solon gleichgültig als einen Menschen, der das Glück des Reichthums und der Macht nicht zu schätzen verstände. Aber bald hatte er Ursache, einzusehen, wie richtig Solon geurtheilt hatte.

Er hörte von den Fortschritten, welche Cyrus machte, und wollte ihnen Einhalt thun. Vorher aber fragte er das Orakel in Delphi um Rath, und um den Apollo zu einer günstigen Antwort zu bewegen, opferte er ihm 3000 Stiere auf Ein Mal, und schickte ungeheure Geschenke nach Delphi, die frei-

lich einen hohen Begriff von seinen Reichthümern gaben. Es waren 117 Goldplatten, so groß und dick, wie Ziegelsteine, jeder an 2000 Rthl. werth, ein Löwe von Gold, ein großes goldenes und silbernes Trinkgeschirr, vier silberne Fässer, ein goldenes und silbernes Gießbecken, zwei goldene Schüsseln, eine drei Ellen hohe goldene Bildsäule, und der Gürtel und das Halsband seiner Frau. Die Antwort des Orakels lautete: „wenn du die Perser bekriegst, so wirst du ein großes Reich zerstören." Wie zweideutig! das große Reich konnte so gut das lydische als das persische seyn. Crösus verstand es von dem letzteren, und fing den Krieg getrost an. Vorher aber befragte er das Orakel noch einmal, und zwar, ob er und sein Stamm noch lange über Lydien herrschen würden. Das Orakel antwortete: „so lange, bis einmal ein Maulthier über die Meder herrscht." Es verstand darunter den Cyrus, welcher als Sohn eines Persers und einer Mederin wohl mit einem Maulthier verglichen werden konnte. Crösus merkte aber diesen versteckten Sinn nicht, sondern sprach froh: „dann werden wir, ich und mein Stamm, ewig herrschen; denn ein Maulthier werden die Meder doch wohl nicht zu ihrem Könige machen?" Um aber recht sicher zu gehen, schloß er mit den Spartanern, den Babyloniern und Aegyptern ein Bündniß; alle drei versprachen, ihm im nächsten Jahre Hülfe zu schicken. Noch eine Warnung erhielt der leichtsinnige König von einem seiner Lydier. „Du willst, o König," sprach er, „Leute bekriegen, die in Felle gekleidet sind, ein rauhes Land bewohnen, nicht essen, wie viel sie wollen, sondern, wie viel sie haben, und keinen Wein, sondern Wasser trinken. Siegst du nun auch, was willst du ihnen nehmen? Wirst du aber besiegt, so verlierst du viel. Denn haben sie einmal von unsern Gütern gekostet, so werden sie bleiben, und sich nicht wieder vertreiben lassen. Laß uns daher den Göttern danken, daß sie es den Persern nicht haben einfallen lassen, uns anzugreifen." Das war sehr weise gesprochen, aber für Crösus in den Wind; denn er war auf diesen Krieg so ersessen, daß er gleich ins persische Gebiet einrückte. Cyrus ließ nicht lange auf sich warten; die Schlacht blieb unentschieden. „Immerhin!" dachte

Crösus; „jetzt willst du zwar wieder nach Hause gehn; aber nächstes Frühjahr, wenn die Bundesgenossen gekommen seyn werden, soll es dem Cyrus schlimm ergehen.“ Er war selbst so unklug, viele seiner Krieger zu entlassen. Cyrus aber machte es anders. Er setzte dem Crösus so geschwind nach, daß er ihn noch vor Sardes einholte. Hier kam es zu einer zweiten Schlacht, und wie tapfer auch die Lydier fechten mochten, so wurden sie doch von den Persern geschlagen; denn die Pferde jener machten sogleich links um, als sie die Kameele erblickten, welche Cyrus vor seiner Schlachtordnung anrücken ließ. Sardes wurde belagert, nach wenigen Wochen erobert, und — der unglückliche Crösus gefangen. Was half ihm nun sein ganzer Reichthum! Cyrus ließ ihn obendrein in Ketten und Banden werfen, und befahl, ihn auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Schon war der arme Gefangene an den Pfahl gebunden, da gedachte er der Unterredung mit Solon. Jetzt erkannte er, wie wahr es sey, daß Niemand vor dem Tode glücklich gepriesen werden könne. Drei Mal rief er laut aus: „Solon! o Solon! Solon!“ Cyrus ließ durch Dollmetscher fragen, was das bedeute. „Ich rufe einen Mann,“ antwortete Crösus, „dessen Unterredung alle Fürsten mit vielem Gelde nicht bezahlen können.“ Da Cyrus diese Worte nicht verstand, so ließ er den Crösus vom Scheiterhaufen herabsteigen, und sich jene Unterredung, die wir schon kennen, erzählen. Er schenkte ihm darauf das Leben, ja er behielt ihn als Freund und Rathgeber bei sich. Die ernsten Worte des Solon mochten auch wohl auf ihn Eindruck gemacht haben; auch mit ihm konnte sich ja noch vieles ändern.

Nachdem Cyrus die Jonier und andere kleinasiatischen Griechen hatte besiegen lassen, wandte er sich gegen die Bundsgenossen des Crösus, und zwar zunächst gegen Babylon. Wir wissen, daß 888, als unter Sardanapal das alt-assyrische Reich unterging, drei Reiche mit demselben entstanden: Das medische, das neu-assyrische und das babylonische. Das erstere fiel, wie wir gesehen haben, unter Astyages an Persien. Das zweite war 600 von Nebukadnezar bezwungen, und mit dem babylonischen vereinigt worden. Gegen das dritte zog nun Cy-

rus zu Felde. Da die ungeheure Stadt Babylon eine sehr starke Mauer hatte, so brauchte er eine List, sich der Stadt zu bemächtigen. Er stellte seine besten Krieger an den Ufern des Euphrat, wo dieser in dieselbe fließt, auf; dann ließ er den Fluß in einen unterhalb befindlich großen See ableiten, so daß seine Krieger fast trocknen Fußes im Bette des Flusses in die Stadt marschieren konnten. Da diese aber so groß war, so erfuhren die in der Mitte Wohnenden noch lange nichts von dem Daseyn der Feinde, sondern fuhren fort, sich bei einem Feste, welches sie eben feierten, zu belustigen. Der König von Babylon wurde gefangen, und sein Reich dem persischen einverleibt. Dann wurden Syrien, Phönicien und Palästina unterworfen, und weil Cyrus lieber über zufriedene, als über feindselige Völker herrschen wollte, so erlaubte er den Juden, die noch in der sogenannten babylonischen Gefangenschaft waren, nach Jerusalem zurückzukehren. Diese Erlaubniß benutzten aber nur die, welche dem Dienste Jehova's treu geblieben waren. Serubabel führte sie an. Bald folgte nach Cyrus Tode neue Haufen nach. Einen davon führte Esra, ein vorzüglich frommer, für den Dienst des einigen Gottes hochbegeisterter Mann. Als er nach Jerusalem kam, begann er den durch Nebukadnezar zerstörten Tempel wieder aufzubauen. Als die Samariter das hörten, kamen sie und baten, sie helfen zu lassen am Baue, damit sie auch in dem Tempel Gott anbeteten, und mit den Juden hinfort wieder Ein Volk ausmachten. Aber die Juden waren unduldsam. „Nein!" sprachen sie, „hinweg mit euch! Ihr seyd keine ächten Juden. Eure Stammväter sind nicht nur Israeliten, sondern auch Cananiter, Phönicier, Assyrer und wer weiß, welche? gewesen. Wir bleiben für uns." Die Samariter verdroß das, nnd sie thaten nun auch etwas, was nicht recht war: sie verleumdeten die Juden bei dem Könige von Persien, so daß ihnen wirklich die Fortführung des Tempelbaues auf einige Zeit untersagt wurde. Daher entstand der glühende Haß zwischen Juden und Samaritern, der sich bis auf Jesus Zeit fortpflanzte.

Cyrus war mit den bisherigen Eroberungen nicht zufrieden. Jetzt zog er gegen die wilden Völker an den äußersten Gränzen

seines Reichs, östlich vom kaspischen Meere, wo jetzt die Kirgisen wohnen. Sie wurden Massageten genannt, und von einer Königin, Tomyris, damals regiert. Bei dem ersten Zusammentreffen siegte Cyrus, und nahm den Sohn der Königin gefangen. Diese sandte einen Herold an den König mit folgenden Worten: „Du des Blutes nimmer satter Cyrus, frohlocke über deinen Sieg nicht zu sehr. Gieb mir meinen Sohn zurück, und verlaß ungestraft mein Land. Thust du dies nicht, so schwöre ich dir bei der Sonne, ich werde deine Unersättlichkeit mit Blute befriedigen." Cyrus lachte über die Drohungen. Der Tomyris Sohn bat ihn, seine Hände von den Banden zu befreien. Als das geschehen war, gab er sich selbst den Tod, um nicht in Knechtschaft zu leben. Nun kam es zur Schlacht, einer fürchterlichen, blutigen Schlacht. Die Perser wurden besiegt, und Cyrus erschlagen. Tomyris aber hielt Wort. Sie ließ einen Schlauch mit Menschenblut füllen, und tauchte den Kopf des Cyrus hinein, indem sie rief: „Du hast mich unglücklich gemacht, da du mir meinen Sohn raubtest. Sättige dich nun, Tyrann, an dem Blute, nach welchem Du immer gedürstet hast!" Cyrus ist im Jahre 529 gestorben. Man merke ihn bei dem Jahre 555.

Des Cyrus Nachfolger auf dem Throne der Perser war Cambyses, ein grausamer Mann. Er griff Aegypten an, welches zu erobern Cyrus keine Zeit gehabt hatte. Damals war Amasis König von Aegypten. Aber ehe noch die Perser einbrachen, starb dieser, und sein Sohn Psammenit mußte den ganzen Anfall der Perser aushalten. An den Gränzen Aegyptens, bei Pelusium, wurden die Aegypter völlig geschlagen, *) und schlossen sich geschwind in ihre Hauptstadt Memphis ein. Aber diese wurde erobert, und Psammenit gefangen. Wieder

*) Noch 70 Jahre später fand ein Reisender das Schlachtfeld ganz mit den Gebeinen der Unbeerdigten bedeckt. Man konnte leicht die Schädel der Perser von denen der Aegypter unterscheiden. Diese waren weit stärker, weil die Aegypter den Kopf entblößt zu tragen pflegten, während die Perser ihn mit warmen Mützen bedeckten.

ein Beitrag zu der Lehre von der Unbeständigkeit des menschlichen Glücks! Psammenit wurde in einem Hause der Vorstadt von persischen Kriegern bewacht. Da sah er, wie seine Tochter mit mehreren andern Töchtern der vornehmsten Aegypter Wasser in das feindliche Lager schleppen mußte. Als die armen Mädchen weinend vorüberzogen, jammerten die gefangenen Väter laut; Psammenit aber beugte nur sein Haupt zur Erde, und vergoß keine Thräne. Nicht lange darauf wurden 2000 ägyptische Jünglinge vorübergeführt. Sie hatten Stricke um den Hals, und Zügel im Munde, und wurden zur Hinrichtung geschleppt. Der Sohn des Königs war an ihrer Spitze. Da schrieen die ägyptischen Väter laut auf vor Schmerz; aber Psammenit beugte sein Haupt nieder zur Erde, und sein Auge blieb trocken. Zuletzt sah er seinen vertrautesten Diener, der mit ihm um alles Vermögen gekommen war, von Zelt zu Zelt wanken, und sich sein Brot zusammenbetteln. Bei diesem Anblick rief der König laut den Namen seines Freundes, weinte laut und schlug sich voll Schmerz an die Stirne. Als dies sonderbare Benehmen des Königs dem Cambyses hinterbracht wurde, ließ dieser ihn fragen, warum er über das Schicksal jenes Bettlers, nicht aber über das Unglück seiner Tochter und seines Sohnes geweint habe? „O König," antwortete er, „das Unglück meines eigenen Hauses ist so unaussprechlich groß, daß ich dafür keine Thränen, keine Worte habe; wohl aber habe ich deren noch für den Freund, der im Alter darben muß." So wild auch sonst Cambyses war, so machten doch diese Worte Eindruck auf sein Gemüth, und er schenkte nicht nur dem Psammenit selbst das Leben, sondern befahl auch, daß seinem Sohne das Leben erhalten werden sollte. Aber für diesen kam die Begnadigung zu spät; er war gleich zuerst hingerichtet worden. Späterhin ließ Cambyses auch noch den Psammenit ums Leben bringen, indem er ihn beschuldigte, an einer Empörung gearbeitet zu haben. Dies geschah 525.

Von Aegypten aus schickte Cambyses ein Heer in die westlicher gelegenen Länder; aber der giftige Wind tödtete, oder die vom Sturme aufgejagten Sandberge verschütteten es. Er selbst zog gegen die Aethiopier im heutigen Abyssinien zu Felde; aber hier riß bald eine so entsetzliche Hungersnoth ein, daß der zehnte

Mann geschlachtet werden mußte, um den Andern zur Nahrung zu dienen. Wüthend kehrte er um, und ließ nun seinen ganzen Groll an den unschuldigen Aegyptern aus. Er fand das ganze Volk in großer Freude, weil ihnen ein Apis gebohren war. So nannte man einen schwarzen Stier, der auf der Stirn einen weißen Fleck, auf dem Rücken einige weiße Streifen in Gestalt eines fliegenden Adlers, am Schwanze zweierlei Haare, und unter der Zunge einen Flecken wie einen Käfer haben mußte. Ein solcher Stier wurde von den Aegyptern göttlich verehrt, und da selten einmal einer gebohren wurde, welcher alle diese Erfordernisse hatte, so war die Freude sehr groß. Aber um so größer auch der Aerger des Königs. Er befahl, ihm das Thier zu bringen: er wolle ihren Gott kennen lernen, und als die Priester ihm denselben brachten, hieb er ihn nieder und rief: „O ihr Elenden! solche Götter habt ihr also, von Fleisch und Blut, die das Eisen verwunden kann! Eurer ist der Gott ganz würdig, aber mich sollt ihr mit ihm nicht zum Besten haben.“ Dann ließ er die Priester noch dazu auspeitschen, ließ sich in ihre Heiligthümer führen, und verhöhnte ihre Religionsgebräuche.

Ueberhaupt war Cambyses ein sehr böser, grausamer Mensch. Die Leiche des Amasis ließ er ausgraben und mißhandeln, zwölf vornehme Perser einmal wegen einer Kleinigkeit lebendig mit dem Kopfe unten, in die Erde eingraben. Crösus, der als Freund ihn überall hin begleitete, schalt ihn deswegen aus. Da befahl der Tyrann, den alten Mann sogleich hinzurichten, weil er nicht den geringsten Widerspruch leiden konnte. Die Diener aber befolgten den Befehl nicht gleich, weil sie voraus sahen, es würde dem König gereuen. Wirklich beklagte er auch am folgenden Tage seine übereilte Hitze, und sehnte sich nach dem vermeintlich Getödteten. Geschwind führte man den Crösus herbei, und Cambyses freute sich recht sehr, daß er noch lebe; dennoch aber ließ er die Diener am Leben strafen, weil sie nicht pünktlich seinen Befehl vollzogen hätten. Er wüthete selbst gegen seine eigenen Verwandten. So ließ er seinen einzigen Bruder, Smerdis, umbringen, weil dieser einen Bogen spannen konnte, welcher ihm zu schwer gewesen war. Endlich zog er, von den heimlichen Verwünschungen der Aegypter verfolgt, aus diesem Lande ab. Er

hatte die Priester einmal gefragt, wo er sterben würde. „Hüte dich vor Ecbatana!" hatten sie geantwortet. „Gut!" meinte er, „das kann ich ja leicht; ich will gewiß nicht nach Medien reisen." Da lag nämlich diese Stadt. Unterwegs aber verwundete er sich zufällig mit seinem eigenen Schwerte, so daß er krank liegen bleiben mußte. „Wie heißt die Stadt?" fragte er. „Ecbatana!" war die Antwort. So hieß wirklich die kleine Stadt auch, wo er lag. Da erschrak er; das Grauen des Todes kam über ihn, und er starb, von Gewissensbissen über seine Unthaten gequält.

Ein Betrüger, der sich für den getödteten Smerdis ausgab, machte sich zwar jetzt zum König der Perser; aber man entdeckte den Betrug bald, und stieß ihn nieder. Sieben der vornehmsten Perser vereinigten sich daher, daß derjenige von ihnen König seyn sollte, dessen Pferd bei einem gemeinschaftlichen Spazierritt zuerst wiehern würde; denn das Pferd wurde bei ihnen für ein heiliges Thier gehalten. Darius Hystaspis wurde gewählt; denn sein Stallmeister hatte den Abend vorher sein Pferd vor das bestimmte Thor geführt, und ihm hier gütlich gethan. Als nun folgenden Tags die Gesellschaft an dieselbe Stelle kam, erinnerte sich das Pferd des gestrigen Tages, und fing an laut zu wiehern. Sogleich sprangen die Andern von ihren Pferden und erkannten den Darius für ihren König.

Darius war in der That ganz zum Herrschen geeignet, kraftvoll, thätig, streng gegen den Ungehorsam, großmüthig gegen den treuen Freund. Die Stadt Babylon empörte sich gegen ihn. Darius belagerte sie 20 Monate lang, und wollte schon wieder unverrichteter Sache abziehen, als ihm die beispiellose Selbstaufopferung des treuen Zopyrus, eines jungen Persers, den Besitz der Stadt wiederverschaffte. Dieser Mann erschien eines Tages vor dem Darius fürchterlich zugerichtet. Nase und Ohren waren ihm abgeschnitten, die Haare abgeschoren und sein Rücken blutig gepeitscht. Darius sprang erschrocken auf, und drohte dem die fürchterlichste Strafe, der ihn so verstümmelt habe. „Das bin ich selbst gewesen," erwiederte Zopyrus, „und zwar weil ich hoffe, dir so die Stadt zu

erobern." Er theilte ihm dann seinen Plan mit. So zugerichtet wollte er sich an den Thoren zeigen, vorgeben, das habe Darius gethan, und um Aufnahme bitten. Wenn man ihm dann einige Truppen anvertrauen würde, so wollte er einige Ausfälle machen, und die Soldaten, welche ihm Darius entgegenstellen würde, schlagen. Zuletzt würden ihm die Babylonier den Oberbefehl übertragen, und dann wollte er den Persern die Thore öffnen. So geschah es auch wirklich, und Darius sah sich bald im Besitze der Stadt. Zwar belohnte ihn nun der König sehr reichlich; aber seine verlornen Gliedmaßen konnte er ihm freilich nicht wieder geben. Es verrieth aber einen edeln Sinn, daß Darius versicherte: lieber wolle er 20 solcher Städte missen, als den Zopyrus so verstümmelt sehen. Um aber den andern Städten die Lust zur Empörung zu benehmen, ließ er 3000 Babylonier ans Kreuz schlagen. So pflegte man sonst Städte zu erobern!

Nun beschloß Darius, auch einen auswärtigen Krieg zu führen. Er wollte die Scythen, ein wildes, rohes Volk, welches theils von Ackerbau, theils von Viehzucht lebte, und in dem jetzigen Südrußland, der Moldau und Wallachei wohnte, bekriegen. Er zog dazu mit einem großen Heere über die jetzige Meerenge von Constantinopel, durch Thracien (so hieß das Land, wo jetzt jene Stadt liegt) bis an die Donau. Hier warteten seiner die Jonier, welche zu Schiffe voraus geschickt waren, und eine Brücke für ihn hatten bauen müssen. Sobald Darius hinüber gegangen war, und in das unbekannte Land weiter eindrang, zogen sich die Scythen überall zurück, und lockten ihn immer weiter hinein, um ihn durch Hunger zu verderben. Es war dem Könige nicht möglich, die Feinde zu einer Schlacht zu bewegen. Endlich mußte er an den Rückzug denken. Da kamen Abgeordnete der Scythen, und überbrachten ihm einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile. Schon hoffte er, daß dies Zeichen der Unterwerfung wären; aber man gab ihm über den wahren Sinn folgende Erklärung: „wenn ihr Perser nicht wie Vögel durch die Lüfte fliegen, oder wie Mäuse euch in die Erde graben, oder wie Frösche in dem Wasser leben könnt, so sollt ihr unsern Pfeilen nicht entrinnen."

Wirklich fehlte auch nicht viel daran, daß diese Prophezeihung eingetroffen wäre. Denn ein Haufen Feinde war ihm nach der Donaubrücke vorangeeilt, und hatte den dort zur Bewachung zurückgebliebenen Griechen gerathen, schnell die Brücke abzubrechen; dann müsse Darius umkommen, und könne ihnen nie mehr schaden. Der Athener Miltiades unterstützte diesen Rath; aber da regte sich der Eigennutz der Anführer der kleinasiatischen Griechen. Histiäus, einer von ihnen, bemerkte, jetzt wären sie ja Herren unter der persischen Herrschaft; ginge aber diese unter, dann würden sich die Griechen frei machen, und sie müßten in den Privatstand zurücktreten. So hat der Eigennutz von je her das Gute oft gehindert! Diesem Rathe des Histiäus verdankte es der König, daß er gerettet wurde.

9. Schlacht bei Marathon. — Miltiades, der Athener.

Derselbe Mann aber brachte noch größeres Unglück über seine Landsleute, die ionischen Griechen in Klein-Asien, und war Ursache, daß die Perser und Griechen feindlich zusammentrafen. Die Jonier nämlich waren, wie schon gesagt, von Cyrus schon unter die persische Herrschaft gekommen, und es war ihnen unter derselben nicht unglücklich gegangen. Ihre Städte, womit die ganze Küste besäet war, waren ausnehmend blühend, voll herrlicher Tempel und Paläste, und trieben einen ausgebreiteten Handel. Karawanen führten ihnen die Erzeugnisse Asiens zu, und zahlreiche Schiffe nahmen dieselben auf, und führten sie weiter. Dabei waren Künste und Wissenschaften hier im höchsten Flor. Unter allen Städten aber ragte Milet als die herrlichste hervor, ausnehmend reich, so daß die Einwohner 80 Pflanzstädte am schwarzen und mittelländischen Meere zur Ausbreitung ihres Handels hatten anlegen können. Ueber dieses blühende Land Jonien hatte Darius den Histiäus zum Statthalter gesetzt, aber aus einem Mißtrauen, welches den Despoten des Morgenlandes so eigen ist, ihn wieder an seinen Hof gerufen, weil er — wie er vorwandte — einen so trefflichen Mann gern immer um sich haben möchte. Histiäus gehorchte, aber mit Ingrimm, weil er hier goldene Fesseln

trug, und daß sein Schwiegersohn Aristagoras seine Stelle erhielt, besänftigte ihn keineswegs. Er überredete daher diesen, sich gegen die Perser zu empören; er hoffe, daß Darius ihn gegen die Empörer schicken werde, und dann wollte er zu ihnen übergehen; (gerade wie Harpagus und Cyrus). Aristagoras war gerade auch mit dem Perserkönige unzufrieden. Es wurde ihm leicht, den Freiheitssinn der Jonier aufzuregen, und schnell waren die persischen Besatzungen vertrieben. Aber sie hatten nicht bedacht, daß sie zu schwach wären, der ganzen persischen Macht zu widerstehen. Zwar hatten sie die europäischen Griechen um Hülfe gebeten, und die Athener schickten ihnen auch einige Hülfe. Aber plötzlich erschien ein persisches Heer, das die Unbedachtsamen einem härtern Loose, als das frühere gewesen war, unterwarf, so wie denn die Widersetzlichkeit gegen die rechtmäßige Regierung nie Segen bringt. Die armen Jonier beseufzten nun zu spät ihre Uebereilung, und die, durch welche sie dazu aufgeregt waren, Histiäus und Aristagoras, ließen sie nun im Stich. Aber die verdiente Strafe ereilte sie; jener wurde von den Persern gefangen und ans Kreuz geschlagen, dieser fand seinen Tod unter wilden Barbaren, zu denen er geflohen war.

Darius war über das Einmischen der Athener in die Empörung der Jonier so erbittert, daß er sie zu züchtigen beschloß, und damit er dies ja nicht vergäße, so mußte ihm ein Diener täglich bei der Tafel zurufen: „o Herr! vergiß die Athener nicht!“ Er gedachte ihrer auch wirklich. Ein großes Landheer wurde von seinem eigenen Schwiegersohne Mardonius hinübergeführt, während eine Flotte längs den griechischen Küsten hinsteuerte. Aber bald kamen die kläglichen Ueberreste beider nach Klein-Asien zurück, und Mardonius erzählte, wie jenes von den wilden Bewohnern Thraciens überfallen worden, und die Flotte von einem Sturme am Vorgebirge Athos so mitgenommen wäre, daß 20,000 in den Wellen ihr Grab gefunden hätten. Darius schrieb die Schuld der Ungeschicklichkeit des Mardonius zu, und rüstete ein noch größeres Heer aus, welches im folgenden Jahre, 490, auf einer zahlreichen Flotte übersetzte. Vorher aber schickte er Herolde an die griechischen Städte und

Inseln, und verlangte Erde und Wasser als Zeichen ihrer Unterwerfung. Die Inseln unterwarfen sich auch wirklich; aber die Athener verwarfen den Antrag mit edlem Unwillen, und die Spartaner warfen die Herolde in einen Brunnen. „Da!" riefen sie ihnen nach, „da! holt euch das Wasser selbst!" War das recht?

In dem genannten Jahre erschien das Perserheer, von zwei geschickten Feldherrn, dem Datis und Artaphern geführt. Die Inseln waren auf dem Wege erobert worden, und die meisten schrecklich verwüstet. Nur Delos wurde verschont, weil hier Apollo und Diana geboren waren; denn selbst die Heiden scheuten sich, die den Göttern geweihten Oerter zu verletzen. Jetzt landeten sie auf der Insel Euböa, welche längs der Ostküste von Hellas liegt. Als die Athener dies hörten, erschraken sie sehr; denn sie hatten nicht geglaubt, daß der Feind so schnell kommen würde. Sie schickten geschwind zu den andern griechischen Stämmen, und baten um schleunige Hülfe. Aber die Furcht vor den Persern war so groß, daß alle sich entschuldigten, und mehr Heil in einer feigen Unterwerfung, als in einem gemeinsamen Widerstande zu finden glaubten. Die Spartaner antworteten, ihre Religion erlaube ihnen erst nach dem Vollmonde zu kommen; bis dahin waren aber noch 19 Tage. Nur eine Stadt leistete treuen Beistand: Elatäa; aber was wollten zwei Städte gegen Hunderttausende von Feinden! Doch auch in der größten Bedrängniß kann Gott helfen, und er hilft auch, wenn die Sache gerecht ist, und der Mensch nicht an sich selbst verzweifelt. So die Athener. Sie bewaffneten sich schnell, nahmen einige Tausend Sclaven dazu, und nun dem Feinde entgegen.

Auf der Ebene bei Marathon trafen die beiden so ungleichen Heere auf einander. Noch schwankte der Feldherr der Athener, ob es rathsam sey, eine Schlacht zu wagen oder zu fliehen. Da trat Miltiades, derselbe, der damals die Donaubrücke abzubrechen gerathen hatte, vor, und bewies den Muthlosen mit feuriger Beredtsamkeit, von diesem Augenblicke hange die Ehre und die Freiheit Athens ab. Die Schlacht wurde beschlossen. Aber unglücklicherweise hatten die Athener

zehn Feldherrn; jeder sollte einen Tag lang erster Anführer seyn. Dabei war an gemeinsame Maßregeln nicht zu denken. Alle aber achteten den Miltiades für den Geschicktesten; darum machte Aristides, einer jener Zehn, den Vorschlag, jenem allein den Oberbefehl anzuvertrauen. Er trete, sagte er, willig seinen Tag ab. Die Andern wollten nicht unbescheidener seyn, und so hing nun die ganze Anordnung von dem umsichtigen Miltiades ab. Jetzt begann die Schlacht. Die kleine Zahl der Griechen verschwand zwar fast gegen die Menge der Perser; aber die Einsicht des Miltiades und die unübertreffliche Tapferkeit jener, die für Ehre und Freiheit, Weib, Kinder und Heerd fochten, gab ihnen ein großes Uebergewicht. Plötzlich sah man die feigen Perser, die nur auf Befehl ihres Herrn in den Kampf gegangen waren, sich in die eiligste Flucht werfen, und in ihren Schiffen Rettung suchen. Das Feld bei Marathon war mit Todten bedeckt, und das reiche persische Lager fiel den Griechen in die Hände. Welcher herrliche Tag für die glücklichen Sieger! Einer derselben war vom Schlachtfelde in Einem Laufen bis nach Athen gerannt, mehrere Meilen weit. Athemlos stürzte er auf den Markt. Er hatte nur noch so viel Luft, zu rufen: „Freut euch, ihr Athener! wir haben gesiegt!“ Dann fiel er todt zu Boden. Welcher schöne Tod! Die Gefallenen wurden nun ehrenvoll begraben, und ihnen Inschriften gesetzt, Miltiades aber in Athen mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Und wahrlich! das hatte er verdient. Aber die Perser wollten, ehe sie ganz abzögen, noch einen Versuch machen, das, wie sie glaubten, wehrlose Athen zu überfallen. Sie schifften um die Halbinsel, auf welcher Athen lag, herum, und erschienen vor der Stadt. Aber Miltiades war auch schon da, und als die Perser die bewaffneten Griechen drohend am Ufer stehen sahen, wagten sie keinen Angriff, sondern zogen geschwind ab. — Als eben noch Feste auf Feste über den schönen Sieg gefeiert wurden, kamen die Spartaner an, und wollten nun, da der Vollmond vorüber war, helfen. Sie baten, ihnen die gefangenen Perser zu zeigen, lobten die That der Athener sehr, und zogen dann wieder nach Hause, ohne daß ihnen die Athener die geringste Empfindlichkeit gezeigt hätten.

Kaum ist der Mensch glücklich, so wird er auch übermüthig. Athen, welches bisher mit seinem kleinen Gebiete zufrieden gewesen war, wollte nun auch Eroberungen machen, und schickte den Miltiades auf einer Flotte gegen die Insel Paros aus, weil diese den Persern ein Schiff zur Hülfe gegeben hatte, und Miltiades sich an einem Privatfeinde rächen wollte. Das war unrecht, und deshalb schlug auch die ganze Unternehmung zu des Miltiades Schaden aus. Denn die Stadt war so fest, daß er sie nicht einnehmen konnte; dazu kam, daß er sich durch einen unglücklichen Fall das Bein zerbrach, und endlich sah er einst in der Nacht in der Ferne ein großes Feuer, woraus er in seiner Verstimmung auf die Annäherung der persischen Flotte schloß. Kurz, er kehrte unverrichteter Sache und mißmüthig nach Athen zurück. Sogleich erhoben seine Feinde ihr Haupt. Viele hatten ihm längst seinen wohlerworbenen Ruhm beneidet. Keiner mehr als der junge Themistokles, der schon bald nach der Schlacht von Marathon einem Freunde vertraut hatte, die Lorbeern des Miltiades ließen ihn nicht ruhig schlafen. Dieser wurde nun gar vor Gericht gezogen, und des Einverständnisses mit den Persern beschuldigt. Seine Krankheit erlaubte ihm nicht, selbst zu erscheinen; vergebens erinnerten seine Freunde das Volk an den Tag bei Marathon. Seine Feinde behielten die Oberhand, und er mußte noch froh seyn, daß ihm die Todesstrafe erlassen wurde. Dafür sollte er aber eine Geldbuße von 60,000 Rthl. bezahlen, und da er diese Summe nicht besaß, so warf man ihn gar ins Gefängniß, in welchem er starb. Solche Beispiele von Undank und wechselnder Volksgunst werden wir in Republiken noch oft sehen.

10. Themistokles und Aristides. — Die Griechen bei Thermopylä und Salamis.

Durch die Schlacht von Marathon waren nun zwar die Perser aus dem Lande geschlagen; aber es war zu erwarten, daß sie über kurz oder lang wiederkommen würden. Athen befand sich daher in großer Gefahr. Aber auch daran erkennt man recht, daß eine gütige Vorsehung waltet, daß es einem Volke, welches in Bedrängniß ist, nicht leicht an großen, tüchtigen Männern fehlen wird. Auf zwei solchen Männern ruhten jetzt die Blicke der

Athener, Themistokles und Aristides, beide verständig, thätig, und auf das Glück ihres Vaterlandes bedacht. Beide bewarben sich um die Gunst des Volks; aber jeder wählte dazu andere Mittel. Während Themistokles durch seine schöne, männliche Beredtsamkeit in den Volksversammlungen alles mit sich fortriß, und durch herablassende Freundlichkeit auch den Niedrigsten gewann, erwarb sich Aristides durch die größte Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit, so arm er auch war, den Beinamen des Gerechten. Jener wollte die Liebe des Volks gewinnen, dieser sie verdienen. Wer von beiden wird wohl der Berühmteste werden? und wer am glücklichsten enden? So kann man von der herrschenden Gemüthsart des Menschen schon auf sein künftiges Lebensglück schließen. Anfangs schien es, als wenn Themistokles der Glücklichere werden sollte: denn es gelang ihm, den Aristides verdächtig zu machen, und nun trug er darauf an, ihn auf 10 Jahre aus Athen zu verbannen. Sollte ein solches Urtheil gefällt werden, so versammelte sich das Volk auf dem Markte; jeder Bürger schrieb seine Stimme auf ein Täfelchen oder eine Scherbe, und warf diese in eine große Urne. Das geschah auch jetzt. Aristides war selbst zugegen, um den Ausgang abzuwarten. Da kam ein gemeiner Bürger zu ihm heran, und bat ihn, den Namen des Aristides auf ein Täfelchen zu schreiben, da er selbst nicht schreiben könnte. „Was hat dir denn der Mann gethan?" fragte ihn Aristides. „Nichts, gar nichts!" war die Antwort, „ich kenne ihn nicht einmal; aber es ärgert mich, daß er allgemein den Beinamen des Gerechten führt." So sind die Urtheile des großen Haufens! Und Aristides? — Er schreibt ehrlich seinen eigenen Namen auf. Wirklich wurde er auch verbannt; aber er verließ das Vaterland mit dem Bewußtseyn, Unrecht zu leiden, und mit der Hoffnung, daß man ihn schon wieder gebrauchen werde.

Jetzt stand dem Themistokles keiner mehr im Wege; er war nun der Erste in Athen. Indessen gebührt ihm das Zeugniß, daß er für das Wohl seines Vaterlandes recht eifrig bemüht war. Seine Hauptsorge war, recht viele Schiffe zu bauen, damit die Athener, wenn die Perser ja einmal wieder kämen, auf

jeden Fall eine Zuflucht hätten. Wie richtig er gesehen hatte, zeigte sich bald.

Darius hatte sich gleich nach der Schlacht bei Marathon zu einem neuen Feldzuge kräftig gerüstet. Aber ehe die Rüstungen vollendet waren, starb er schon. Sein Sohn Xerxes setzte sie fort, und wollte schon nach Griechenland ziehen, als die Aegypter sich empörten, so daß er erst im Jahre 480 sie bekriegen konnte. Sein Heer war das größte, welches man bis dahin, wenigstens in Europa gesehen hatte. Es waren dazu 56 Völkerschaften, selbst aus den entferntesten Gegenden des Perserreichs, aufgeboten worden. Ihre Anzahl war so groß, daß sie zu zählen zu beschwerlich schien. Xerxes ließ daher nur zehntausend Mann abzählen, und diese dicht mit einer Art Hürde umgeben. Dann mußten sie hinaustreten, und Andere füllten die Umzäunung, die auf diese Weise 170 Mal gefüllt und geleert wurde. Auf diese Art erfuhr er, daß er 1,700,000 Mann beisammen habe. Dazu kam aber noch ein ungeheurer Troß von Knechten, Weibern, Kindern, Krämern und andern Leuten, die das Heer noch unbehülflicher machten. Damit es nun recht schnell über den Hellespont käme, ließ er zwei Schiffbrücken über diese Meerenge schlagen. Aber der nächste Sturm zertrümmerte das Werk in einem Augenblicke. Darüber soll Xerxes so ergrimmt gewesen seyn, daß er die Baumeister nicht nur kreuzigen, sondern auch dem Meer 300 Peitschenhiebe geben und eiserne Ketten hineinwerfen ließ, damit es ein anderes Mal besser gehorchen sollte, eine Handlung, die gar zu kindisch wäre, als daß man sie einem vernünftigen Menschen zutrauen könnte. Dann ließ er neue Brücken schlagen; vorher aber hielt er von einem hohen Gerüste herab Heerschau. Vor ihm lag das ungeheure Lager und die zahlreiche Flotte zugleich ausgebreitet. Anfangs schwoll ihm das Herz vor Freude und Stolz, daß er der Herr so vieler Tausende sey, die alle seines Winkes gewärtig wären. Dann aber traten ihm die Thränen in die Augen, als er bedachte, daß in weniger als hundert Jahren kein einziger aller der jetzt so kräftigen Menschen mehr am Leben seyn würde.

Nun zog das ungeheure Heer über die Schiffbrücken. Sieben Tage und sieben Nächte dauerte der lange Zug; dann war

man in Europa, und während sich nun das Landesheer immer südlicher senkte, fuhr die Flotte längs den griechischen Küsten hin.

In Griechenland war die Bestürzung natürlich allgemein. Während diejenigen Provinzen, welche über dem eigentlichen Griechenland lagen, sich sogleich der Gewalt unterwarfen, berathschlagten die Abgeordneten von Hellas und Peloponnes in Korinth, was zu thun sey. Der eine rieth zur Unterwerfung, der andere zur Flucht; für den Widerstand waren fast nur die Athener, und es ist gewiß, daß, wenn diese nicht waren, ganz Griechenland verloren gewesen wäre. Denn die Griechen waren so sorglos, daß die olympischen Spiele selbst in diesem Drange der Zeiten ruhig gefeiert wurden. Hier bewies es sich wieder einmal recht, was oft in den bedrängtesten Tagen ein einziger Mann vermag. Themistokles war es, dessen reger Geist Wunder wirkte. Er schickte von Stadt zu Stadt, und feierte die Bürger zur Gegenwehr an. Wo ein Zwiespalt entstand, stiftete er Versöhnung, indem er bald drohte, bald nachgab, und vor allen brachte er eine Flotte zusammen, die im Fall der Noth zum Zufluchtsorte dienen sollte. Jetzt brausten die Perser heran, und drangen bis an die nördliche Gränze des eigentlichen Griechenlands vor. Hier fanden sie den ersten Widerstand. Ueber das Gebirge des Oeta führte damals nur eine einzige fahrbare Straße, der Paß von Thermopylä genannt. Es war ein zwar langer, aber schmaler Weg, an dessen engster Stelle kaum zwei Wagen sich ausweichen konnten. Auf der linken Seite war eine steile Felswand, auf der rechten ein tiefer Morast, der bis zum Meere sich hinzog. Hier konnten Wenige ein ganzes Heer aufhalten. Darum hatte sich hier ein kleiner Haufe von 8000 Mann unter des Leonidas, Königs von Sparta, Anführung aufgestellt. Xerxes wollte nicht glauben, daß diese wenigen Tollkühnen im Ernste daran dächten, ihm Widerstand zu leisten, und wartete vier Tage lang, ob sie sich nicht zurückziehen würden. Aber die Griechen, allermeist die darunter sich befindenden 300 auserlesenen Spartaner, freuten sich auf die Schlacht wie auf ein Fest, schmückten ihre langen Haare, und stellten zur Uebung Kampfspiele an. Endlich am 5ten Tage ließ Xerxes an-

greifen. Aber der erste Haufen der Perser wurde zurückgeworfen, ebenso ein zweiter, und Xerxes mußte fühlen, daß er zwar viele Menschen, aber nur wenige Männer habe. Jetzt ließ er seine besten Leute, die sogenannten Unsterblichen, anrücken. Vergebens! auch diese wurden niedergeworfen, und er, welcher von einer Anhöhe herab dem verzweifelten Kampfe zusah, sprang mehrmals unwillig auf. Am folgenden Tage wurden neue Angriffe gemacht; aber mit eben so wenigem Erfolge; die Spartaner waren wie eherne Thore, die nicht zu sprengen waren. Schon hofften sie, den Persern alle ferneren Versuche verleidet zu haben, als Boten ihnen die schreckliche Kunde brachten, daß ein Haufen Perser sie umgangen hätte, und sie bald von hinten angreifen würde. Ein nichtswürdiger Grieche nämlich, Ephialtes, hatte, um einen Sündensold zu verdienen, dem Xerxes angeboten, einen Theil des Perserheeres auf einem wenig betretenen Fußpfade über das Gebirge zu führen. *) Noch war Zeit, sich schnell zu retten. Leonidas aber erklärte mit Festigkeit, er würde den ihm anvertrauten Posten nicht verlassen. Seine 300 Spartaner und noch einige andere Griechen, zusammen 1400 Mann, harrten mit ihm aus; die übrigen zogen ab. Am andern Tage aber stürzte Leonidas auf die Perser los, die nicht anders als durch Peitschenhiebe zum Standhalten zu bringen waren, und richtete unter diesen ein fürchterliches Blutbad an. Endlich fand er selbst den erwarteten Heldentod. Als nun der von Ephialtes geführte Perserhaufen den Griechen in den Rücken fiel, zogen sich diese auf einen Hügel zusammen, und fochten hier den letzten verzweifelten Kampf so lange, bis von ihnen nicht Einer mehr am Leben war.

Wüthend über den hier erlittenen Verlust, zog nun Xerxes durch den Paß in Hellas verheerend ein, alles vor sich her zerstörend. Alle Städte und Dörfer wurden niedergebrannt und die zurückgebliebenen Einwohner ermordet. In Athen gerieth nun alles in Bewegung. Jeder eilte den Schiffen zu, welche

---

*) Der Verräther hatte, wie es zu geschehen pflegt, keinen Gewinn davon. Denn es wurde nachher ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und er erschlagen.

Themistokles für diesen Augenblick der Noth bereit gehalten hatte. Die Weiber, Kinder und Greise wurden theils nach den benachbarten Inseln Salamis und Aegina, theils nach einer befreundeten Stadt im Peloponnes gebracht, und die streitbaren Männer blieben auf den Schiffen, und schlossen sich an die andern Griechen an. Die ganze Flotte hatte sich in dem Meerbusen gesammelt, welcher zwischen Attica und dem Peloponnes befand. Aber hier hatte Themistokles wieder Arbeit, die feigen und unentschlossenen Menschen in Einigkeit zu erhalten. Die Spartaner hatten nämlich eine Mauer queer über den Isthmus gezogen, und glaubten — die Thoren — dadurch die Perser aufhalten zu können. Darum wollten sie durchaus mit ihren Schiffen dorthin fahren, um sich geschwind hinter die Mauer retten zu können. Vergeblich bot Themistokles alle Beredtsamkeit auf, ihnen zu zeigen, wie thörigt jetzt eine Trennung sey. Am andern Tage wollten sie durchaus fort. In dieser großen Noth fiel ihm eine List ein. Er sandte heimlich einen treuen Menschen zum Xerxes, und ließ ihm sagen, er sey längst sein guter Freund, und lasse ihm daher wissen, daß morgen die Griechen aus einander gehen wollten. Dann ginge ihm die Gelegenheit verloren, sie mit einem Streiche zu vernichten. Darum möchte er sie doch während der Nacht umzingeln.

Am andern Morgen näherte sich der griechischen Flotte ein Schiff, auf welchem man einen wohlbekannten Mann erblickte. Es war — Aristides. Man hatte nämlich in dieser Noth ihn zurückgerufen, und der brave Mann eilte schnell, alle Kränkung vergessend, dem Vaterlande zu Hülfe. „Von nun an," so sprach er zum Themistokles, „soll kein Streit mehr unter uns seyn, als der, welcher von uns dem Vaterlande am nützlichsten werden kann." Er war es auch, der dem Themistokles die erfreuliche Nachricht brachte, daß die List gelungen, und die Griechen von den Persern so umzingelt wären, daß sie bleiben und sich schlagen müßten.

Nun erfolgte — 480 — die große **Seeschlacht bei Salamis**, welcher Xerxes von einem Felsen an der Küste selbst zusah. Die persischen Schiffe näherten sich dem kleinen Haufen griechischer Schiffe in einem ungeheuern Bogen. Als aber nach

einem verzweifelten Gefechte die vordersten persischen Schiffe auf die hinteren zurückgeworfen worden, entstand eine gräuliche Verwirrung. Ein Schiff drängte das andere, und die Griechen hatten nun Zeit, eins nach dem andern in den Grund zu bohren. Endlich stürzten die Perser in die eiligste Flucht. Sie verloren in dieser Schlacht eine Unzahl von Schiffen und Menschen; die ganze Meerenge war mit Schiffstrümmern und persischen Leichen bedeckt, und viele, die sich nach der Küste von Attica und nach den Inseln zu retten suchten, wurden aufgefangen und niedergemacht. Alle, welche der Niederlage entronnen waren, begaben sich schnell auf den Weg nach Klein-Asien. Xerxes besorgte, die Griechen möchten ihm zuvorkommen, und ihm den Rückweg abschneiden. Wirklich war dies auch des Themistokles Absicht; aber die andern Anführer waren dagegen. Damit Xerxes recht schnell Griechenland verlassen möchte, ließ ihm Themistokles sagen, er habe die Griechen zurückgehalten, nach dem Hellespont zu segeln; er möchte also eilen, daß er diesen erreiche. Den Rath befolgte der König auch; die Brücke war bereits längst vom Sturme zerstört; er setzte daher auf einem Kahne über; ihm folgte die Trümmer seines Heers. Nur 300,000 Mann ließ er unter Mardonius in Thessalien zurück, um im nächsten Jahre noch einen Versuch zu machen. Jetzt gab es wohl in Griechenland keinen glücklichern Menschen wie Themistokles, da er das Bewußtseyn hatte, daß ohne ihn Griechenland verloren gewesen wäre. Das erkannten die Griechen auch an, und als er einige Jahre darauf bei den olympischen Spielen erschien, sahen alle auf ihn hin, und Einer zeigte ihn dem Andern. „Siehe! hieß es, „das ist Themistokles!" Dies war, wie er selbst versicherte, der glücklichste Tag seines Lebens.

Während des Winters erschien Alexander, König von Macedonien, in Athen, und trug den Athenern von Seiten des Mardonius vortheilhafte Friedensbedingungen an. Es waren gerade spartanische Abgeordnete da. Diese baten die Athener flehentlich, jetzt nicht der Sache Griechenlands untreu zu werden, und versprachen nicht nur fortan die kräftigste Unterstützung, sondern auch die geflüchteten Weiber und Kinder der Athener mit Lebensmitteln zu versorgen. „Wir wundern uns," antworteten die

Athener, „daß ihr uns nicht besser kennt, uns so etwas Schlechtes zuzutrauen. Kein Preis in der Welt könnte uns bewegen, euch, die ihr mit uns Eine Sprache redet, zu verlassen. Wir verlangen von euch nichts, als daß ihr recht bald eure Krieger uns zu Hülfe sendet." Das wurde denn auch versprochen, aber — nicht gehalten, so daß, als Mardonius im folgenden Frühjahre anrückte, die Athener die Trümmer ihrer Stadt zum zweiten Male verlassen mußten. Endlich — nach langem Zaudern, kamen die Spartaner. Pausanias, der Vormund des einen ihrer Könige, führte die Griechen an, und erfocht bei Platäa einen herrlichen Sieg über die Perser. Für diese war nun kein Haltens mehr. Sie eilten nach Persien zurück, und da an demselben Tage, wo Pausanias siegte, ein anderes griechisches Heer die persische Flotte an der Küste von Klein-Asien zerstört und die Bemannung geschlagen hatte, so machten sich auch die Jonier von der persischen Herrschaft frei.

Durch alle diese herrlichen Siege hatten die Griechen, besonders die Athener, ein größeres Selbstvertrauen erhalten. Sie hätten nun, unangefochten von den Persern, recht glücklich unter sich leben können. Aber gleich regte sich wieder der Neid und die Mißgunst unter ihnen. Denn die Spartaner ärgerten sich, daß die Athener nun als die Ersten Griechenlands betrachtet wurden. Ein Beispiel davon gaben sie gleich. Die Athener fingen nun an, ihre zerstörte Stadt wieder aufzubauen. Themistokles aber drang darauf, daß vor allen Dingen Athen mit einer festen Mauer umgeben werden müßte, nicht sowohl gegen die Perser, als gegen die andern Griechen, deren Gesinnungen er nicht traute. Kaum erfuhren dies die Spartaner, als sie auch schon durch Gesandte anfragen ließen, was denn die Mauer sollte? Athen müsse offen bleiben, damit sich der Feind, wenn er wiederkehrte, nicht in der Stadt festsetzen könnte; der Peloponnes sey Schutzwehr genug für alle Griechen. Themistokles merkte ihre List; aber er war noch listiger. Er beruhigte die Gesandten mit der Versicherung, daß er bald selbst nach Sparta kommen, und ihnen die nöthige Auskunft geben. Nun ließ er aber Tag und Nacht an der Mauer arbeiten, und als sie hoch genug war, kam er nach Sparta und sprach: „glaubt nur, ihr lieben Spartaner, daß wir selbst recht

gut wissen, was nöthig und nützlich ist. Also hat niemand nach unsrer Mauer zu fragen.“ Die Spartaner ärgerten sich, mußten aber für jetzt schweigen.

11. Ende des Pausanias und Themistokles. — Cimon.

Noch ist zu erzählen, wie Uebermuth und unbegränzter Ehrgeiz den Menschen auf Abwege leitet, und unglücklich macht. Pausanias war mit dem braven Aristides, der noch immer in allgemeiner Achtung lebte, auf einer griechischen Flotte nach dem Hellespont gefahren, um die Perser aus den wenigen Städten, welche sie hier noch hatten, zu vertreiben. Dabei hatte er, besonders in Byzanz, dem jetzigen Constantinopel, die Schwelgerei und Pracht der persischen Lebensart kennen gelernt; wogegen ihm die spartanische Genügsamkeit verächtlich dünkte. Da er nun nicht gelernt hatte, dasjenige zu verwerfen, was unrechtlich ist, so entschloß er sich, durch Hülfe des Xerxes ein größerer Mann zu werden. Er trat mit ihm durch geheime Boten in Unterhandlung. Dabei scheute er sich nicht, ganz Griechenland aufzuopfern, wenn nur sein Ehrgeiz befriedigt würde. Sein unerträglicher Stolz, den er nun zeigte, indem er sich schon als den Herrn Griechenlands betrachtete, brachte die Athener und alle andern Griechen, die unter ihm dienen mußten, auf, und die spartanische Obrigkeit mußte ihn deshalb zurückrufen. Aber auch dies brachte ihn nicht zur Besinnung; er fuhr fort, mit dem persischen Könige zu unterhandeln, bis endlich durch einen seiner Boten die ganze Sache entdeckt wurde. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als in einen Tempel zu fliehen, wo er sich für sicher hielt. Aber die Spartaner mauerten den Tempel zu, damit er verhungern sollte, und erst, als er schon im Sterben war, führte man ihn heraus, damit seine Leiche nicht das Heiligthum besudele. Schon wollte man diese in die Grube stürzen, wohin man die Missethäter warf: aber das Orakel befahl, ihn da einzuscharren, wo er gestorben war. Wie traurig, daß ein Mann, den der Ruhm gekrönt hatte, durch eigne Schuld so schmählich sterben mußte!

Die Schicksale des Themistokles waren zwar nicht von Verbrechen begleitet, aber doch auch recht traurig. Die Spartaner hatten keinen größern Feind als ihn. Die Gelegenheit, sich seiner zu entledigen, schien ihnen jetzt gekommen. Sie klagten ihn an, an der Verrätherei des Pausanias Antheil genommen zu haben. Die Athener hätten diese Anklage mit Unwillen verwerfen sollen. Aber leider hatten sie nach ihrem Wankelmuthe schon die großen Verdienste des Themistokles vergessen, und viele haßten ihn, weil er klüger, besser und geachteter als sie alle war. Einige Schuld hatte er indessen auch; denn er hatte sich aus der Beute große Reichthümer gesammelt, und damit geprunkt. Wie schwer hält es doch, im Glücke demüthig zu bleiben! Seinen Feinden schien daher seine Schuld ganz erwiesen, und er wurde 11 Jahre nach seinem Siege bei Salamis aus dem ihm so theuern Vaterlande verbannt. Wo sollte er hin? Ueberall fand er Feinde. Bald war er hier, bald dort. Nirgends ließ man ihm einen Ruheplatz, bis ihm endlich der Perserkönig, Artaxerxes Langhand, des Xerxes Sohn, in Klein-Asien drei Städte schenkte. Da verlebte er seine letzten Jahre in ruhiger Abgeschiedenheit. Zuletzt soll er Gift genommen haben, weil ihm der König zumuthete, gegen sein Vaterland zu dienen. Wie theuer ihm dies auch noch war, bewies sein letzter Wille, worin er befahl, daß man seine Gebeine nach Attica bringen sollte. Aristides dagegen lebte ruhig in Athen, von Allen geachtet, von Niemand gefürchtet, bescheiden und arm, und als er endlich in hohem Alter starb, fand man so wenig Vermögen bei ihm, daß er auf öffentliche Kosten beerdigt werden mußte. Und dennoch, wer war nun der Glücklichere, Aristides der Gerechte, oder Themistokles der Ehrgeizige? —

So undankbar auch Athen gegen seine meisten großen Männer handelte, so hatte es doch das Glück, daß, wenn kaum einer untergegangen war, schon ein anderer wieder auftrat. Jetzt glänzte in Athen Cimon, der Sohn des Miltiades, ein wahrhaft ausgezeichneter Mann. Schon sein Aeußeres gewann beim ersten Anblick, und flößte Vertrauen ein. Ob er gleich dem großen Haufen des Volks nicht gestatten wollte, sich viel in die Regierung zu mischen, so zeigte er doch auf eine unzwei=

deutige Weise, daß er ein Volksfreund sey. Er war freigebig gegen jeden Bedrängten; begegnete ihm ein Bürger ohne Oberkleid, so mußte der ihn begleitende Diener ihm sogleich das seinige geben; täglich hielt er offene Tafel, und von seinen Gärten ließ er die Mauern wegnehmen, damit jeder die Früchte abbrechen könnte. Dann setzte er den Krieg gegen die Perser fort, überfiel ihre Flotte zwischen Cypern und Klein-Asien, ließ die auserlesensten seiner Leute die Kleider der Gefangenen anziehen, setzte sie auf die eroberten persischen Schiffe, und fuhr mit ihnen den kleinen Fluß Eurymedon in Klein-Asien hinauf, bis zum persischen Lager. Die Feinde glaubten in ihnen ihre Freunde zu erkennen, und ließen sie ruhig ins Lager ziehen. Plötzlich brachen die Verkleideten aber auf die Perser ein, und erschlugen ihrer viele. So erfocht Cimon an Einem Tage zwei Siege, einen zur See, den andern zu Lande. Dies war nur Einer von vielen Siegen. Aber, wird man fragen, ist denn Cimon der Undankbarkeit seiner Landsleute entgangen? Keinesweges! Auch er wurde verbannt, weil er die Spartaner hochschätzte; aber man rief ihn wieder zurück, und bis an seinen Tod blieb er für sein Vaterland thätig.

12. Perikles. Aspasia. Phidias. 444.

Noch ehe Cimon starb, war schon ein anderer großer Mann in Athen aufgestanden, Perikles der die Augen ganz Griechenlands auf sich zog. Von seinem Vater, einem ausgezeichneten Feldherrn in Athen, aufs sorgfältigste erzogen, hatte er seine natürliche Beredtsamkeit so ausgebildet, daß ihm Keiner zu widerstehen vermochte. Dabei war er ein geschickter Feldherr, freundlich und freigebig gegen das Volk, und von dem feinsten, gebildetsten Geschmacke. Trat er auf dem Rednerstuhle auf, so horchte Alles auf jedes seiner Worte, und was er vorschlug, wurde fast immer mit rauschendem Beifalle aufgenommen. Hätte dieser Mann, wie Aristides, nur allein das Beste seines Volks gewollt, so würde er ungemein viel Gutes haben stiften können; so aber sorgte er mehr für sich selbst. Der Erste in Athen zu seyn, war sein höchstes Ziel, und um dieses zu können, gab er dem gemeinen Volke zu große Macht in die Hände, gerade das, was der ver-

ständige Cimon zu verhindern gesucht hatte. Er hat an 40 Jahre über Athen geherrscht, ohne König zu seyn; und doch gehorchten Alle seinen Wünschen. Er hat das Verdienst, Athen recht eigentlich verschönert zu haben, und zu keiner Zeit gab es hier so große Baukünstler und Bildhauer als unter ihm.

Unter diesen stand Phidias oben an, ein Bildhauer und Baumeister von wahrer Meisterschaft. Sein Ruhm war in ganz Griechenland so groß, daß man überall, wo ein neuer Tempel gebaut oder eine kostbare Bildsäule errichtet werden sollte, das Werk bei Phidias bestellte. Da er nun nicht Allen allein genügen konnte, so hatte er eine Menge Schüler unter sich, deren Arbeit er nur leitete und verbesserte. Es ist unendlich zu bedauern, daß von seinen Meisterwerken nichts mehr übrig ist; bloß von einigen seiner Gebäude stehen noch die Ruinen. Außer der herrlichen Bildsäule des Zeus im Tempel zu Olympia, die theils aus Gold, theils aus Elfenbein zusammengesetzt war, und einen unbeschreiblichen Ausdruck von Milde und Hoheit hatte, war sein größtes Werk das Parthenon, ein der Minerva geweihter Tempel auf dem Berge, welcher in der Stadt Athen lag. Trat man in die Straße, welche auf die Burg führte, so erblickte man vor sich mit Erstaunen eine hohe, glänzende weiße Treppe von weißem Marmorstufen, von einer größeren Breite als unsere Straßen. War man sie hinaufgestiegen, und wandte man sich rückwärts, welch eine herrliche Aussicht zeigte sich da. Zu den Füßen lag das mit unzähligen Tempeln und Gärten prangende Athen mit seinem unendlichen Menschengewimmel; dahinter der Hafen Athens mit einem Walde von Mastbäumen; dann das dunkelgrüne Meer mit den Inseln Salamis und Aegina, und ganz hinten in ferner Bläue ragten die Berge des Peloponnes hervor. Hatte man sich an diesem Anblicke gesättigt, so trat man ein durch ein großes fünffaches Säulenthor von köstlicher Arbeit*), an welches sich links und rechts zwei große Flügelgebäude anschlossen. Das Thor, die Propyläen genannt, führte auf einen großen Platz, auf welchem der Tempel der Minerva, das Parthenon, stand, von

*) Das Brandenburgerthor in Berlin ist ihm nachgebildet.

weißem Marmor, in länglich viereckiger Gestalt, dessen Trümmer jetzt noch die Reisenden mit Bewunderung erfüllen. Inwendig befand sich eine herrliche Bildsäule der Göttin, aus Elfenbein und Gold aufs künstlichste gearbeitet. Namentlich war ihr Schild ein rechtes Meisterstück der Kunst; es war darauf in halberhabener Arbeit (Relief) eine Schlacht mit unzähligen Figuren dargestellt, unter denen sich auch die Bildnisse des Perikles und Phidias befanden.

Solche Meisterwerke und ihr täglicher Anblick mußten im ganzen athenischen Volke einen solchen Kunstgeschmack wecken, daß wir uns nicht wundern können, wenn sich Alle und Jede lebhaft für die Kunst interessirten. Als daher Phidias dem Volke den Vorschlag machte, die Bildsäule der Minerva lieber aus Marmor zu machen, weil das Elfenbein zu kostbar sey, riefen Alle: „Nein, nein, mache sie nur aus den kostbarsten Stoffen!“ Wirklich kosteten aber auch diese Werke ungeheure Summen. Die Propyläen hatten über 2 Millionen Thaler, und das bloße Gewand der Minerva an 50,000 gekostet. Die Feinde des Perikles beschuldigten ihn daher vor dem ganzen Volke, zu große Verschwendung bei diesem Baue getrieben zu haben. „Gut!“ sagte er, „aber vollendet müssen die einmal angefangenen Werke werden. Sind euch aber die Ausgaben zu groß, so werde ich jene auf meine Kosten ausführen lassen; doch dann lasse ich auf jedes meinen Namen setzen. —“ „O nicht doch!“ rief das Volk sogleich, „schone kein Geld; wir genehmigen alles! —“

Auch Perikles hat zu Ende seines Lebens die Veränderlichkeit des irdischen Glücks erfahren. Wenige Jahre vor seinem Tode brach ein blutiger, 27 Jahre dauernder Krieg aus, an welchem fast alle griechischen Staaten Antheil nahmen, und der die Demüthigung Athens zur Absicht und auch leider zur Folge hatte. Er heißt der peloponnesische Krieg. Gleich die ersten Feldzüge waren für Athen unglücklich. Die Athener schoben die ganze Schuld auf Perikles, und entsetzten ihn seiner Feldherrnwürde; für einen so ehrgeizigen Mann eine tiefe Kränkung. Aber sie blieb nicht die einzige. Seine Feinde verklagten seinen Freund Phidias, daß er von dem zur Bildsäule

der Minerva bestimmten Golde unterschlagen habe. Perikles vertheidigte ihn kräftig, und bewies die Unschuld seines Freundes; aber nun klagte man beide an, daß Phidias sein und des Perikles Bild auf dem Schilde der Minerva angebracht hätte. Wie albern! man hätte sich darüber freuen sollen. Aber das Volk war nun einmal gegen ihn aufgebracht, und Phidias wurde — o der Schande! — zur Gefängnißstrafe verurtheilt, deren Ende er auch nicht überlebt hat. Darauf brach eine verheerende Seuche in Athen aus, die des Perikles liebsten Freunde, seine bewährtesten Anhänger wegraffte. Endlich starben ihm seine Kinder bis auf einen Sohn. Noch ertrug er mit männlicher Fassung die Stürme des Schicksals. Aber als die Krankheit auch seinen letzten Sohn ergriff, und er auch diesen zu Grabe tragen sah, da kämpfte der sonst so starke Mann vergebens gegen seinen Schmerz und gegen die hervorbrechenden Thränen. Er erkannte, daß Keiner so stark ist, den Gott nicht tief, tief beugen kann. Der Schmerz hatte sein Herz gebrochen; er wurde auch von der Krankheit ergriffen, und starb 429.

Noch ist die Frau des Perikles, Aspasia, zu erwähnen, eine der klügsten, geistreichsten Frauen ihrer Zeit, aber ohne strenge sittliche Grundsätze. Sie war aus Milet in Jonien gebürtig, und hat durch ihre freiere, in Athen unter den Frauen bisher ganz ungewohnte Lebensart auf das weibliche Geschlecht sehr nachtheilig eingewirkt. Ueberhaupt war ihr Wesen mehr männlich; so auch ihr Geist. Sie wurde daher von ihrem Gatten oft in den schwierigsten Fällen der Staatsverwaltung um Rath gefragt.

13. Sokrates und Alcibiades 400.

Die verschiedenen Gefechte und Glückswechsel im peloponnesischen Kriege können hier füglich unberührt bleiben. Aber zwei Männer, die zu derselben Zeit in Athen lebten, von denen der eine auch lebhaften Antheil an demselben nahm, müssen erwähnt werden, Sokrates und Alcibiades.

Sokrates war der weiseste Mann seiner Zeit, und ungeachtet seines unscheinbaren Aeußeren und seiner großen Häßlichkeit doch so angenehm im Umgange, daß die reichsten Jüng-

linge seine Gesellschaft der aller andern Philosophen vorzogen. Dies waren Leute, die sich mit dem Nachdenken über die höheren Angelegenheiten des Menschen, Religion, Gottheit, menschliche Seele u. s. w. beschäftigten. Aber die meisten derselben waren anmaßende Menschen, welche durch Geschwätz sich das Ansehen großer Gelehrsamkeit und Weisheit gaben. Sokrates war ganz das Gegentheil von ihnen, und als einmal das delphische Orakel ihn für den Weisesten Griechenlands erklärt hatte, sagte er zu seinen Schülern: „Wißt ihr, worin meine ganze Weisheit besteht? Darin, daß ich weiß, daß ich nichts weiß.“ Die andern Philosophen aber, die man Sophisten nannte, glaubten viel zu wissen, und wußten doch nichts. Es war damals nicht üblich, daß Kinder in die Schule geschickt wurden; aber die jungen Männer suchten die Gesellschaft der Philosophen auf, begleiteten sie den ganzen Tag, und hörten den Reden derselben aufmerksam zu. Für diese Erlaubniß pflegte man dem Lehrer ein für all Mal ein bedeutendes Geschenk zu machen, und die Sophisten erlaubten daher nur reichen Jünglingen den Zutritt. Sokrates hingegen nahm Arme so gut als Reiche auf, und seine Rede war so anziehend, daß einer seiner Schüler täglich eine Meile weit nach Athen kam, um ihn zu hören, und ein anderer, der berühmte Mathematiker Euklides, hatte gar vier Meilen bis nach Athen, und doch kam er jede Woche; ja, als einmal Krieg zwischen Athen und seiner Vaterstadt entstand, und bei Todesstrafe verboten war, nach jener Stadt zu kommen, schlich er sich in Frauenskleidern durch das Thor. Wirklich war auch Sokrates nicht nur der Weiseste, sondern auch der beste Mensch von der Welt. Er war die Sanftmuth, Friedfertigkeit und Bescheidenheit selbst, hatte aber ein ganz eigenes Talent, die Schwächen Andrer lächerlich zu machen, doch auf eine so zutrauliche Art, daß man ihm nicht wohl zürnen konnte. Die Schlechten machte er sich dadurch freilich zu Feinden, aber die Guten liebten ihn dafür desto inniger. Sie hatten auch Ursache dazu, und er liebte sie wieder mit der ganzen Innigkeit der Freundschaft. Selbst gegen seine Feinde war er sanft und verzeihend. Als er einst mit mehreren seiner Schüler über die Straße

ging, begegnete ihm ein Mensch, den Sokrates grüßte, weil er ihn kannte. Der Mensch mochte aber den Sokrates nicht leiden können, und machte es, wie gemeine Seelen oft, er dankte nicht. Die Schüler wurden darüber unwillig, und sagten: „Aber, lieber Sokrates, warum grüßest du auch einen solchen groben Menschen?“ — „Wolltet ihr denn,“ antwortete Sokrates, „daß ich eben so grob seyn sollte als er?“ — Ein ander Mal begegnete er einem Menschen, der, entweder aus Ungeschicklichkeit oder aus Haß gegen Sokrates, beim Vorbeigehen heftig an ihn anrannte. Die Schüler waren so aufgebracht, daß sie den Menschen schlagen wollten. Sokrates aber sprach: „Nicht doch! wenn ein Esel mit einem Sacke euch begegnet, und an euch anrennt, werdet ihr ihn da prügeln? Ich hätte ihm sollen aus dem Wege gehen.“ Diese Geduld verdankte er vielleicht seiner Frau Xantippe, die als ein sehr zänkisches Weib geschildert wird. Aber er setzte ihrer Heftigkeit immer die größte Ruhe entgegen. Als sie auch einmal heftig auf ihn einzankte, nahm er Hut und Stock, und ging mit seinen Schülern schweigend fort. Sie aber, durch diese Ruhe noch mehr aufgebracht, ergriff ein Wassergefäß, und goß es dem eben aus der Hausthür tretenden Sokrates auf den Kopf. „Dachte ichs doch!“ rief Sokrates lachend und sich schüttelnd, „nach einem Donnerwetter pflegt es ja immer zu regnen.“

Unter den Schülern dieses Mannes war keiner hoffnungsvoller, keiner war ihm werther als — Alcibiades. Selten wird ein Mann vom Glücke in jeder Hinsicht so begünstigt als dieser. Er war von angesehnen und sehr reichen Eltern, hatte einen reizenden Körper, eine alle bestechende Liebenswürdigkeit, und seine Beredtsamkeit riß jeden mit sich fort. Aber zugleich war er ein höchst leichtsinniger, veränderlicher, eitler, dem Vergnügen ergebener Mann. Nur ein Mann konnte ihn im Zaume halten, — Sokrates; denn so verschieden auch beide Männer waren, so liebten sie sich innigst, und hatten zwei Mal, als sie mit einander zugleich im Felde waren, Gelegenheit, einer dem andern das Leben zu retten. Eine größere Verschiedenheit läßt sich kaum denken, als zwischen diesen beiden. Sokrates war alt, häßlich, ernst, bescheiden, bedächtig;

Alcibiades dagegen jung, schön, ausgelassen, eitel und leichtsinnig. Es verging kein Tag, an dem er nicht irgend einen leichtsinnigen Streich ausübte. Schon als Knabe ließ er es nicht an losen Streichen fehlen. Einst würfelte er mit mehreren Knaben in einer engen Gasse. Da kam, als eben der Wurf an ihm war, ein Bauer gefahren. Alcibiades rief, er möchte halten; jener aber fuhr zu, und die Knaben sprangen auf die Seite. Nur Alcibiades nicht: Er warf sich gerade vor die Pferde nieder, und rief: „Nun, Bauer, fahre zu, wenn du Herze hast!" Dieser lenkte nun um, und die Knaben konnten weiter spielen. Als er heranwuchs, beging er fast täglich etwas, worüber die Leute sprechen mußten, und das machte ihm gerade das größte Vergnügen. Er hing bald diesem, bald jenem etwas an; aber dennoch war er der allgemeine Liebling des Volks. Einmal hatte ihn ein reicher Mann, der ihn sehr liebte, mit vielen Andern zu einem Schmause eingeladen. Aber Alcibiades kam nicht, sondern machte sich mit seinen Freunden zu Hause lustig; dann ging er mit seinen Sclaven bis vor das Haus jenes Mannes, und befahl ihnen, die Hälfte der auf dem Tische stehenden goldenen und silbernen Gefäße zu nehmen, und einem armen Bürger, den er mitgenommen hatte, zu geben. Die Fremden erstaunten über seine Dreistigkeit, und wunderten sich, daß der Wirth das duldete. „Warum nicht?" sagte dieser, „er erweist mir ja dadurch viele Liebe und Ehre, indem er nur die Hälfte nimmt, da er doch alles hätte nehmen können." Wirklich hatte er auch unglaubliches Glück bei seinen leichtfertigen Streichen. Einmal wettete er mit mehreren andern jungen Leuten, dem Hipponikus, einem allgemein geachteten Manne, auf öffentlichem Markte eine Ohrfeige zu geben. Jeder war neugierig, ob er das wagen würde. Aber richtig! als am andern Tage Hipponikus ruhig und ernst angeschritten kam, ging ihm Alcibiades entgegen, und gab ihm eine tüchtige Ohrfeige. Der Mann wußte nicht, wie er dazu kam, und ging bestürzt von dannen, während alle, die es gesehen hatten, von Ingrimm über diese unerhörte Keckheit erfüllt waren. Alcibiades aber ging am folgenden Tage zum Hipponikus, entblößte seinen Rücken, und bat ihn, für die

gestrige Beleidigung recht nachdrücklich zu strafen. Aber er hätte die Handlung vollziehen müssen, um die Wette zu gewinnen. Der alte Mann lachte über den liebenswürdigen Verbrecher, vergab ihm, und gewann ihn endlich so lieb, daß er ihm seine eigne Tochter zur Frau gab. So eine brave Frau auch Hipparete — so hieß sie — war, so sehr vernachlässigte sie Alcibiades doch, und nachdem sie das Wesen eine Zeitlang geduldig angesehen hatte, verließ sie endlich sein Haus, und begab sich zu ihrem Bruder, um von hier aus die Scheidung einzuleiten. Es war aber Sitte, den Scheidebrief dem Richter auf dem Markte selbst zu übergeben. Gerade, als Hipparete dies that, kam Alcibiades daher gegangen. Kaum erblickte er seine Frau, so lief er zu ihr, faßte sie um den Leib, und trug sie unter dem Gelächter des Volks wieder in sein Haus. Die Scheidung unterblieb nun.

Solcher Streiche machte er viele. Einst kaufte er sich einen wunderschönen Hund für fast 900 Thaler, und schnitt ihm dann seinen Schwanz ab, der das Schönste an ihm war. Seine Freunde schalten ihn deswegen, und sagten: „weißt du wohl, daß alle Leute darüber reden?“ — „So?“ sagte Alcibiades, „nun das ist mir lieb. Es ist immer besser, daß sie von meinem Hunde reden, als mir etwas Schlimmeres nachsagen.“ Einmal sah er auf dem Markte einen großen Zusammenlauf, und hörte, daß ein reicher Mann unter das arme Volk Geld austheile. Gleich ließ er sich von Hause auch einen Geldsack holen, und theilte aus. Das Volk erhob darüber ein großes Freudengeschrei, und Alcibiades, dem dies Vergnügen machte, vergaß darüber, daß er unter seinem Mantel eine Wachtel habe, die nun davon flog. Darüber erhob sich ein noch größerer Lärm, und Alle liefen dem Vogel nach, den endlich ein Steuermann fing.

Sein Aufwand war ungeheuer. Er schickte 7 schönbespannte Wagen zu den olympischen Spielen, und erwarb sich damit 3 Preise. Obgleich der Purpur damals so theuer war, daß nur Könige dergleichen Kleider zu tragen pflegten, so ließ er sich doch einen Purpurmantel machen, der ihm lang nachschleppte. Kurz er versäumte nichts, um Aufsehen zu erregen.

Vor keinem Menschen hatte er die geringste Scheu; daher fürchteten sich alle vor ihm. Nur vor einem fürchtete er sich, vor — Socrates. Ein einziger Blick von diesem wußte ihn zur Besinnung zu bringen, wenn er noch so ausgelassen war, und er selbst pflegte von sich zu sagen: „was mir sonst bei Keinem begegnet, geschieht mir bei diesem, daß ich mich vor ihm schäme, und mich überzeuge, es sey nicht der Mühe werth zu leben, wenn ich so bliebe, wie ich bin. „Aber," setzte er hinzu, „sobald ich von ihm weggegangen bin, so verdirbt mich das Volk wieder durch seine Liebkosungen." Einst hörte Sokrates, wie sein junger Freund seine großen Landgüter prahlend rühmte. Er ließ ihn ausreden; dann führte er ihn oben auf die Burg, wo in einer großen Säulenhalle die vorzüglichsten Großthaten der Athener abgebildet waren, und auch eine Landkarte hing. „Suche mir doch," sprach er, „einmal das Gebiet von Attika auf, lieber Alcibiades." — „Recht gern! hier ist es!" — „Aber kannst du mir auch wohl die Stadt Athen zeigen?" — „Warum nicht? hier!" — „Nun zeige mir doch aber auch einmal deine großen Landgüter." — Da sah ihn Alcibiades groß an, und sagte: „ja die sind nicht auf der Karte." — „So?" fuhr Sokrates fort, „und doch bist du stolz auf ein Stückchen Land, welches nicht einmal einen bemerkbaren Theil der Erde ausmacht? O du Thor!" Alcibiades sah seine Uebereilung ein, und prahlte, wenigstens in des Sokrates Gegenwart, nicht wieder. — Als Alcibiades zum ersten Mal als Redner öffentlich vor dem Volke auftreten wollte, bekannte er dem Sokrates, daß ihm doch ängstlich dabei zu Muthe sey. „Würdest du dich denn fürchten," antwortete ihm dieser, „mit einem Schuhmacher zu reden?" — „Gewiß nicht." — „Aber mit einem Kupferschmidt?" — „Nein! eben so wenig." — „Aber vielleicht mit einem Kaufmann?" — „O du spaßest, Sokrates." — „Nun sieh," fuhr dieser fort, „aus solchen Leuten besteht ja das Volk. Wenn du dich nicht fürchtest, mit den Einzelnen zu reden, warum willst du dich vor ihnen fürchten, wenn sie versammelt sind?"

Mit Vergnügen sah Sokrates den großen Geist des Alcibiades sich herrlich entfalten; aber er fürchtete auch, sein gro=

ßer Leichtsinn werde ihn in viele Unannehmlichkeiten verwickeln. So geschah es auch. Denn was man dem Jünglinge verziehen hatte, wollte man bei dem gereiften Manne nicht dulden, und so fehlte es ihm nicht an Feinden in Athen. Sechzehn Jahre vor dem Tode des Sokrates hatte dieser Mann den Kummer, seinen jungen Freund aus seiner Gesellschaft zu verlieren, und nur noch einmal die Freude, ihn nach mehreren Jahren auf kurze Zeit wiederzusehen. Die Athener sandten nämlich ein Heer auf einer Flotte nach Sicilien, um einigen Städten dort gegen die Spartaner beizustehen. Alcibiades war einer der Anführer. Aber in der Nacht vor seiner Abreise wurden alle die kleinen Bildsäulen (Hermen), welche auf den Straßen Athens standen, umgestürzt, und seine Feinde, die vermuthlich selbst die Thäter gewesen waren, verklagten ihn deshalb. So wenig nun auch seine Schuld erwiesen werden konnte, so ließ sich doch das Volk leicht überreden, und ein schnellsegelndes Schiff wurde abgeschickt, ihn geschwind nach Athen zurückzuholen. Aber als das Schiff auf der Rückkehr an der Küste Unteritaliens anlangte, entwischte er seinen Wächtern. Ein Mann erkannte ihn hier, und fragte ihn: „traust du denn deinem Vaterlande nicht, Alcibiades?“ — „In allen Dingen,“ antwortete ihm dieser, „nur nicht, wo es auf mein Leben ankommt. Hier würde ich selbst meiner Mutter nicht trauen; denn diese könnte ja aus Versehen statt eines weißen Steines einen schwarzen ergreifen.“ *) Es gelang ihm, nach Sparta zu entkommen. Hier nahm man ihn mit offnen Armen auf; denn die Spartaner wußten wohl, wie wichtig der Mann sey, und welchen Vortheil er ihnen gegen die Athener, ihre Feinde, leisten könnte. Auch war Alcibiades unedel genug, ihnen die Entwürfe der Athener zu entdecken, und ihnen mit klugem Rathe beizustehen; wie sie seinen Landsleuten am meisten Schaden zufügen könnten. Seitdem wandte sich auch das Glück auf die Seite der Spartaner, und die Athener erlitten einen Verlust nach dem andern. Aber Veränderlichkeit und

*) Man gab nämlich beim Stimmensammeln durch einen weißen oder schwarzen Stein seine Meinung zu erkennen.

Undank ist nun einmal den Republiken eigen. Bald wurden auch die Spartaner seiner überdrüssig; man argwöhnte, er meine es wohl nicht ehrlich mit ihnen, und stellte ihm nach dem Leben, so daß er eiligst fliehen mußte. Er ging nach Klein-Asien zum Tissaphern, einem persischen Stadthalter, der bisher ein Bundesgenosse der Spartaner gewesen war. Auch diesen Mann wußte er so zu beschwatzen, daß er in alle seine Vorschläge einging, und sich zuletzt bereden ließ, den Spartanern die ihnen gemachten Versprechungen zu brechen, und sich den Athenern zu nähern. Denn Alcibiades hatte Lust, wieder nach Athen zu kommen. Hier war es indessen sehr unruhig zugegangen; bald siegte die eine, bald die andere Parthei. Endlich gelang es einem kräftigen und wohlgesinnten Manne, die Ordnung wieder herzustellen, und das Volk dahin zu bringen, daß Alcibiades, der Bringer so vieler bittrer Leiden, zurückgerufen würde. Das hatte er längst gewünscht; nun war ihm wieder ein neues Feld für seine Thätigkeit geöffnet. Als wenn mit ihm der Sieg wiedergekehrt wäre, erfochten die Athener nun einen Sieg auf dem andern. Wo Alcibiades mit seiner Flotte hinkam, wurden die Spartaner geschlagen, und hoch flatterte wieder die Glücksfahne der Athener.

Nachdem Alcibiades drei Jahre lang wieder für sein Vaterland siegreich gefochten hatte, sehnte er sich sehr, seine Vaterstadt und seine alten Freunde wiederzusehen. Sein Einzug in den Hafen von Athen war ein wahrer Triumph. Seine Schiffe waren herrlich geschmückt; überall prangte an ihnen die den Feinden abgenommene Beute, und hinterher folgte ein langer Zug eroberter Schiffe. Aus Athen war indessen Alles, was nur gehen konnte, hinausgeströmt, den liebenswürdigen, so lange entbehrten Wildfang, der nun als Sieger nach 13 Jahren des gemeinschaftlichen Unglücks wiederkehrte, zu empfangen. Das ganze Ufer war mit Menschen bedeckt; Aller Blicke nur auf Einen gerichtet. Die Väter zeigten den indessen herangewachsenen Söhnen den immer näher kommenden Alcibiades, und die Mütter hoben selbst die Kleinen in die Höhe, um ihn, den Allgeliebten zu schauen. Endlich stieß sein Schiff an das Land. Ein allgemeines Jauchzen empfing ihn, den

man damals zum Tode verurtheilt hatte. Anfangs zögerte er ans Land zu steigen, seinen Feinden nicht trauend. Da er aber seine Freunde erblickte, sprang er ans Ufer. Von allen Seiten warf man ihm Kränze zu, Viele weinten Thränen der Freude. Dann trat er in der Volksversammlung auf, entschuldigte sein früheres Betragen, und erzählte seine ausgestandenen Leiden. Als er endlich schwieg, brach das lange zurückgehaltene Freudengeschrei von Neuem aus. Er wurde mit goldenen Kränzen geschmückt, zum Oberfeldherrn zu Wasser und zu Lande ernannt, seine ihm genommenen Güter wurden wiedererstattet, und der über ihn ausgesprochene Fluch widerrufen. Wie mochte sich der edle Sokrates freuen, seinen Liebling wieder umarmen zu können!

Aber bei Keinem hat sich wohl ein solcher Wechsel der Volksgunst gezeigt, als bei Alcibiades. Schon im folgenden Jahre fuhr er mit der Flotte wieder gegen den Feind; aber während er einmal abwesend war, ließ sich sein Unterfeldherr gegen seinen ausdrücklichen Befehl mit den Spartanern in ein Gefecht ein, und wurde geschlagen. Das benutzten seine Feinde, und nun hieß es, er sey ein unzuverlässiger, leichtsinniger Mensch, dem man die Flotte nicht mehr anvertrauen könne. Man setzte ihn ab, und ließ ihn gehen, wohin er wollte. Die Folgen dieser Undankbarkeit zeigten sich bald. Mit ihm hatten die Athener wieder alles Glück verloren. Die Spartaner überfielen die ganz sorglose Flotte der Athener 404 am Ziegenflusse, in der Gegend des Hellesponts, und richteten sie gänzlich zu Grunde.

Dieß Ereigniß war für Athen entscheidend. Die erbitterten Spartaner hatten nun die Freude, daß die gedemüthigten Athener um Friede bitten mußten. Er wurde ihnen bewilligt, aber unter schmählichen Bedingungen: Athen mußte nämlich seine Kriegsschiffe bis auf zwölf ausliefern, die von Themistokles und Cimon errichteten Mauern niederreissen, und dem Vorrange unter den griechischen Staaten ganz entsagen. Um die armen Gebeugten ihr Unglück recht fühlen zu lassen, zwang man sie, mit eignen Händen die Mauern zu zerstören, und zwar nach dem Takte der spartanischen Musik. So endete der peloponnesische Krieg.

In demselben Jahre starb auch Alcibiades. Er war nach seiner Entsetzung nicht wieder nach Athen, sondern zu einem persischen Statthalter nach Klein-Asien gegangen. Aber die Spartaner hatten keine Ruhe, so lange er lebte. Sie schickten daher Abgeordnete zu dem Statthalter, und verlangten seine Ermordung, die auch sogleich vollzogen wurde. Die Mörder aber fürchteten sich vor seiner Löwenstärke. Sie legten daher in der Nacht Feuer an das einsame Haus, in welchem er still lebte, und als er durch die Flammen sich rettete, erschossen sie ihn aus dem Hinterhalte.

Der alte Sokrates hatte den Kummer, den Tod seines Freundes noch zu erleben. Aber fünf Jahre später, 399, mußte auch er sterben. So wenig er auch irgend jemand etwas zu Leide gethan, und so vieles Gute er auch in der Stille gewirkt hatte, so fehlte es ihm doch nicht an Feinden unter den Machthabern, die den immer hassen, der freimüthig das schlecht nennt, was schlecht ist. Man beschuldigte ihn, er lehre andere Götter, und verderbe die Jugend. Das erstere ging darauf, daß sein Verstand ihn allerdings überzeugte, es könne nicht mehrere Götter geben, sondern nur Einen, dessen Wesen aber kein Mensch zu fassen vermöge. Es wurde ein Gericht über ihn niedergesetzt, vor welchem er selbst seine Vertheidigungsrede hielt, und zwar mit solcher Ruhe und Klarheit, daß es schien, als wenn er der Richter, und seine Richter die Verklagten wären. Dennoch wurde er zum Tode verurtheilt, weil seine Ankläger zugleich seine Richter waren. „Ich danke euch," sprach er gelassen, „daß ihr mich verurtheilt habt, ihr Beförderer meines Glücks." Er würde schon den folgenden Tag den Schirlingsbecher haben trinken müssen, wenn nicht gerade eben das Schiff des Theseus, welches man noch immer sorgfältig aufbewahrte, nach Delos abgefahren wäre, eine Feier, die jährlich zu einer bestimmten Zeit begangen wurde. Während das Schiff abwesend war, durfte keine Hinrichtung statt finden. Daher wurde des Socrates Leben noch um 30 Tage gefristet, die er im Gefängnisse dazu anwandte, sich mit seinen Schülern, die keinen Tag bei ihm fehlten über Gott, Unsterblichkeit der Seele und Wiedersehen nach dem Tode zu unterhalten, und das mit solcher Ruhe, die nur die fe-

festen religiösen Ueberzeugungen zu geben vermögen. „Ach!“ rief eines Tages einer seiner Schüler aus, „wenn du nur nicht so unschuldig stürbest!“ — „Wie?“ antwortete Sokrates, „wolltest du denn lieber, daß ich schuldig stürbe?“ —

Als endlich das Schiff des Theseus zurückgekehrt war, brachen seine Schüler in lauten Jammer aus. Noch einen Versuch wollten sie machen, ihn zu retten. Sie brachten eine Summe zusammen, durch welche sie den Kerkermeister bestachen, so daß er versprach, in der nächsten Nacht die Gefängnißthüren offen zu lassen. Aber als sie ihrem theuern Lehrer voll Freude, was sie bewirkt hätten, erzählten, erklärte dieser standhaft, er würde keinen Gebrauch davon machen. „Wenn ich nun auch fliehen wollte,“ setzte er hinzu, „was würde es mir helfen? Wo wäre das Land, wo ich dem Tode entgehen könnte? Bin ich auch ungerecht verurtheilt, so giebt mir das kein Recht, die Gesetze des Vaterlandes zu übertreten.“ Betrübt schlichen die Schüler nach Hause, und versprachen, am folgenden Morgen — seinem Todestage — recht früh wiederzukommen.

Eben, als sie eintraten, fanden sie die Gerichtsdiener, welche ihm die Ketten lösten, und ihm anzeigten, daß er noch vor Sonnenuntergang den Giftbecher trinken müßte. Diese Nachricht erfüllte ihn, der den Tod als den Eingang zu einem bessern Leben betrachtete, mit Freude. Jetzt kam auch die Xantippe mit dem kleinsten Kinde, und überließ sich so sehr dem lautesten Schmerze, daß er sie sanft hinausführen ließ, um mit seinen Schülern noch einige Stunden ungestört über das Wiedersehen nach dem Tode zu sprechen. So rückte der Abend heran. Jetzt ließ er seine Frau und seine Kinder noch einmal kommen, nahm einen kurzen, aber herzlichen Abschied von ihnen, und bald darauf kündigte ihm der Diener an, daß die Sonne sich zum Untergange neigte, und nun die Stunde des Todes da sey. Seine Schüler aber weinten bitterlich, und baten, doch noch etwas zu warten. „Warum doch?“ antwortete er; „es wäre Schwachheit, jetzt noch mit dem Leben zu geitzen.“ Er ließ sich den Becher geben, und fragte den Diener, wie er sich zu verhalten hätte? „Du mußt,“ erwiederte ihm dieser, „wenn du getrunken hast, herumgehen, und dich niederlegen, wenn du eine Schwere in

den Gliedern fühlst.“ Nun setzte Sokrates den Todesbecher so heiter an den Mund, als wenn es ein Freudenbecher wäre, und leerte ihn in einem Zuge. Bis dahin hatten sich die Schüler bekämpft; nun aber brachen sie in lautes Jammern und Wehklagen aus. Sokrates aber erinnerte sie, sich männlich zu fassen; um des Jammerns Willen habe er ja die Weiber entfernt. Dann ging er nachdenkend auf und nieder, und sobald die Schwere in den Gliedern sich einfand, legte er sich still auf das Ruhebette, und zog den Mantel über das Gesicht. Nach und nach starben ihm die Theile des Körpers von unten auf ab. „Hast du uns noch etwas aufzutragen?“ fragte ihn der Eine, erhielt aber keine Antwort mehr; denn er war bereits sanft eingeschlafen.

Sein Geist ruhte zum Theil auf seinen Schülern, und mehrere derselben sind berühmte Männer geworden. Am berühmtesten wurde Plato, ein großer Philosoph, dessen Werke wir noch mit Bewunderung lesen. Ferner merke man sich den Mathematiker Euklides, den Feldherrn und Geschichtschreiber Xenophon, den Antisthenes, der eine neue Sekte, die Cyniker, stiftete (wovon nachher), und den Trauerspieldichter Euripides. Außer diesen lebten fast zu gleicher Zeit in Athen zwei andere Trauerspieldichter: Aeschylos und Sophokles, deren Werke noch vorhanden sind. Ebenso haben wir auch von dem Lustspieldichter Aristophanes noch elf Stücke übrig, in denen er die Thorheiten seiner Zeit mit vieler Schärfe durchnimmt.

14. Epaminondas und Pelopidas in Theben. 380.

Nachdem Athen durch den unglücklichen Ausgang des peloponnesischen Krieges allen Einfluß in Griechenland verloren hatte, spielte Sparta den Herrn. Auch Theben war von den Spartanern überrumpelt worden, und hatte spartanische Besatzung erhalten, und die Bürger mußten sich von vier Männern, welche Werkzeuge der Spartaner waren, tyrannisiren lassen. Sie hießen Archias, Philippus, Hypates nnd Leontidas. Diese vertrieben alle die, welche ihnen gefährlich schienen, und Athen nahm gastfreundlich die Vertriebenen auf.

Unter denselben befand sich auch Pelopidas, ein edler junger Thebaner, der mit seinem Freunde Epaminondas nachher Theben zur ersten Stadt Griechenlands machte. Beide Männer liebten ihr Vaterland gleich sehr, und statt sich durch Ehrgeiz zu entzweien, vereinigten sie lieber ihre Kräfte zum Nutzen ihres Vaterlandes. Uebrigens waren beide gänzlich verschieden. Pelopidas war von vornehmen Eltern, reich, kühn, kriegerisch, durch Leibesübungen abgehärtet; Epaminondas dagegen arm, sanft, zwar tapfer im Kriege, aber ein größerer Freund der Wissenschaften als des Krieges. Als ihn einst ein persischer Gesandter bestechen wollte, antwortete er ihm: „wenn die Anträge deines Königs meinem Vaterlande nützlich sind, so sind deine Geschenke nicht erst nöthig; sind sie ihm aber schädlich, so ist kein Geschenk groß genug, mich zum Verräther zu machen." Wie schön! — Da er ein so überaus rechtlicher, und dabei stiller Mann war, so hielten die Tyrannen es nicht für nöthig, ihn zu vertreiben, und so konnte er in der Stille an der Befreiung seines Vaterlandes mit arbeiten.

Pelopidas entwarf indessen in Athen einen Plan dazu. Zwölf der Kühnsten wollten sich an Einem Tage in Theben einschleichen, die Tyrannen ermorden, die Spartaner vertreiben, und die Stadt befreien. An dem bestimmten Tage wanderten die Verschwornen, unter ihnen auch Pelopidas, zu verschiedenen Thoren, als Jäger oder Bauern verkleidet, gegen Abend in Theben ein, und verschwanden alle im Hause des Charon, eines mitverschworenen Thebaners, während die übrigen Vertriebenen sich in der Nähe der Stadt bereit hielten. Philidas, ein Geheimschreiber der vier Tyrannen, aber auch mit in der Verschwörung, hatte für diesen Abend den Archias und Philippus zu sich geladen. Schon rüsteten sich die Verschwornen, den Mord zu vollführen, als plötzlich heftig an das Haus des Charon angeklopft wurde. Es war ein Bote vom Archias: Charon solle sogleich zu ihm kommen. Die Verschwornen sahen sich mit verstörten Blicken an. Sie hielten alles für verrathen, und überlegten nur noch, ob Charon gehen sollte oder nicht. Endlich beschließt man das erstere. Er nimmt von Weib und Kind, vielleicht für immer, Abschied, und geht mit

klopfendem Herzen. Unterwegs sucht er sich zu fassen, und tritt ins Haus des Philidas mit erzwungener Ruhe ein. Dieser kommt ihm mit Archias und Philippus schon auf dem Flure entgegen, welche ihn fragen: „wir haben gehört, daß einige Vertriebene nach Theben gekommen sind und von übelgesinnten Bürgern versteckt gehalten werden. Weißt du nichts davon?“ Charon erschrak zwar, merkte aber bald, daß die Tyrannen nichts Gewisses wußten, und antwortete daher: „wer sollten die Bürger seyn? Glaubt das nicht! Indessen will ich gehen mich genau erkundigen, und euch dann Nachricht bringen.“ — Die Tyrannen billigten das; Philidas zog die schon halb Berauschten wieder in das Zimmer, und schenkte ihnen fleißig ein. Geschwind flog Charon nach Hause, und beruhigte die Verschwornen mit der Nachricht, daß noch nichts verrathen sey. — Aber kaum hatten sich die Tyrannen wieder zu Tische gesetzt, so kam ein Eilbote von Athen mit einem Briefe an Archias, worin ihm ein athenischer Freund umständliche Nachricht von der ganzen Verschwörung gab. „Lies aber den Brief gleich!“ setzte der Bote hinzu: „es stehen sehr wichtige Dinge darin.“ — „Ei was!“ lallte der schon trunkene Archias, „gehe mir mit deinen wichtigen Dingen! die müssen bis morgen bleiben.“ — „Ja wohl!“ rief der schlaue Philidas, „heute müssen wir einmal recht ungestört lustig seyn.“

Die Verschwornen hatten sich indessen zum Morde der Tyrannen auf den Weg gemacht. Die Meisten gingen in das Haus des Philidas; Einige, unter ihnen Pelopidas, suchten den Hypates und Leontidas auf. Die erstern wurden eingelassen. Sie hatten über den Panzer Weiberkleider geworfen, das Gesicht geschminkt, und, um recht unkenntlich zu seyn, die Schläfe mit Tannenzweigen umwunden. „Die Tänzerinnen,“ sprach Philidas zu seinen Gästen, „die ich bestellt habe, sind nun da; soll ich sie hereinführen?“ — „Ja wohl! geschwind!“ riefen die Trunkenen. Die Vermummten traten ein, wählten mit den Augen ihre Schlachtopfer, stürzten plötzlich auf sie los, und erdolchten sie. — Indessen war Pelopidas an das Haus des Leontidas gekommen, und hatte diesen schon schlafend gefunden. Der Lärm weckte ihn auf; er ergriff das Schwert,

und setzte sich den Eindringenden entgegen. Es begann ein Gefecht, und erst mit großer Mühe gelang es dem Pelopidas, den starken Mann zu tödten. — Hypates war indessen entwischt; aber man holte ihn ein, und hieb auch ihn nieder.

Die Bürger hatten indessen wohl gehört, daß etwas Großes vorgehe; aber was es eigentlich sey, wußte niemand; denn keiner getraute sich aus dem Hause. Am Morgen aber rief Pelopidas das Volk zusammen, erschien mit seinem Freunde Epaminondas, und verkündigte laut die Befreiung aus den Händen der Tyrannen. Die Nachricht wurde mit Frohlocken empfangen. Nun war noch die spartanische Besatzung aus der Burg zu vertreiben. Auch dies gelang ohne große Schwierigkeit.

Aber schwieriger war es, die erlangte Freiheit zu behaupten. Dazu wirkte besonders der ruhige und weise Epaminondas, und beiden großen Männern gelang es auch wirklich, nicht nur die Freiheit Thebens zu erhalten, sondern auch diesen Staat für die Zeit ihres Lebens zum ersten Griechenlands zu erheben. Was vermögen nicht oft selbst einzelne Männer! Es brach natürlich ein Krieg mit Sparta aus. Die Athener standen zwar, aus altem Hasse gegen die Spartaner, anfangs den Thebanern bei; aber sie fielen bald wieder ab, und vertrugen sich mit Sparta, so daß sich Theben ganz auf sich selbst verlassen mußte. Wohl bangte da den Thebanern, ob sie auch wohl den Feinden gewachsen seyn würden; aber die beiden Feldherren hatten guten Muth. Als Pelopidas von seiner Frau Abschied nahm, bat ihn diese, sich nur ja zu schonen. „Nein!" antwortete er, „daran mag man die Einzelnen erinnern; aber der Feldherr darf das nicht; der muß andere retten." Und als die Krieger wegen einer schlimmen Vorbedeutung in Sorgen waren, rief Epaminondas: „die beste Vorbedeutung ist, sein Vaterland zu retten!" Unter solchen Führern konnten die Thebaner schon zu siegen hoffen. Wirklich siegten sie auch. Der treffliche Epaminondas erfocht einen herrlichen Sieg bei **Leuctra**, nicht weit von Theben, über die Spartaner, die noch nie eine solche Niederlage erlitten zu haben sich erinnerten. Und wie erschraken sie nicht erst, als der Sieger in den Pelo-

ponnes eindrang, und sie von Sparta aus die aufsteigenden Rauchsäulen der vom Feinde angezündeten Dörfer erblickten! Auch wäre Sparta gewiß verloren gewesen, hätte es nicht damals einen König gehabt, der allein mehr werth war, als ein ganzes Heer, den Agesilaus. So klein und gebrechlich er auch war, so besaß er doch eine ungemeine Klugheit und Thätigkeit. *) Auch jetzt rettete er die Stadt dadurch, daß er schnell die Bürger bewaffnete, und, indem er die Anhöhen besetzte, jedem Gefechte auswich. Indessen regte sich wieder der Neid der Athener über das Glück der Thebaner, und Epaminondas mußte geschwind zurück, damit ihm nicht jene den Rückweg abschnitten.

So Großes nun auch Epaminondas und Pelopidas in diesem Kriege ausgerichtet hatten, so traf sie doch der Undank ihrer Mitbürger. Sie wurden bei ihrer Rückkunft angeklagt, vier Monate länger, als das Gesetz es erlaubte, die Feldherrnwürde behalten zu haben. Vergebens wendeten sie ein, daß ja dadurch der Lauf ihrer Siege gehemmt worden wäre. Ihre Feinde drangen darauf, daß sie zum Tode verurtheilt würden. „Gut!" sprach Epaminondas mit der ganzen Würde eines reinen Bewußtseyns, „ihr habt Recht, das Gesetz spricht meinen Tod aus. Aber ich verlange, daß ihr in die Jahrbücher niederschreibt: die Thebaner haben den Epaminondas hingerichtet, weil er sie bei Leuctra zwang, die Spartaner anzugreifen und zu schlagen, denen sie sonst nicht wagten unter die Augen zu treten; ferner weil er das Vaterland gerettet hat; und endlich weil er Sparta belagerte, welches froh war, seinem Untergange zu entgehen." Diese Worte machten Eindruck; man schämte sich der unwürdigen Klage, und sprach beide los.

*) Ein alter Geschichtschreiber erzählt, Agesilaus sey zwar klein gewesen, und habe auf dem einen Fuße gehinkt, aber diesen Fehler dadurch gleichsam wieder gut gemacht, daß er selbst darüber gescherzt. Denn er sey immer fröhlicher, muntrer und scherzhafter Laune gewesen. Ein Wink für alle die, welche einen körperlichen Fehler haben. Ihn verbergen zu wollen, ist doch vergebens; aber sich selbst darüber lustig zu machen, ist das beste Mittel, daß Andere darüber hinwegsehen.

Acht Jahre nach der Schlacht bei Leuktra unternahm Epaminondas einen zweiten Einfall in den Peloponnes. Bei Mantinea kam es zur Schlacht. Die Spartaner wurden geschlagen; aber Epaminondas setzte den Fliehenden zu hitzig nach. Ein feindlicher Haufen umzingelte ihn, und nachdem er sich herzhaft gewehrt hatte, erhielt er einen tödtlichen Pfeilschuß in die Brust. Er sank zu Boden; aber nun entstand ein wüthender Kampf um seinen Besitz. Die Feinde wollten ihn gar zu gern als Gefangenen fortschleppen, die Seinigen ihn aber nicht fahren lassen. Zuletzt siegten die Thebaner, und brachten ihn sterbend in sein Zelt. Die Aerzte erklärten die Wunde für tödtlich; er werde sterben, sobald man den Pfeil herausziehe. „Wo ist mein Schild?" fragte er matt. Man brachte ihm denselben. Freundlich lächelnd blickte er auf ihn, seinen Begleiter in so vielen Gefahren, hin, und küßte ihn; denn er hatte gefürchtet, daß die Feinde ihn ihm entrissen hätten. Jetzt ließ er den Pfeil herausziehen. „Ach!" rief einer der Umstehenden, „du stirbst, Epaminondas! wenn du uns doch wenigstens deiner würdige Söhne hinterließest!" — „Ich hinterlasse euch zwei unsterbliche Töchter," erwiederte er sterbend, „die Siege bei Leuctra und Mantinea!"

Pelopidas war schon ein Jahr früher in einem Kriege gegen einen thessalischen Fürsten kämpfend gefallen. Nach dem Tode dieser beiden Männer verlor Theben seinen Einfluß eben so schnell wieder, als es denselben durch sie erworben hatte; das sicherste Zeugniß von dem hohen Werthe Beider.

15. Demosthenes und Philippus. — Diogenes. 350.

Zu den Zeiten jener beiden großen Thebaner waren in Macedonien in der königlichen Familie Unruhen entstanden. Bis dahin hatten sich die Griechen um dies Land nie bekümmert; denn die Macedonier waren ein rohes, ungebildetes Volk; die meisten lebten kümmerlich von der Viehzucht, und waren mit Fellen bekleidet. Pelopidas wurde bewogen, an jenen Unruhen Theil zu nehmen, um Frieden zu stiften. Er setzte den einen Prinzen als König ein, einen andern, den jungen Phi-

lippus, nahm er als Geißel mit nach Theben. Hier bildete sich der Jüngling unter den Augen des Epaminondas trefflich aus, lernte aber auch zugleich die Uneinigkeit und daraus entstandene Schwäche Griechenlands kennen, und es mochte wohl schon damals der Entschluß in ihm reifen, einst diese Schwäche zu seinem Vortheile zu benutzen. Als der König von Macedonien unvermuthet in einer Schlacht erschlagen wurde, entwischte Philipp aus Theben, bestieg den Thron, und machte sogleich so kräftige Verbesserungen, daß ein ganz neuer Geist unter seine Macedonier kam. In der That war auch Philipp ein recht großer, tüchtiger Mann, und weil er alles mit Verstand angriff, so glückte es ihm auch. Schade, daß er nicht zugleich ein guter, ehrlicher und tugendhafter Mann war; daher ist er auch bei allem äußeren Glücke nie ein innerlich glücklicher Mann geworden, und endlich mitten im Laufe seiner Unternehmungen umgekommen.

Zuerst schuf er sich ein Heer, machte die halb nackten Hirten, die sich vor ihren rohen Nachbarn bisher hatten fürchten müssen, zu guten Soldaten, erfand eine bessere Art, die Krieger in der Schlacht aufzustellen, den Phalanx genannt, *) und setzte sich nun bei seinen Nachbarn so in Achtung, daß sie ihn in Ruhe ließen. Dann benutzte er die bisher unbenutzt gelegenen Bergwerke, um sich das zum Kriegführen nöthige Geld zu verschaffen, und nun fing er ganz in der Stille an, seine Besitzungen zu erweitern. Er besaß eine ganz eigene Kunst, die einzuschläfern, denen er etwas wegnehmen wollte. Besonders fürchtete er sich vor den Athenern, die ihn am ersten in seinen Eroberungen hätten aufhalten können. Darum stellte er sich

*) Er stellte nämlich 16 Reihen Soldaten dicht hinter einander, jede Reihe von 500 Mann, so daß das Ganze aus 8000 Mann bestand. Jeder Soldat hatte eine lange Lanze, die er vorweg streckte, so daß die Lanzen des 5ten Gliedes noch 3 Fuß vor der ersten Reihe hervorragten. Dadurch bekam der Haufen eine große Festigkeit. Keiner konnte seitwärts, keiner zurück. Jeder Einzelne mußte der Bewegung des Ganzen folgen. Wohin dieser Phalanx drang, wurde Alles niedergeworfen. Kein Feind konnte ihm widerstehen.

als ihren besten Freund, erwies ihren Gesandten die größten Artigkeiten, und wandte auch wohl dann und wann Bestechungen an.

Nur einen Mann, den ihm gefährlichsten von Allen, konnte er nicht bestechen. Das war Demosthenes, der Sohn eines Degenfabrikanten. Dieser Mann zeigte recht, was der Mensch alles leisten kann, wenn er nur recht ernstlich will. Er hatte seinen Vater schon früh verloren, und es wurde, weil er schwächlich war, anfangs wenig für seine Ausbildung gethan. Eine unbedeutende Begebenheit war, wie es oft geschieht, für sein ganzes Leben entscheidend. Ein berühmter Redner sollte eine öffentliche Rede halten. Alle waren in großer Erwartung, und da Demosthenes hörte, daß mehrere Lehrer mit ihren Schülern zugegen seyn würden, so bat er seinen Erzieher, ihn doch auch mitzunehmen. Das geschah. Er war ganz Ohr, und erstaunte über die Wirkung der Rede; denn als der Redner schwieg, brach die ganze Versammlung in lauten Beifall aus, und sein Lob wurde von Tausend Zungen gepriesen. Demosthenes war entzückt, und es stand bei ihm nun der Entschluß fest, auch einmal ein Redner zu werden. Von nun an waren alle Knabenspiele verbannt; er nahm den Unterricht eines berühmten Redners an, und übte sich täglich in schriftlichen und mündlichen Vorträgen. So wuchs er zum Manne heran, und brannte nun vor Verlangen, vor dem Volke öffentlich aufzutreteu. Aber — er wurde ausgepfiffen. Denn seine Stimme war schwach, seine Sätze schleppend und gedehnt, und sein Vortrag unverständlich. Unmuthig ging er nach Hause, und und nahm sich fest vor, nie wieder eine öffentliche Rede zu halten.

Als er einige Zeit darauf einsam spatzieren ging, begegnete ihm ein alter Mann, der ihn kannte und anredete: „Schäme dich, junger Mensch," sprach dieser, „daß du, der du Anlage hast, ein zweiter Perikles zu werden, aus Blödigkeit an dir selbst zum Verräther wirst!" Demosthenes mußte ihm versprechen, noch einen Versuch zu machen. Das that er auch. Dies Mal war die Rede so schön ausgearbeitet, daß er großen Ruhm einzuerndten hoffte. Aber — kaum hatte er den Mund

geöffnet, als ein allgemeines Gelächter entstand, das er noch lange hinter sich her schallen hörte, als er blutroth vor Scham nach Hause lief. Hier warf er sich in finsterem Unmuthe in einen Sessel. Da trat ein Freund herein, der ein berühmter Schauspieler war. Gegen diesen schüttete er seinen Unwillen aus. „Das Volk weiß nicht, was es will," sprach er: „mich verlacht es mit einer so fleißig ausgearbeiteten Rede, während es Trunkenbolden, Schiffern und andern unwissenden Menschen aufmerksam zuhört." — „Weißt du," antwortete der Schauspieler, „woran das liegt? Declamire mir doch einmal irgend eine Stelle aus dem Euripides oder Sophokles aus dem Gedächtniß her." Demosthenes that es so gut er konnte. Aber wie erstaunte er, als nun jener dieselbe Stelle mit einem Ausdrucke, einer Lebendigkeit, einem Mienenspiel und einer Gebehrdensprache hersagte, daß er glaubte, eine ganz andere Stelle zu hören. Eine solche Kraft hatte er in der menschlichen Rede nicht geahnt. Nun erst sahe er ein, daß ihm zu einem guten Redner, die eigentliche Rede abgerechnet, noch alles fehle. Geschwind fing er nun seine Uebungen an. Er baute sich eine unterirdische Wohnung, welche man noch 500 Jahre später zeigte, und schor sich, damit er ja nicht Versuchung haben möchte, auszugehen, die Haare des halben Kopfes ab. Hier übte er sich drei Monate lang mit unausgesetztem Fleiße, Reden auszuarbeiten und zu halten, und um sich die häßliche Gewohnheit, während der Rede mit der Schulter zu zucken, abzugewöhnen, befestigte er an der Decke ein Schwert, welches bis auf die Schulter herabhing, und ihn bei jedem Zucken verwundete. Um seiner Stimme mehr Stärke, und seiner Zunge mehr Geläufigkeit zu geben, ging er an den Meeresstrand, legte sich kleine Ziegelsteine auf die Zunge, und suchte so die heftige Brandung zu überschreien; oder er stieg, eine Rede laut hersagend, einen steilen Berg hinauf. So erreichte er endlich, wonach er mit ganzer Seele strebte. Er war nun ein vollendeter Redner geworden. Jetzt trat er zum dritten Male auf. Das Volk freute sich schon, wieder etwas zu lachen zu bekommen, und die ärgsten Spötter stellten sich dicht vor ihn. Aber wie erstaunte das Volk, als eine Rede voll Feuer und Kraft aus seinem Munde kam, so daß es kaum glaubte,

daß dieses derselbe Demosthenes sey, den es früherhin verlacht hatte.

Dieser Mann nun war es, welcher den Entwürfen des Philippus kühn entgegen trat, und seine Landsleute vor dem freundlich heranschleichenden Macedonier warnte, der nichts anders im Schilde führte, als sich zum Herrn von ganz Griechenland zu machen. Seine Reden waren so voll Feuer, so voll hinreißender Beredtsamkeit, daß Philipp, als er einst die eine gegen ihn gerichtete Rede las, voll Bewunderung ausrief: „wahrlich! ich glaube, wenn ich ihn sie hätte halten hören, ich würde selbst zum Kriege gegen mich gestimmt haben!" Dennoch predigte Demosthenes tauben Ohren. Denn es waren nicht mehr die alten Athener; sie waren schon in Schlaffheit versunken, und hörten lieber auf diejenigen Redner, welche sie in Ruhe einwiegten, damit sie ungestörter ihren Vergnügungen nachhängen könnten. Vergebens versuchte sie Demosthenes aus dieser Trägheit zu wecken. „Ihr freut euch, ihr Athener," rief er einst, „wenn man eure Altvördern rühmt, ihre Thaten und Siege herzählt; aber bedenkt doch, daß sie diese Thaten verrichteten, nicht, damit ihr sie ruhig bewundern, sondern ihre Tugenden nachahmen sollt." Nimmermehr wäre Philipp so weit gekommen, hätten die Athener auf die Warnungen ihres Redners gehört.

Philippus bemächtigte sich, nachdem er Thessalien, die Vormauer Griechenlands, weggenommen hatte, des Passes von Thermopylä, zu dessen Vertheidigung einst so vieles Blut geflossen war, durch List, und nun stand ihm der Eingang in Griechenland ungehindert offen. Nicht weniger verblendet, wie die Athener, waren die meisten andern Griechen auch, und statt sich Alle gegen dem Einen zu vereinigen, und ihm durch Einigkeit einen Damm entgegenzustellen, setzten die Thoren ihre kleinlichen Anfeindungen und Streitigkeiten fort. Demosthenes arbeitete indessen mit rastloser Thätigkeit, einen Freundschaftsbund unter den griechischen Staaten zu stiften; denn noch gab er die Hoffnung nicht auf, obzusiegen. „So lange ein Fahrzeug noch über dem Wasser ist," sprach er, „ist es die Pflicht des Steuermanns, zu arbeiten, daß Keiner es absichtlich oder unvorsichtig umstürze." Vergebens! Keiner folgte ihm. Alle trauten den glatten Worten des Königs.

„O ihr Athener!“ rief er warnend, „jetzt seht ihr nur die Geschenke und Verheißungen des Königs; aber wenn ihr weise seyd, so bittet die Götter, daß sie euch bewahren, nie seine Täuschungen und Betrügereien zu sehen!“ — Dann und wann schien es auch, als wenn sich die Athener ermannen wollten; aber der kluge Philipp wußte sie bald wieder zu beruhigen, die Volksführer zu bestechen, und so versank das Volk gleich wieder in die alte Schlaffheit.

Endlich im Jahre 338 warf Philippus, nachdem er sich hinlänglich gerüstet hatte, die Larve ab, und ging schnell auf Theben los. Demosthenes hatte den Angriff längst vorausgesehen, aber Thebaner und Athener erschraken, und fuhren nun aus dem Schlafe auf. Jedoch nun war es zu spät. Man rüstete sich schnell, so gut es in der Eile möglich war, und eilte dem Feinde entgegen. Bei Chäronäa, einer Stadt im Gebiete von Theben, kam es zu einer entscheidenden, die Freiheit Griechenlands beendigenden Schlacht. Die Griechen wurden vollkommen geschlagen, und hatten nun das Aergste zu erwarten. Aber siehe da! Philipp betrug sich als Sieger großmüthiger als man erwartet hatte. Er war klug genug, einzusehen, daß es leichter sey, über ein besiegtes Volk zu herrschen, wenn man es mit Güte gewinnt, als durch Härte in Verzweiflung bringt. Er trug selbst den Athenern den Frieden an, gab die Gefangenen ohne Lösegeld frei, ließ den Staaten ihre Verfassungen, und verlangte nur in ihren Bund aufgenommen, und zum obersten Feldherrn gegen die Perser ernannt zu werden. Denn dies war sein Hauptziel, das Perserreich umzustürzen. Während er noch mit den großen Rüstungen dazu beschäftigt war, wurde er bei einem Feste ermordet, 336.

Demosthenes hat noch nach Philipps Tode geraume Zeit gelebt, und mancherlei Schicksale erduldet. Macedoniens Todfeind blieb er zwar lebenslang, aber man beschuldigte ihn, sich von den Persern haben bestechen zu lassen, was indessen nicht erwiesen ist. Durch den Einfluß der Macedonier wurde er zwei Mal aus seinem Vaterlande verbannt, und starb zuletzt auf einer kleinen Insel neben dem Peloponnes an Gift, welches er nahm, um seinen Feinden zu entgehen.

Zu derselben Zeit lebte ein Mann, der sich auf eine ganz andere Art, nämlich als Sonderling, berühmt gemacht hat, Diogenes. Unter den Schülern des Sokrates befand sich ein gewisser Antisthenes. Unter allen Lehren seines Lehrers war ihm keine so einleuchtend, als die, daß der Mensch am freisten und glücklichsten sey, wenn er sich von den entbehrlichen Bedürfnissen des Lebens möglichst losmache, und mehr auf den Anbau seines Innern als den Schmuck seines Körpers sehe. Aber er übertrieb die sonst so sehr vernünftige Lehre, und setzte darein einen Werth, sich über alles Aeußere, über Reinlichkeit und Schicklichkeit, hinwegzusetzen. So pflegte er in einem durchlöcherten Mantel einherzugehen, damit die Leute glauben sollten, daß er vor lauter Weisheit nicht Zeit hätte, an die Kleidung zu denken. Deswegen rief ihm auch einst Sokrates zu: „mein lieber Antisthenes, die Eitelkeit sieht aus allen Löchern deines Mantels heraus!" Dieser Mann nun hatte wieder viele Schüler um sich, die man ihres Schmutzes wegen Cyniker oder hündische Philosophen nannte.

Einer dieser Cyniker nun war Diogenes aus Sinope, einer Stadt in Klein-Asien am schwarzen Meere, ein sonderbarer Mensch ganz eigner Art. Als er nach Athen kam, und von der freiwilligen Armuth des Antisthenes hörte, gefiel ihm die Sache so sehr, daß er gleich zu diesem ging, und ihn bat, ihn doch unter seine Schüler aufzunehmen. Aber Antisthenes wies ihn ab. Er habe schon zu viele Schüler, meinte er. Allein Diogenes war nicht fortzubringen. Da wurde jener endlich unwillig, und ergriff einen Stock, den überlästigen Menschen mit Gewalt zu entfernen. „Schlage nur zu!" rief Diogenes: „kein Stock wird schwer genug seyn, mich von dir zu treiben." Eine solche Lernbegier war dem alten Philosophen noch nie vorgekommen; er nahm ihn nun als Schüler an.

Er hatte aber auch Ursache, sich seiner zu freuen; denn Diogenes ahmte ihm nicht nur nach, sondern übertraf ihn noch an Entsagung von allen Bedürfnissen und an Schmutz. Diogenes kämmte und wusch sich nie, wohnte in einer Tonne, die er heute hier, morgen da stehen hatte, und verrichtete alle Handlungen, welche man nur daheim vornimmt, ganz öffentlich. Sein ganzes Besitz-

thum bestand aus der Tonne, einem schlechten Mantel, einem Stab und einem Becher. Als er aber einmal einen Hund aus einem Flusse trinken sah, warf er den Becher fort, und sagte: „was ein Hund kann, das kann ich auch." Um Broderwerb bekümmerte er sich nie. Er hatte außer jenen 3 Sachen im eigentlichsten Verstande nichts; aber er schämte sich auch nicht, Andere um Brod anzusprechen, wenn er keins mehr hatte, und da er ein gutmüthiger, aufgeweckter und witziger Mensch war, so konnte ihn jeder wohl leiden, und gab ihm gern. Er sprach nur wenig; aber alles, was er sprach, war witzig und sinnreich. Als ihn einmal jemand fragte, wie man sich wohl am empfindlichsten an seinem Feinde rächen könnte, antwortete er: wenn man tugendhafter würde als er." — „Weißt du wohl, Diogenes," sagte ihm ein anderer, „daß die Leute über dich lachen?" — „Immerhin!" war die Antwort, „wenn sie mich nur nicht auslachen." — Einmal lief er am hellen Tage mit einer brennenden Laterne durch die Straßen von Athen. „Was suchst du denn?" fragte man ihn. „Ich suche Menschen!" antwortete er. Was wollte er damit wohl sagen? — Als er einst hörte, daß ein wohlgebildeter junger Mensch eine Unanständigkeit sagte, und einen andern Jüngling darüber erröthen sah, sagte er zu dem letztern: „brav, mein Sohn! das ist die Leibfarbe der Tugend." Zu jenem aber sprach er: „Schäme dich, daß du eine bleierne Klinge aus einer elfenbeinernen Scheide herausziehst." — Auf einer Reise nach Sicilien wurde sein Schiff von Seeräubern genommen, und er mit allen seinen Reisegefährten nach Korinth anf den Markt geführt, um als Sclave verkauft zu werden. Das duldete er mit großer Ruhe; denn er hatte keinen Verlust zu bedauern, weil er nichts besessen hatte. Es dauerte lange, ehe ihn jemand kaufen wollte; denn wenn man ihn fragte, was er verstände, so antwortete er: „nichts, gar nichts!" Zuletzt kaufte ihn ein reicher Mann, und machte ihn zum Aufseher über seine Kinder und sein Hauswesen. Hierbei benahm er sich so verständig und thätig, daß der Herr zu sagen pflegte: „mit dem Manne ist ein guter Geist in mein Haus gekommen." Endlich starb er in sehr hohem Alter, fast 90 Jahre alt.

16. Die Römer nach Vertreibung der Könige.

Tarquin der Stolze war 510 aus Rom vertrieben worden, und zwei Consulen, Brutus und Collatin, waren ernannt. Aber so gutwillig wollte der König seine Ansprüche nicht aufgeben. Er war nach Etrurien (dem heutigen Toscana) geflohen, und hörte mit Ingrimm, daß man in Rom seinen Palast und seine Gärten zerstört habe. Die Etrurier nahmen sich des Vertriebenen an. Zwei Städte schickten ein Heer gegen Rom; Anführer war Aruns, des Königs Sohn. Brutus eilte mit einem römischen Heere ihm entgegen, und als in der Schlacht beide Vettern, Brutus und Aruns, sich erblickten, stürzten beide, von wüthendem Hasse getrieben, auf einander los, durchbohrten sich mit ihren Lanzen, und stürzten zu gleicher Zeit todt von ihren Pferden.

Ein neuer Sturm brauste gegen Rom heran. Porsenna, Fürst von Clusium und Oberhaupt aller etrurischen Städte, kam gegen die Stadt gezogen, um die Römer zu zwingen, den vertriebenen König wieder aufzunehmen. Einen so gefährlichen Feind hatte Rom noch nie gehabt. Er besetzte einen Hügel hart an der Tiber, und nur dieser Fluß trennte ihn von der Stadt. Aber mehr als der Fluß und als Mauern schützten die bedrängte Stadt die tapfern Bürger darin, die beste Schutzwehr des Vaterlandes. Einst hatten die Römer einen Ausfall gemacht, und wurden von den Clusiern so schnell zurückgeworfen, daß diese eben im Begriff waren, mit den Römern zugleich über die Brücke hin und in das geöffnete Thor zu dringen. Die Stadt schien verloren. Da stellte sich dem ganzen feindlichen Heere ein einziger Römer — Horatius Cocles — nebst noch zweien entgegen. Sie sperrten den Eingang zur Brücke, indem sie so wüthend um sich hieben, daß keiner ihnen nahe zu kommen wagte. „Werft schnell die Brücke hinter mir ab! Um mich seyd unbekümmert!" rief er den Römern jenseits zu. Zuletzt retteten sich auch die beiden Andern hinüber, und er stand nur noch allein da. Jetzt krachte auch der letzte Balken hinunter in den Fluß; die Stadt war gerettet. Cocles wandte sich, und rief: „Heiliger Flußgott! trage mich hinüber auf günstiger Welle!" So sprang er in den Fluß hinab, und erreichte, ob-

gleich von den Pfeilen der Feinde verfolgt, glücklich das andere Ufer.

Darum eben hat Rom so Großes ausgerichtet, weil es an solchen Männern reich war. Ein anderer Mann, Mucius Scävola, erbat sich vom Senate die Erlaubniß, hinaus ins feindliche Lager zu gehen, dort eine kühne That zu verrichten. Er wollte den Porsenna erdolchen, und dadurch die Vaterstadt retten; denn gegen einen Feind hielt man alles für erlaubt. Da er die etrurische Sprache redete, kam er glücklich durch alle Wachen, bis vor das Zelt des Fürsten. Es wurde hier gerade der Sold ausgetheilt, und war daher ein großes Gedränge. Hier saßen der Fürst und sein Schreiber. Da dieser besser gekleidet war als jener, und ein schönerer Mann war, so hielt er ihn für Porsenna, näherte sich ihm, und durchstach ihn rasch mit dem Dolche. Er wurde ergriffen, und vor den Fürsten geführt. „Wer bist du?" schnaubte ihn dieser an. „Ich bin ein Römer!" antwortete Mucius unerschrocken, „Mucius ist mein Name. Ich wollte den Feind meiner Vaterstadt tödten; ich habe ihn verfehlt, und fürchte nun den Tod nicht. Aber ich bin nicht der Einzige, der so denkt. Eine lange Reihe römischer Jünglinge hat dasselbe geschworen, und alle dürsten nach jenem Ruhme. Jeden Augenblick daher wirst du in Todesgefahr seyn. Immer wird ein geheimer Feind dich umlauern; denn die ganze römische Jugend kündigt dir den Krieg an, dir, dem Fürsten allein!" — Porsenna erschrak. Er wollte das Nähere von der Verschwörung wissen; darum befahl er, rings um den Römer ein Feuer anzuzünden. „O!" rief Mucius, „glaubst du, du werdest mich dadurch schrecken? Siehe her, wie die, welche nach unvergänglichem Ruhme streben, ihren vergänglichen Leib für nichts achten." — Mit diesen Worten hielt er seine Hand in das lodernde Feuer, und ließ sie langsam abschwelen, ohne die Miene zu verziehen. Bei diesem Anblicke sprang Porsenna vor Entsetzen auf. „Geh!" rief er, „du hast feindseliger gegen dich als gegen mich gehandelt. Von mir hast du weiter nichts zu fürchten. Gehe, wohin du willst." — „Gut!" sprach Mucius, „so erfahre denn zum Dank, daß 300 Römer sich gegen dein Leben verschworen haben. Wir loosten, wer zu-

erst dich aufsuchen sollte; es hat mich getroffen. Die Andern werden mir bald folgen."

Diese Nachricht erschreckte den Fürsten so, daß er sich lieber mit Rom aussöhnen, als für einen Dritten in beständiger Todesgefahr schweben wollte. Ob er vorher die Stadt wirklich eingenommen habe, wie einige behaupten, läßt sich nicht ausmachen. Ueber die Friedensbedingungen wurde man bald einig, und von beiden Seiten wurden Geißeln gegeben, zehn Jünglinge und zehn Jungfrauen. Unter den letztern war die Römerin Clölia, ein Mädchen von außerordentlichem Muthe. Der Gedanke, in den Händen der Feinde zu seyn, war ihr unerträglich, und sie benutzte die erhaltene Erlaubniß, in der Tiber sich baden zu dürfen, während der Nacht mit den andern hinüberzuschwimmen, und sich nach Rom zu retten. Hier aber herrschte noch so viele Rechtlichkeit, auch einem Feinde das gegebene Wort nicht zu brechen, daß die Jungfrauen sogleich wieder zurückgeschickt wurden. Darüber wunderte sich Porsenna nicht wenig, und um zu zeigen, daß er den Edelmuth der Römer erkenne, erlaubte er der Clölia nach Rom zurückzugehen, und sich eine ihrer Freundinnen mitzunehmen. „Glücklich ist eure Stadt," sprach er bei der Gelegenheit zu den Gesandten der Römer, „daß sie nicht nur so viele tapfere Römer besitzt, sondern selbst Jungfrauen, welche mit jenen in der Tapferkeit wetteifern!" —

Noch einen Versuch machte Tarquin. Er bewog die Lateiner, ein Volk, welches in der Nähe von Rom wohnte, den Römern den Krieg zu erklären, zu einer Zeit, wo gerade unter ihnen Uneinigkeiten waren und die Plebejer sich weigerten, in den Krieg zu ziehen. Wirklich war Rom jetzt in großer Bedrängniß. Aus dieser rettete man sich dadurch, daß man einen Dictator wählte, d. i. einen Mann, der sechs Monate lang die höchste Gewalt hatte, und keinem Rechenschaft von seiner Verwaltung zu geben brauchte. Dem Befehle eines Dictators durfte niemand widersprechen; die Plebejer mußten also gehorchen, und der Feind wurde glücklich geschlagen. Tarquin, jetzt schon ein alter Mann, sah sich jetzt aller seiner Kinder beraubt; denn die letzten waren in der Schlacht gegen die Römer geblieben. Er fand Niemand

mehr, der sich für ihn bewaffnet hätte, und starb endlich von allen verlassen und verachtet, ein Lohn für seine Verbrechen.

Kaum waren die Römer diesen gefährlichen Feind los, so brachen die lange schon von den Reichern gefürchteten Unruhen unter den Bürgern los. Schon unter Romulus war das Volk in Patricier und Plebejer getheilt worden. Jene hatten sich, wie überall, die größte Macht angemaßt, und auf die Schultern der Plebejer alle Lasten gewälzt. Sobald ein Krieg ausbrach, so wurden die Plebejer geschickt, die in der Zeit ihre Aecker nicht bebauen konnten, und sich daher, wenn sie zurückkehrten, in großer Noth befanden. Sie mußten dann von den Reichen borgen, und konnten sie nicht wiederbezahlen, so wurden sie unbarmherzig behandelt, ins Gefängniß geworfen, der letzten Habe beraubt, oder sie und ihre Kinder wohl gar als Sclaven verkauft; denn dies Recht hatten die Gläubiger in Rom. So wurde das Loos der Plebejer mit jedem Tage trauriger. Oefters hatten sie schon geklagt, oder die Kriegsdienste verweigert; immer hatten sie sich wieder besänftigen lassen. Endlich aber riß ihnen die Geduld. Sie wählten sich einen Anführer, und zogen aus Rom fort, drei Stunden weit, und ließen sich auf dem sogenannten heiligen Berge nieder.

Die Patricier erschraken, als sie sahen, daß jene Ernst machten. Sie fürchteten, die Ausgewanderten möchten zu den Feinden übergehen, oder wenigstens ihre Güter verwüsten. Auch hatten sie ja nun niemand, der ihnen die Arbeit verrichtete. Was sollte man nun thun? Endlich entschloß sich der Senat, Abgeordnete hinauszuschicken, und sie zur Rückkehr einzuladen. „Es soll besser werden, glaubt unserm Worte! Kommt nur zurück!" — „O geht uns mit eurem Worte," rief der Anführer der Plebejer, „das habt ihr uns oft schon gebrochen!" — Die Abgeordneten kehrten, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Rom zurück. Eine zweite Gesandschaft hatte keinen bessern Erfolg. Die Verlegenheit in Rom wurde immer größer, und man sah aus dem gesetzten Betragen der Plebejer, daß sie wirklich dort für immer zu bleiben gesonnen waren. Endlich übernahm es ein Mann, der bei beiden Partheien in gleicher

Achtung stand, Menenius Agrippa, noch einen Versuch zu machen. Er und neun Andere begaben sich ins Lager. Sie wurden von den Plebejern freundlich empfangen; Alle drängten sich um sie, um zu hören, was Menenius ihnen vorzutragen habe. Zuerst schilderte er ihnen die unglücklichen Folgen der Uneinigkeit und den Segen der Eintracht, und um ihnen dies recht anschaulich zu machen, erzählte er ihnen folgende Fabel, eine der ältesten, die wir haben: „es machten einst die Glieder des menschlichen Körpers eine Verschwörung gegen den Magen; denn es verdroß sie, daß er beständig müssig gehe, während sie sich für ihn zerarbeiteten. Will er nichts thun," sprachen sie, „so soll er auch keine Nahrung haben." So geschah es denn, daß sich kein Fuß mehr regte, Speise zu holen; die Hände steckten keine Speise mehr in den Mund, der Mund wollte sie nicht mehr annehmen, die Zähne sie nicht mehr kauen. Da nun aber der Magen nichts mehr erhielt, so konnte er den Gliedern auch keine stärkenden Säfte zuführen, und alle Glieder wurden matt. Da sahen sie ein, daß sie dem Magen Unrecht gethan hätten, und er doch nicht so müssig sey als er scheine. Sie führten ihm nun wieder Speisen zu, damit er sie dafür nähre und stärke. Seht ihr wohl!" setzte Menenius hinzu, „das ist ganz der Fall zwischen euch und uns. Keiner kann ohne den andern bestehen; einzeln reiben wir uns selbst auf: vereinigt giebt einer dem andern Kraft." Die Plebejer gaben seiner Meinung Recht, und meinten, sie seyen bereit zurückzukommen, wenn man ihnen die Schulden erließe, und ihnen erlaubte, Magistratspersonen zu wählen, welche über ihre Rechte wachten. Das wurde ihnen bewilligt. Sie durften jährlich Volkstribunen aus sich selbst wählen, welche zwar nicht in den Senat selbst kommen durften, aber an der Thüre des Versammlungssaales saßen, und alles, was da verhandelt wurde, hören konnten. Sobald nun dort etwas beschlossen wurde, was dem Volke nachtheilig war, so riefen sie: veto! d. i. ich will nicht! hinein, und der Beschluß war ungültig. Freilich war diese Einrichtung späterhin oft die Ursache großer Volksbewegungen; indessen bekam Rom doch fürs erste in seinem Innern Friede.

Aber nur fürs erste. Denn schon im folgenden Jahre fingen neue Streitigkeiten an, die zum Glücke bald beigelegt wurden. Es war nämlich eine Theurung entstanden, und, wie es denn bei jeder Unannehmlichkeit zu geschehen pflegt, ein Stand schob die Schuld auf den andern. Die Plebejer glaubten, die Patricier hätten die Hungersnoth absichtlich herbeigeführt, um sich an ihnen zu rächen, und diese wieder meinten, jene wären schuld, weil durch ihre Auswanderung die Aecker unbebaut geblieben wären. Der Senat schickte Schiffe nach Sicilien, und kaufte Korn auf. Als dies ankam, berathschlagte man, ob man es dem armen Volke unentgeltlich geben oder verkaufen sollte. Schon wollte man sich für das erstere entscheiden, als Cajus Marcius Coriolanus (den Beinamen hatte er wegen der Eroberung der Stadt Corioli bekommen) unwillig aufsprang, und rief: „will das Volk von unserm Getreide essen, so muß es auch dem Senate seine alten Rechte wieder einräumen. Der Pöbel mag ausziehen, wohin er will; der heilige Berg und jeder andere steht ihm frei. Er schreit über Hunger; das verdient er. Nur Elend und Noth, glaubt mir, kann ihn zur Pflicht und Vernunft zurückbringen." Coriolan aber war gegen das Volk so aufgebracht, weil er kurz vorher bei der Consulwahl durchgefallen war; denn man haßte ihn als einen sehr stolzen Mann. Das Volk erfuhr bald die geäußerten Gesinnungen. „Wie?" rief es, „man will uns also dem Hungertode preisgeben?" und schon wollte es den Saal stürmen, und den Coriolan zerreißen, als es noch den Tribunen gelang, es zu beruhigen. Aber sie forderten Coriolan vor die Volksversammlung, und es fehlte wenig, daß man ihn zum Tode verurtheilte. Man verbannte ihn aus Rom. Er verließ die Stadt mit furchtbaren Drohungen, sich zu rächen.

Das that er auch. Er ging zu den Volskern, einem benachbarten, den Römern feindlichem Volke. Sie wählten ihn zu ihrem Anführer, und wild verheerend zog er nun Rom immer näher, nahm eine Stadt nach der andern weg, und bedrohete Rom selbst mit einer Belagerung. Hier gerieth man nun in die äußerste Furcht. Man versuchte den Schwererzürnten

zu versöhnen. Eine Gesandtschaft, aus seinen besten Freunden bestehend, ging zu ihm hinaus; stolz wurden sie zurückgewiesen. Eine zweite hatte dasselbe Schicksal. Auch eine dritte, welche aus den Priestern bestand, wurde kalt abgefertigt. Da wandten sich die römischen Frauen an die Mutter Coriolans, welche er immer innig geliebt hatte, und an seine Frau, und baten sie, einen Versuch auf sein Herz zu machen. Veturia und Volumnia — so hießen die beiden — begaben sich mit seinen Kindern und in Gesellschaft einer Menge anderer Frauen hinaus ins Lager. Als man ihm meldete, daß man einen langen Zug römischer Frauen sich nähern sähe, rief er unwillig: „Nun die fehlten noch!“ Aber da man ihm sagte, man glaube an der Spitze seine Mutter und seine Frau und seine Kinder zu bemerken, so eilte er ihnen freudig und mit offnen Armen entgegen. Aber die Mutter stieß ihn zurück. „Erst laß mich wissen,“ rief sie, „ob ich mit meinem Sohne oder mit dem Feinde Roms rede! Habe ich so lange leben müssen, um den Jammer zu erfahren, daß mein Sohn erst ein Verbannter, und endlich gar ein Feind Roms ist! Wie? du kannst Rom bekriegen, die Stadt, die dich geboren hat, die alles enthält, was deinem Herzen theuer seyn muß? Hätte ich keinen Sohn, so brauchte die Stadt jetzt nicht die Belagerung auszustehen. O ich unglückliche Mutter! indem du dir Schande bereitest, machst du mich unaussprechlich unglücklich. Doch, was kümmerst du dich um mich? was soll aber aus deinen unschuldigen Kindern werden, die, wenn du so fortfährst, einem frühen Tode oder der Sclaverei nicht entgehen können?“ — Diese Rede wurde durch die Thränen und Bitten der römischen Frauen und durch die Umarmungen seiner Kinder, welche sich schmeichelnd an seine Knie hingen, unterstützt. Länger konnte er nicht widerstehen. Er drückte Mutter und Weib an seine beklommene Brust, und rief schmerzhaft: „Mutter! Rom hast du gerettet, aber dein Sohn ist verloren!“ Er hob nun sogleich die Belagerung auf, und führte die Völker zurück, die, erbittert über die getäuschte Hoffnung, ihn erschlugen. Nach einer andern Nachricht erreichte er unter ihnen ein hohes Alter, und

beklagte fortwährend das Unglück seiner Verbannung. Dies geschah zu der Zeit des Miltiades (also wenn?)

17. Quinctius Cincinnatus 460. — Die Zehnmänner 450. — Camill 380.

Viele von den bisherigen Unruhen hatten darin ihren Grund, daß es an wohlgeordneten und bestimmten Gesetzen fehlte. Die Consuln richteten sich wohl theils nach dem Herkommen, theils aber sprachen sie auch ihre Urtheile ganz nach Willkühr. Ein thätiger Tribun machte daher um das Jahr 460 den sehr vernünftigen Vorschlag, dem Volke geschriebene Gesetze zu geben. Aber die Patricier setzten sich heftig dagegen, am meisten die jungen Männer. Der vorlauteste darunter war der junge Cäso; er wurde daher vor das Volksgericht geladen, und, da er nicht erschien, verbannt. Sein Vater, ein alter ehrwürdiger Mann, von unbestechlicher Rechtschaffenheit, hieß Quinctius Cincinnatus. Er hatte für den Sohn sich verbürgt, und mußte daher nun die Bürgschaft bezahlen. Das brachte aber den sonst wohlhabenden Mann fast um alles Vermögen, und er sah sich nun genöthigt, seine geliebte Vaterstadt zu verlassen, jenseits der Tiber seinen Acker selbst zu bebauen, und eine elende Hütte zu bewohnen. Nach einiger Zeit bedurfte man eines Dictators, und man wählte — den Cincinnat. Als die Abgeordneten des Senats zu ihm aufs Land kamen, pflügte er gerade, und war nur halb bekleidet. Er war verwundert, so viele Menschen auf sich zukommen zu sehen. Einer aber aus der Gesandtschaft lief voraus, und erinnerte ihn, sich anzukleiden, um dieselbe zu empfangen. Kaum war er in seine Hütte getreten, und hatte sich etwas in Verfassung gesetzt, so erschienen auch schon die Fremden, kündigten ihm seine Wahl an, wünschten ihm Glück, und bekleideten ihn mit einem Purpurmantel. Die Rathsdiener stellten sich mit dem Beile, dem Abzeichen ihres Amtes, vor ihn, und baten ihn, nun mit nach Rom zu kommen. Cincinnat war so überrascht, daß er anfangs kein Wort hervorbringen konnte, und die Thränen ihm in die Augen traten. Endlich rief er gerührt aus: „so wird also mein Acker dieses Jahr nicht besäet werden können!“ und nun ging es nach

Rom. — So lange diese Stadt solche Männer hatte, die mit strengster Rechtschaffenheit Genügsamkeit verbanden, war es stark und glücklich.

Aber auch unter dem gemeinen Volke wurde große Gewissenhaftigkeit gefunden. Kurz vorher, ehe Cincinnat als Dictator nach Rom kam, hatte ein kühner Sabiner sich des Capitols bemächtigt. Einer der Consuln hatte geschwind das Volk bewaffnet, und dies hatte geschworen, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis es ihm befohlen werden würde. Nun kam Cincinnat, und wollte die Leute gegen den Feind ins Feld führen. Aber sie waren gerade wieder mit den Patriciern unzufrieden, und wollten nicht ausziehen. „Wie?" rief Cincinnat, „ihr wolltet euern Eid brechen?" — Und sogleich folgten ihm Alle bereitwillig.

Nach vielen Zänkereien wurde endlich durchgesetzt, daß drei verständige Männer nach Griechenland, besonders nach Athen, reisen, und dort gute Gesetze sammeln sollten. Nach zwei Jahren kehrten sie zurück, und nun wurde bestimmt, daß statt aller übrigen obrigkeitlichen Personen zehn Männer, Decemviren genannt, gewählt werden sollten, welche die Gesetze ordnen, und über ihre Ausübuug wachen sollten. Alle Jahre sollten andere Decemviren gewählt werden. Die nenen Gesetze wurden auf zehn eherne Tafeln gegraben, und vom Volke gebilligt. Einer der Decemviren war Appius Claudius, ein stolzer, zu allen Verbrechen fähiger Mann. Er hatte durch Heuchelei das Volk bewogen, daß er nicht nur gewählt, sondern auch für das zweite Jahr bestätigt wurde, und nun zeigten er und die übrigen neun, daß sie für immer Herren Roms bleiben wollten. Sie legten ihre Würde nicht nieder, legten sich eine Leibwache von 120 Gerichtsdienern (Lictoren) zu, und tyrannisirten das Volk nach Möglichkeit. Wer weiß, wie lange dieser unglückliche Zustand gedauert hätte, wenn nicht zwei Verbrechen, welche sie sich zu Schulden kommen ließen, sie gestürzt hätten.

Es war nämlich wieder ein Krieg mit einigen benachbarten Völkern ausgebrochen, und einige der Zehnmänner waren im Lager, während die andern in Rom regierten. Die im Lager

suchten hier gelegentlich diejenigen Römer auf die Seite zu schaffen, die ihnen gefährlich dünkten. Keiner hatte dreister über ihr tyrannisches Verfahren gesprochen, als Siccius, ein allgemein geachteter Plebejer. Er hatte in 120 Gefechten seine Tapferkeit bewährt, war mit ehrenvollen Narben bedeckt, und bis zum Range eines Unteranführers hinaufgestiegen. Diesen Mann schickten sie mit einem Haufen, zum Meuchelmord gedungener Soldaten aus. Als diese mit ihm in einen Hohlweg kamen, stürzten sie über ihn her, und nachdem er mehrere von ihnen niedergehauen hatte, ermordeten sie ihn, und gaben dann vor, sie wären von Feinden überfallen, und dabei ihr braver Hauptmann getödtet worden. Alle beklagten den Verlust des wackern Mannes; aber die That wurde bald ruchbar; jeder bezeichnete die Zehnmänner als Mörder des Siccius.

Eine andere Schandthat war noch empörender. Appius Claudius hatte die sechzehnjährige Tochter eines geachteten Plebejers, des Virginius, Virginia, gesehen, und begehrte sie zu besitzen. Aber sie war bereits mit einem jungen und angesehenen Plebejer, Icilius, verlobt, und Appius wurde also zurückgewiesen. Dies war dem stolzen Appius unerträglich, und er verabredete daher mit einem nichtswürdigen Menschen, Namens Claudius, einen Plan, sie zu entführen. Claudius mußte sie, als sie einst über die Straße ging, mit vor den Richterstuhl des Appius führen, und vorgeben, daß sie eine Tochter einer seiner Sclavinnen, und als Kind vom Virginius ihm geraubt sey. Alle Umstehenden bedauerten das arme verlassene Mädchen; denn der Vater war im Lager; aber Niemand wagte sie zu retten, aus Furcht vor den umherstehenden Lictoren. Da kam Icilius herbeigestürzt, und bewirkte wenigstens, daß sie für den Augenblick losgegeben, und eine neue Untersuchung für den folgenden Tag angesetzt wurde. „Ist aber Virginius morgen nicht zur Stelle,“ setzte Appius hinzu, „so fällt sie dem Claudius anheim; dafür werden schon die Gerichtsdiener sorgen.“ Er schickte aber einen Boten ins Lager, und ließ den andern Zehnmännern sagen, dem Virginius ja keinen Urlaub zu gestatten. Aber als dieser Bote hinauskam, war Virginius bereits auf dem Wege nach der Stadt; denn die Brüder des

Icilius waren schneller gewesen, und hatten ihm den Vorgang gemeldet. Am andern Tage erschienen Virginius, seine Tochter, ihr Verlobter und eine Menge Volks auf dem Markte vor dem Richterstuhle des Appius, der von zahlreichen Gerichtsdienern umgeben war. Ohne auf den durch Zeugen verstärkten Beweis des Virginius, daß seine Tochter kein untergeschobenes Kind sey, zu achten, sprach er sie dem Claudius zu, und die Gerichtsdiener trieben das dichtgedrängte Volk aus einander. Da der Vater nun sah, daß er sein Kind den Klauen des Appius nicht mehr entreißen könnte, faßte er einen schnellen Entschluß. Er bat um die Erlaubniß, mit ihr noch einige Worte insgeheim zu sprechen, führte sie seitwärts, wo Fleischerbänke standen, ergriff plötzlich ein Fleischermesser, und stach es der Tochter durchs Herz, indem er sprach: „sieh, mein liebes Kind, dies ist das einzige Mittel, deine Ehre und Freiheit zu retten." Die Tochter sank todt zu Boden, Virginius aber hob das blutige Messer hoch in die Höhe, und rief mit glühenden Augen: „durch dies unschuldige Blut weihe ich dein Leben, Appius, den Mächten der Hölle!" Jetzt begann das Volk sich zu rühren, die Gerichtsdiener wurden niedergeworfen, und Appius wäre zerfleischt worden, hätte er sich nicht eilends geflüchtet. Virginius war in dem blutigen Kleide und das blutige Messer in der Hand ins Lager gesprengt, und rief seine Cameraden zur Rache auf. Sogleich wurde die Absetzung der Zehnmänner und die Wiedereinführung der alten Verfassung beschlossen. Appius wurde nun vor den Richterstuhl des Volks gefordert, endete aber vor dem Ausspruche sein schlechtes Leben im Gefängnisse durch Selbstmord.

Die folgenden 70 Jahre fehlte es in Rom zwar weder an inneren Streitigkeiten, noch an Kriegen mit den umwohnenden Völkern; aber diese Begebenheiten können übergangen werden, doch um das Jahr 380 betraf Rom ein großes Mißgeschick. Es erschienen nämlich Abgesandte der etrurischen Stadt Clusium und baten die Römer um Hülfe gegen ein wildes Volk, die sennonischen Gallier, welches über die Appenninen kommend, in ihr Gebiet eingefallen wäre. Die Römer schickten drei Brüder, die Fabier, mit ihnen nach Clusium zurück, mit dem Auftrage, die

Gallier zum Abzuge zu bewegen. Aber die Fabier waren unbedachtsame junge Männer. Sie ließen sich mit dem Könige der Gallier, Brennus, in einen Wortwechsel ein, und fragten, was er für ein Recht habe, den Clusiern ihre Ländereien zu nehmen? Brennus antwortete trotzig: „wir tragen unser Recht auf den Spitzen unsrer Schwerter, und tapfern Leuten gehört alles! —" Die Fabier begaben sich nun nach Clusium, und machten an der Spitze der Einwohner einen Ausfall auf die Gallier. Diese aber erkannten sie. „So?" sprachen sie, „ihr kamt als Friedensstifter, und nun greift ihr uns feindlich an?" Sie sandten daher nach Rom, und verlangten, daß ihnen die Fabier zur Bestrafung ausgeliefert würden, und da das nicht geschah, so beschlossen sie gegen Rom zu ziehen. Die Römer erschraken zwar, verließen sich aber auf ihr bisheriges Glück. Unglücklicherweise wählten sie jene unbesonnenen Fabier zu Feldherrn. Es kam zur Schlacht, und — die Römer erlitten eine entsetzliche Niederlage. Welch ein Schrecken für Rom! Jeder rafft das Kostbarste zusammen, und flieht nach den umliegenden Ortschaften; zu allen Thoren ziehen die Flüchtigen hinaus; nur der Senat und die Streitbarsten begeben sich auf das Capitol, das mitten in Rom gelegene Bergschloß. Ganz Rom war bald wie ausgestorben. Nur vier ehrwürdige Greise, die sonst hohe Ehrenstellen bekleidet hatten, wollten den Untergang der ihnen theuern Vaterstadt nicht überleben, und blieben zurück. Sie setzten sich in ihren Häusern nieder, mit der langen weißen Toga bekleidet, einen Stock in ihrer Rechten, und erwarteten ruhig den Feind. Die Gallier kamen, und waren erstaunt, die Thore offen, die Straßen leer zu finden, und vermutheten eine Hinterlist. Vorsichtig und langsam zogen sie ein, und wurden zuversichtlich, als sie alles ausgestorben fanden. Als sie in die Häuser kamen, wo die Greise still und unbeweglich saßen, traten sie anfangs ehrfurchtsvoll zurück, weil sie dieselben für Götter hielten. Aber die Neugier lockte einen Gallier, den alten Papirius an den langen Bart zu fassen. Der Greis gab ihm einen Schlag über den Kopf, und dies war das Signal zu seiner und der übrigen Ermordung. Jetzt legten auch die Gallier Feuer an die Stadt, und brannten sie gänzlich darnieder. Aber dadurch hatten sich

die Thoren auch um die Lebensmittel gebracht, und mußten nun in der Nachbarschaft umherziehen, um das Nöthigste aufzutreiben.

Ein solcher Haufen kam einst auch in die Gegend von Ardea. Hier lebte damals ein ausgezeichneter Römer, Camillus. Nachdem der Mann sich als Feldherr im Kriege hervorgethan, und mehr als eine Stadt erobert hatte, belangten ihn die undankbaren Römer, daß er von der reichen Beute, die er obendrein unter sie vertheilt, sich eine eherne Thüre zum Andenken behalten hätte. Unwillig ging er freiwillig fort von Rom, aber nicht Rache drohend wie Coriolan, sondern die Götter bittend, daß sein Volk doch bald einsehen möchte, wie Unrecht es ihm thue. Dieser Wunsch wurde jetzt erfüllt. Er sammelte die Ardeaten, überfiel mit ihnen die sorglosen Gallier während der Nacht, und richtete eine große Niederlage unter ihnen an. Als die in der Nachbarschaft befindlichen Römer von der That des Camill hörten, kamen sie nach Ardea, und baten ihn, sie doch auch gegen den Feind anzuführen. „Nein!“ antwortete ihnen Camill, „ich habe dazu keine Erlaubniß vom Senate; nur wenn dieser mich dazu ermächtigt, bin ich bereit.“ Nur war die Schwierigkeit groß, dem Senate auf dem Capitole beizukommen, da die Gallier alle Aufgänge besetzt hatten. Da fand sich ein kühner Mann, der des Nachts über die Tiber schwamm, und, die Wachen umgehend, an der steilsten, also unbesetzten Seite des Felsens hinankletterte. Der Senat bewilligte dem Camill nicht nur die Anführung, sondern ernannte ihn selbst zum Dictator. Aber die Gallier bemerkten am andern Tage die Spuren der Fußtritte jener Römer am Rasen der Felswand, und beschlossen, hier auch einen Versuch zu machen. Die besten Kletterer erstiegen in einer recht dunklen Nacht den steilen Felsen. Oben war alles still; denn die sorglose Schildwache schlief. Schon war ein Gallier über die Mauer gestiegen, und die andern folgten ihm, als die heiligen Gänse der Juno, die dort aufbewahret wurden, schnatterten, und dadurch den Manlius, einen tapfern Patricier, weckten. Dieser stürzt sogleich mit Schwert und Schild hinaus, rennt den ersten Gallier nieder, stürzt die andern die Mauer hinab, und rettet so das Capitol. Seine That wurde mit Recht höchlich gelobt; Je-

der schenkte ihm zum Lohn seine Lebensmittel auf Einen Tag, damals, wo die Vorräthe schon sehr ausgingen, ein großes Geschenk: auch gab ihm der Senat die Erlaubniß, sich oben ein Haus zu bauen, was sonst niemanden gestattet wurde. Die nachlässige Schildwache aber wurde vom Felsen gestürzt, eine Strafe, welche in Rom öfters vollzogen wurde.

Die auf dem Capitol indessen einreißende Hungersnoth machte die Römer, so wie eine Seuche unter den Galliern diese geneigt, sich zu vergleichen. Die Gallier erboten sich abzuziehen, wenn man ihnen 1000 ℔ Goldes bezahlte. Die Römer nahmen das an, und als soviel eben nicht aufzutreiben war, gaben die Frauen willig ihr Geschmeide dazu her. Als nun die römischen Abgesandten dem Brennus auf dem römischen Markte das Gold zuwogen, entstand ein Streit über die Richtigkeit des Gewichts, und als sich die Römer über das falsche Gewicht der Gallier beschwerten, warf Brennus trotzig sein Schwert noch zu dem Gewicht, und rief: „Wehe euch, ihr Besiegten!" Aber in dem Augenblicke erschien Camill mit den Seinigen auf dem Markte, trat an die Wage, und rief: „fort mit dem Golde! zurück damit aufs Capitol! Die Römer erkaufen ihre Freiheit mit Eisen, nicht mit Golde. Heraus mit den Schwertern!" Brennus berief sich auf den geschlossenen Vertrag, und wollte nun mit dem Golde zufrieden seyn; aber Camill erklärte jenen für ungültig, weil nur er als Dictator einen solchen schließen dürfe. So kam es zum Gefecht. Die Gallier wurden hinaus geschlagen, und kamen nie wieder. Camill hielt nun einen herrlichen Triumph. Dann ging es ans Bauen, und Rom stand bald wieder da.

Camill erhielt sich bis an seinen erst im 80sten Jahre erfolgten Tod in Ansehn. Manlius dagegen wurde späterhin beschuldigt, er wollte sich zum Könige von Rom machen. Die damals ihm gewordene Ehre hatte ihn übermüthig gemacht. Wieder ein Beispiel, wie schwer Glück zu ertragen sey. Das Volk verurtheilte ihn zum Tode, und er wurde an derselben Stelle vom Felsen gestürzt, wo er einst die Römer gerettet hatte.

18. Marcus Curtius. — Titus Manlius Torquatus. — Publius Decius Mus. 340.

Rom war damals vorzüglich reich an trefflichen, kräftigen Männern, und haben wir schon die Vaterlandsliebe des Miltiades, Themistokles, Leonidas, Cimon und andrer Griechen bewundert, so erscheint sie bei den Römern dieser Zeit fast in noch höherer Bedeutung.

Es war auf dem Marktplatze in Rom, vermuthlich durch einen Erdfall, eine weite Kluft entstanden. Man schüttete zwar viele Erde hinein, aber man konnte sie dennoch nicht ausfüllen. Daher wurden die Wahrsager befragt, und diese erklärten die Götter wollten, daß man dasjenige hineinwürfe, worin der größte Vorzug der Römer bestände; dann würde Rom ewig blühen. Während man noch berathschlagte, was wohl die Götter meinten, erschien Marcus Curtius, ein junger, tapfrer Krieger, von Kopf bis zu den Füßen gepanzert, auf einem prächtig geharnischten Pferde, und rief: „Könnt ihr noch zweifeln, ihr Römer, daß Waffen und Tapferkeit der größte Schmuck Roms sey?" Dann blickte er hinauf nach den Tempeln der Götter und zum Capitol, gab dem Rosse die Spornen, und stürzte sich mit ihm hinab in den Schlund. Wirklich habe sich auch, erzählt die Sage, der Erdriß von Stunde an geschlossen.

Ein andrer, bald darauf lebender edler Römer war Titus Manlius Torquatus. Als er noch Jüngling war, wurde sein Vater von einem Tribun vor Gericht gefordert, weil er als Dictator zu strenge verfahren sey. Besonders wurde ihm auch vorgeworfen, daß er seinen Sohn mit unnatürlicher Strenge behandle. Alle waren gegen den alten Manlius aufgebracht, und es war zu erwarten, daß er verurtheilt werden würde. Da entschloß sich der edle Sohn, seinem um seinetwillen verklagten Vater beizustehen. Er ging eines Morgens zu dem Tribun, und verlangte mit ihm allein zu sprechen. Er wurde vor sein Bette geführt. Plötzlich zog er einen Dolch hervor, und drohte dem Tribun, ihn auf der Stelle zu durchbohren, wenn er nicht die Anklage zurücknehme. Der Wehrlose schwur, und hielt seinen Schwur; dem Sohn aber erwarb die That allgemeine Achtung. Würden wir sie wohl ganz billigen können? — Später-

hin entstand ein gefährlicher Krieg zwischen den Römern und Lateinern. Einer der Feldherrn war der nun zum bejahrten Mann gereifte Manlius Torquatus. Dieser verbot bei Todesstrafe, ohne besondere Erlaubniß sich mit dem Feinde in ein Gefecht einzulassen. Aber er hatte einen jungen hoffnungsvollen Sohn; diesen schickte er einst mit einem Reiterhaufen auf Kundschaft aus. Dabei traf er auf feindliche Reiter, deren Anführer ihn mit höhnenden Worten zum Kampfe reizte. Manlius der Sohn stürzte sich auf den Feind; ein Zweikampf begann, und der tapfre Römer rannte dem Feinde den Speer durch die Gurgel. Dann zog er ihm die Rüstung ab, kehrte ins Lager zurück, und wurde vom Heere mit Frohlocken empfangen. „Vater,“ sprach er, „um zu zeigen, daß ich dein Sohn sey, so habe ich einen Feind im Zweikampf erlegt; siehe hier die erbeutete Rüstung!“ — Aber der alte Manlius wandte sich schmerzlich ab, und versammelte das Heer, und sprach: „weil du, Manlius, den Befehl des Consuls übertreten, und die Ehrfurcht gegen deinen Vater aus den Augen gesetzt hast, so mußt du sterben. Freilich sprechen väterliche Liebe und der abgelegte Beweis deiner Tapferkeit für dich. Aber entweder müssen die Befehle des Consuls durch deinen Tod geheiligt, oder sie durch deine Straflosigkeit verächtlich werden. Sieh! mein theurer Sohn, ich muß das erstere wählen. Geh, Lictor thue deine Pflicht!“ Bei diesen schrecklichen Worten standen Alle wie versteinert da; denn der junge Manlius war allgemein geliebt; und erst als der Todesstreich geführt war, brachen Alle in Verwünschungen gegen den grausamen Vater aus. Manlius hörte sie und schwieg. Er hatte ein ungeheures Opfer gebracht, aber er konnte nun auf pünktlichen Gehorsam rechnen.

Gleich darauf zeigte ein andrer Consul eine fast eben so große Vaterlandsliebe. Die Wahrsager hatten ausgesagt, dasjenige Volk würde siegen, dessen Feldherr sich dem Tode weihen würde, sobald er die Seinigen weichen sähe. Sogleich gaben die beiden Consuln, jener Manlius Torquatus und Publius Decius Mus, sich das Wort, daß derjenige von ihnen, dessen Flügel weichen würde, dem Tode entgegen gehen wollte. Jetzt rückten sie vor; lange wurde mit gleichem Glück

gekämpft. Da wichen endlich die Soldaten des Decius zurück. „Wohlan!" rief er, „Oberpriester, tritt herzu, und sprich die Worte vor, durch welche ich mich für das Heer zum Tode weihe!" Das geschah. Er schwang sich auf sein Pferd, hüllte sich in seinen Kriegsmantel, und sprengte mitten unter die Feinde. Beide Heere, welche die Weissagung kannten, wurden dadurch sehr verschieden bewegt. Während die Lateiner nun den Muth sinken ließen, hielten sich die Römer für unbesiegbar, und warfen den Feind in die Flucht.

Ein Volk, welches solcher Männer viele besaß, mußte allen andern überlegen seyn, und so kam es denn auch, daß die Römer nach und nach aller Völker Italiens Herr wurden, und späterhin fast alle bekannte Länder beherrschten.

Dritte Periode.

Von Alexander dem Großen bis zur Schlacht von Actium, 333 — 31.

---

19. Alexander der Große, 336 — 323.

Nur 13 Jahre regierte dieser außerordentliche Geist; aber wie viel hat er nicht in dieser kurzen Zeit verrichtet! Er war der Sohn des Philippus von Macedonien, und wurde in der Nacht gebohren, in welcher Herostrat den Tempel der Diana in Ephesus verbrannte *), was die Griechen schon für eine üble Vorbedeutung hielten. Sein Vater ließ ihn von dem berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, dem Aristoteles, unterrichten, und der Knabe belohnte die Mühe seines Lehrers durch herrliche Fortschritte; denn wenn er es auch im Laufen, Springen und Reiten allen Andern seines Alters zuvor that, so ging ihm

*) Dieser Mann wollte gern seinen Namen der Vergessenheit entreißen, und also etwas Außerordentliches thun. Da er nun etwas Nützliches nicht zu verrichten verstand, so zündete er jenes als Wunder der Welt von Allen angestaunte herrliche Bauwerk an.

doch der Wettstreit der Dichter und der Musiker über alles. Die Gedichte des Homer wußte er fast auswendig, und hatte sie immer unter seinem Kopfkissen liegen. Einst kamen persische Gesandte an den Hof seines Vaters. Da dieser gerade abwesend war, so unterhielt sich Alexander mit ihnen, fragte sie über ihr Land, über die Wege dahin, u. dergl. so verständig aus, und sprach überhaupt so vernünftig, daß sie voll Bewunderung ausriefen: „Unser König ist reich; aber dieser hier wird ein wahrhaft großer König werden." Als man ihm einmal von einem neuen Siege seines Vaters erzählte, rief er schmerzlich aus: „mein Vater wird mir gewiß nichts mehr zu erobern übrig lassen!" Noch war er Knabe, als man seinem Vater ein prächtiges thessalisches Pferd für den hohen Preis von 16,000 thlr. zum Verkauf anbot. Weil es aber alle Reiter abwarf, so befahl Philipp, es wieder wegzuführen. Da bat Alexander, ihm doch einmal einen Versuch zu erlauben. Er hatte bemerkt, daß es scheu sey, und sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete. Darum führte er es gegen die Sonne, und schwang sich plötzlich hinauf. Es flog mit ihm dahin, aber mit Verwunderung sah man, wie es bald wiederkehrte, und Alexander es wacker herumtummelte. Als er endlich hinabsprang, schloß ihn Philipp in seine Arme, und rief: „Suche dir ein anderes Reich, mein Sohn! Macedonien ist dir zu klein!" Der Vater kaufte ihm das Pferd. Es wurde Bukephalos genannt, und ist, so lange es lebte, sein Leibpferd geblieben.

Philippus starb 336, und Alexander wurde, erst 21 Jahre alt, König. Zuerst ging er nach Corinth, und ließ sich zum Oberfeldherrn der Griechen, wie es sein Vater gewesen war, erklären *). Dann bezwang er seine unruhigen Nachbarn. Wäh-

*) Hier besuchte er auch den Diogenes, der sich gerade vor seiner Tonne sonnte, und ruhig liegen blieb, obgleich die ganze vornehme Gesellschaft um ihn herumstand. Nachdem sich Alexander lange mit Vergnügen mit ihm unterhalten hatte, fragte er ihn, womit er ihm eine Gnade erweisen könnte? „Wenn du mir," antwortete Diogenes, „ein wenig aus der Sonne gingest!" Die

rend er bei diesen noch war, verbreitete sich in Griechenland das Gerücht, er wäre todt. Ohne die Bestätigung abzuwarten, empörten sich mehrere griechische Stämme, vorzüglich die Thebaner, welche gar die macedonische Besatzung theils tödteten, theils wegjagten. Aber wie der Blitz war Alexander da, und da Theben sich nicht gleich ergab, ließ er die Stadt stürmen; die Einwohner ließ er theils niederhauen, theils als Sclaven verkaufen, die Häuser aber zerstören. Dies Beispiel wirkte so, daß die andern griechischen Städte geschwind um Gnade baten, die ihnen Alexander auch gern gewährte.

Nun beschloß Alexander die große Unternehmung auszuführen, die schon Cimon und Agesilaus im Sinne gehabt hatten, und sein Vater ausgeführt haben würde, wenn ihn nicht der Tod überrascht hätte: die Eroberung des persischen Reichs, ein großes Wagstück! Denn er hatte dazu nur 34,000 Mann, und Persien war so groß, daß Macedonien kaum darin bemerkt seyn würde. Darius Codomannus war damals König von Persien; ein gutmüthiger, aber jenen schwierigen Umständen nicht gewachsener Mann, und die Perser waren ein verweichlichtes Volk. Alexander setzte über den Hellespont nach Klein-Asien über, und opferte auf dem Felde von Troja den dort begrabenen griechischen Helden. Als er am Grabe des Achilleus stand, rief er: „o du glücklicher Achill, der du im Leben einen treuen Freund, und im Tode einen Sänger deiner Thaten gefunden hast!" Bald darauf traf er am Flüßchen Granikus (es geht in das Meer von Marmora) auf ein persisches Heer. Kühn griff er es an; aber fast hätte er hier sein Leben eingebüßt. Denn weil ihn der hochwallende Federbusch auf dem blinkenden Helme unterschied, sprengten ihn zwei persische Feldherren an, und während der eine ihm den Helm zersprengte, holte der andere aus, um ihm den Kopf zu spalten. In diesem Augenblicke jagte Klitos, einer seiner Feldherren, herbei, und rettete ihn, indem er dem einen Feinde Arm und

---

Begleiter des Königs lachten, Alexander aber sagte ernsthaft: „wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, wünschte ich wohl Diogenes zu seyn!" —

Schwert zugleich herunterhieb, und Alexander den andern tödtete. Die Schlacht wurde gewonnen, und im persischen Lager große Beute gemacht. Dann ging es durch Klein-Asien hindurch, wo sich alles unterwerfen mußte. In Ghordium, einer Stadt, ziemlich in der Mitte des nördlichen Theiles der Halbinsel, befand sich ein berühmter Knoten, von welchem eine alte Weißagung sagte, daß der, welcher das weiter hin liegende Land erobern wollte, ihn erst lösen müßte. Eigentlich war es das künstliche unter einander geschlungene Riemenzeug von dem Pfluge eines alten Königs, der erst ein Bauer gewesen, und dann, als er auf den Thron gekommen war, das Seilenzeug im Tempel aufgehängt hatte. Alexander löste den Knoten auf eine eigenthümliche Weise; er hieb ihn mitten von einander.

Um nach Syrien zu gehen, drang er in Cilicien ein, die südöstlichste Provinz Klein-Asiens, ein ganz von Bergen eingeschlossenes, schmales Küstenland, und schlug seine Wohnung in Tarsus, der Vaterstadt des 350 Jahre später lebenden Apostels Paulus, auf. Ein klarer, hier vorbeifließender Fluß verleitete den von Staub und Schweiß bedeckten König, sich in dem kühlen Gebirgswasser zu baden; aber er erkältete sich so, daß man ihn halbtodt und im heftigsten Fieberfrost heraustragen mußte. Er lag schwer darnieder, und man fürchtete seinen Tod. Zu keiner Zeit konnte die Krankheit ungelegener kommen, als jetzt, wo die Nachricht einging, daß Darius mit starken Schritten sich nähere. Was sollte man machen in dieser Noth? Da erbot sich sein Arzt Philippus, ihm eine Arzenei zu bereiten, welche ihn in wenigen Tagen wieder herstellen oder auch seinen Tod herbeiführen könnte. Schon bereitete er den Trank; da brachte ein Bote dem Könige einen Brief vom alten Parmenio, einem treuen, schon unter Philipp gedienten Feldherrn, welcher ihn warnte, ja nichts vom Arzte anzunehmen, weil dieser von den Persern bestochen sey, ihn zu vergiften. Alexander stutzte. Da trat der Arzt herein, den Trank in der Hand, aber mit einer so heitern, ruhigen Miene, daß Alexander gleich erkannte, daß er unschuldig sey, und unbesorgt die Schale nahm. Während er trank, reichte er dem Philipp den Brief. „Abscheulich!“ rief der Arzt, „wie kann

man mich so verleumden?" — „Beruhige dich, lieber Philipp," erwiederte der König, „ich bin ja von deiner Unschuld überzeugt; der Erfolg wird sie, hoffe ich, beweisen." Und der Arzt wurde auch durch den Erfolg gerechtfertigt. Nach drei Tagen konnte sich Alexander dem entzückten Heere schon wieder zeigen.

Nicht weit von Tarsus, in dem Winkel, wo Klein-Asien und Syrien zusammenstoßen, lag ein Städtchen, Issus. Hier traf Alexander zum ersten Male mit Darius selbst zusammen 333. Obgleich, wie einst bei Marathon, die Perser an Zahl ihren Feinden ungeheuer überlegen waren, so wurden sie doch so geschlagen, daß sie sich fürs erste nicht wieder sammeln konnten; ja ein alter Geschichtschreiber erzählt, es wären 110,000 getödtet worden (!). Darius selbst war so eilig geflohen, daß er seinen Wagen, Bogen und Mantel zurückgelassen hatte, und das ganze reiche Lager fiel nun den bisher armen Macedoniern in die Hände. Unter den Gefangenen waren auch die Mutter des Darius, die liebste seiner Frauen, zwei seiner Töchter und sein unmündiger Sohn. Als diese den Wagen des Darius erblickten, jammerten sie sehr; denn sie glaubten, der König sey todt oder gefangen. Sogleich ließ ihnen Alexander sagen, Darius lebe und sey entkommen: auch sollten sie wegen ihrer Behandlung unbesorgt seyn; er führe nur mit Darius wegen der Herrschaft Krieg, und sie sollten alles haben, was sie wünschten. Am folgenden Tage besuchte er sie selbst in ihrem Zelte, und wiederholte die gestrige Versicherung mündlich in den verbindlichsten Ausdrücken. Diese Großmuth und Menschlichkeit gegen Feinde möchte ihm noch mehr Ehre machen, als seine Siege; denn sich selbst besiegen, ist schwerer, als andere überwinden. — Durch die in der Schlacht bei Issus gemachte Beute war großer Reichthum ins Lager gekommen, und dadurch ein ungewohntes Wohlleben erzeugt worden. Seit dieser Zeit trieben die Offiziere großen Aufwand; denn Alexander, der auf das Geld keinen Werth legte, theilte mit vollen Händen aus. Während um ihn herum viele sich der Unmäßigkeit hingaben, blieb er nüchtern und mäßig. Er aß wenig, pflegte aber gern lange bei der Tafel zu sitzen, und prahlte dann von seinen

Thaten. Da seine Schmeichler diese Schwachheit an ihm kannten, so erhoben sie seine Thaten bis in den Himmel, und versicherten, das, was Herkules, Jason, Theseus und andere Helden gethan hätten, wäre dagegen nichts. Auch der Klügste glaubt gern, was er wünscht, und daher bildete sich zuletzt auch Alexander ein, daß er besser als andere Menschen sey. — Von der gemachten Beute behielt er für sich nur ein sehr schön gearbeitetes Kästchen, worin Darius köstliche Specereien verwahrte. Diese warf er nun heraus, und sprach: „ich will etwas Kostbareres hineinlegen." Und er legte — Homers Ilias hinein, und zwar das vom Aristoteles durchgesehene Exemplar.

Darius war nach dem Innern seines Reichs zurückgegangen. Dahin verfolgte ihn Alexander zunächst nicht, sondern zog an der Küste des mittelländischen Meeres hinunter. Alle Städte öffneten ihm die Thore. Nur Tyrus, damals die Hauptstadt der Phönicier, nicht. Seitdem Nebukadnezar 270 Jahre früher diese Stadt zerstört, hatten sich die Einwohner auf einer dem alten Tyrus gegenüber liegenden Insel angebaut, und glaubten hier vor einer Belagerung sicher zu seyn. Aber Alexander war nicht der Mann, der sich durch Schwierigkeiten abschrecken ließ. Er ließ sogleich einen Damm bis zur Inselstadt aufschütten, und dann Sturm laufen. Tyrus wurde eingenommen, und die Einwohner zur Strafe ihrer Widersetzlichkeit, 30,000 an der Zahl, als Sclaven verkauft; 8000 waren bei der Einnahme niedergehauen worden. — Dann zog Alexander durch das jüdische Land, ließ Jerusalem seitwärts liegen, und wurde in Aegypten mit offenen Armen empfangen. Denn die Aegypter freueten sich, daß einer komme, sie aus der Abhängigkeit von den ihnen so verhaßten Persern zu befreien. Nachdem er in Memphis sich und sein Heer erholt hatte, legte er den Grund zu einer neuen Stadt am Meere, die er nach sich Alexandria nannte, und die noch steht. Denn es reute ihn, Tyrus zerstört zu haben; darum rief er auch alle Tyrier, welche während der Zerstörung abwesend gewesen waren, herbei.

Jetzt unternahm er eine sehr unnöthige und abentheuerliche Reise nach dem Tempel des Jupiter Ammon, welcher auf einer Oase mitten in der lybischen Sandwüste lag, und große

Berühmtheit hatte. Nachdem er mit allen seinen Begleitern fast verdurstet wäre, kam er endlich an, und befragte das Orakel. Was ihm dies geantwortet habe, weiß man nicht; aber die Priesterin, hieß es, habe ihn einen Göttersohn genannt. Schlimm genug! denn dieser Ausspruch machte ihn so stolz, daß er seitdem ganz verändert war. Dennoch liebten ihn die Soldaten überaus, weil er freigebig war, und jede Lust und Beschwerde mit ihnen theilte. Auch zeigte er in der That sehr edle Gesinnungen. So sagte er einmal, als er die übertriebene Verschwendung seiner Generale bemerkte: „Ich wundere mich, daß Leute, welche so manche große Gefahr bestanden haben, nicht einsehen, daß nichts knechtischer ist als Ueppigkeit, und nichts königlicher als Arbeit. Wißt ihr nicht, daß der Zweck unserer Siege der ist, das nicht zu thun, was die Ueberwundenen thun?" Und als er einmal, wie oft, für die ertheilten Wohlthaten mit Undank belohnt wurde, sprach er: „es liegt etwas Königliches darin, Andern Gutes zu thun, und sich Böses nachsagen zu lassen." Wie schön! Wenn Jemand einen Andern bei ihm verklagte, so pflegte er sich das eine Ohr zuzuhalten, um es, wie er sagte, für den Angeklagten aufzubehalten. Wahrlich! Alexander war mehr als ein großer Eroberer!

Nachdem Alexander Aegypten verlassen hatte, und nach Phönicien zurückgekehrt war, wurden wieder prachtvolle Feste gegeben. Da kam eine Botschaft von Darius, der ihm sagen ließ, er sey bereit, ihm 12 Millionen Thaler Lösegeld für die Gefangenen, eine seiner Töchter zur Frau, und alle auf der rechten Seite des Euphrats gelegene Länder zu geben, wenn er mit ihm Friede machen wollte. „Was meinst du dazu?" fragte Alexander den Parmenio. „Ich würde es thun, wenn ich Alexander wäre!" antwortete dieser. — „Ich würde es auch thun, wenn ich Parmenio wäre," erwiederte Alexander. Die Anträge des Darius wurden zurückgewiesen, aber er ließ ihm sagen, er solle nur zu ihm kommen und gewiß die beste Aufnahme finden; sonst würde er ihn aufsuchen.

Bald darauf starb Statira, die schöne Frau des Darius, im persischen Lager, und wurde von Alexander königlich be=

erdigt und aufrichtig beweint. Einer ihrer Diener, der mit ihr gefangen genommen war, entkam, um dem Darius die traurige Botschaft zu bringen. Dieser war außer sich, schlug sich zu wiederholten Malen vor die Stirn, und rief: „o großes Unglück! war es denn nicht genug, daß des Königs Gemahlin im Leben gefangen wurde? Mußte sie auch noch im Tode ein königlich Begräbniß entbehren?“ — „O König,“ antwortete ihm der Diener, „du irrst; es hat weder ihr, noch deiner Mutter, noch deinen Töchtern etwas von ihrem vorigen Glücke gefehlt, als daß sie nicht bei dir seyn konnten. Ebenso ist sie auch mit aller nur möglichen Pracht, ja unter vielen Thränen der Feinde begraben worden. Denn Alexander ist eben so menschenfreundlich als Sieger, als fürchterlich in der Schlacht.“ Und nun pries der Diener die erhabenen Tugenden des Alexanders, für die er nicht Worte genug finden konnte. Da hob Darius die Hände betend gen Himmel: „ihr Götter des Vaterlandes und der Könige,“ sprach er gerührt, „helft mir doch den Thron der Perser wieder aufrichten, und ihn ebenso meinen Nachkommen überliefern, wie ich ihn erhalten habe, damit ich dem Alexander die Wohlthaten vergelten kann, die er denen, die meinem Herzen am theuersten sind, während meiner Trübsale erwiesen hat. Sollte aber die Zeit gekommen seyn, wo das Reich der Perser endigen soll, o so laßt wenigstens keinen Andern den Thron des Cyrus besteigen, als den Alexander!“ Wohl dem, für den selbst die Feinde so beten!

Nun hatte Alexander schon alle Länder disseits des Euphrats eingenommen. Er setzte also hinüber, um dem Darius eine Schlacht zu liefern. Bei Gaugamela in Assyrien trafen beide Heere zusammen. Darius hatte wieder ein ungeheures Heer zusammengebracht, und die macedonischen Feldherrn, die darüber betroffen waren, riethen dem Alexander, lieber des Nachts den Angriff zu thun. „Nein,“ antwortete dieser, „ich will den Sieg nicht stehlen.“ Dann legte er sich am Abend vor der Schlacht zu Bette, und schlief bis an den hellen Morgen so fest, daß Parmenio ihn wecken mußte. „Du schläfst ja so fest, o König,“ sprach er, „als wenn du schon gesiegt hättest.“ — „Glaubst du denn nicht, lieber Parmenio,“ war des Königs Antwort, „daß

wir schon so gut als gesiegt haben, da wir nun nicht mehr Wüsteneien durchlaufen müssen, um den Darius aufzusuchen?" — Uebrigens war der Sieg nicht ganz leicht; denn Darius hatte auch griechische Söldner in seinem Dienste, und 200 Sichelwagen und 15 Elephanten drohten dem Phalanx Verderben. Dennoch erfocht Alexander auch in dieser dritten Schlacht einen glänzenden Sieg, 331. *) Darius mußte, da sein Wagen ganz mit Hügeln von Leichen umgeben war, diesen im Stich lassen; er schwang sich auf ein schnelles Pferd, und entging mit Mühe der Gefangenschaft.

Alexander brachte nun den Göttern reichliche Opfer, und schenkte die reiche Beute mit vollen Händen fort, so daß ihm seine Mutter einst schrieb, er belohne seine Freunde nicht nur, sondern mache sie zu Königen. Dem alten Parmenio schenkte er das Haus eines reichen Persers, worin jener allein an Kleidern einen Schatz von 1,200,000 Thalern fand. Nun stand dem Sieger ganz Persien offen. Zuerst hielt er seinen Einzug in Babylon, dann ging es nach Persiens Hauptstadt Susa, und end-

*) Ein alter griechischer Geschichtschreiber beschreibt uns, wie Alexander in dieser Schlacht, wie zum Siege geschmückt, erschienen sey: sein Helm war von Stahl, und blitzte wie reines Silber. Um den Hals trug er ein stählernes, mit Edelsteinen besetztes Halsband, und in der rechten Hand einen ungemein harten Degen. Das Gehenk dazu war mit bewundernswerther Kunst gemacht. Sein Leib war in einen zugeschnürten Oberrock gehüllt, über dem er noch einen doppelten Panzer von Leinewand trug. So lange er die Reihen ordnete, ritt er nicht den Bucephalus, den er wegen seines Alters schonte, sondern andere Pferde. Neben ihm ritt ein Wahrsager in einem schneeweißen Gewande, einen goldenen Kranz im Haare. Er zeigte auf einen Adler, der zuerst über Alexanders Haupte schwebte, dann aber zum feindlichen Heere flog, einen Umstand, der die Macedonier so mit Muth und Vertrauen erfüllte, daß die Reiter sogleich, seiner Richtung folgend, auf die Perser einhieben, und der Phalanx ihnen folgte. Nun erst schwang sich Alexander auf seinen Bucephalus, auf den er sich verlassen konnte. Alexander selbst sprengte auf den Darius los, der hoch auf seinem Wagen saß, um welchen die auserlesenste Reiterschaar aufgestellt war.

lich nach Persepolis. In diesen beiden Städten erbeutete er die königlichen Schatzkammern, deren Reichthümer so ungeheuer waren, daß er allein zur Wegschaffung des Goldes 20,000 Maulesel und 5000 Kameele gebrauchte! Was hatten alle diese Schätze nun dem unglücklichen Darius genützt? — Alexander verweilte vier Monate in dieser Gegend, um sich und sein Heer auszuruhen. Vor dem Aufbruche gab er seinen Freunden in Persopolis noch ein großes Fest. Als alle berauscht waren, fiel es einem Weibe, welches dabei war, ein, es müsse sich doch schön ausnehmen, wenn der große Pallast brenne; überdies gezieme es sich, ihn zu zerstören, da Xerxes, der Feind der Griechen, ihn erbaut hätte. Alle fanden den Vorschlag herrlich, ergriffen brennende Fackeln, und setzten das Schloß in Brand. Die Ruinen stehen noch jetzt, und setzen durch ihre Großartigkeit und Schönheit die Beschauer in Erstaunen. Wie Schade, daß sich der große Alexander zu solchen Thorheiten hinreißen ließ! Aber man bemerkte überhaupt, daß sein gränzenloses Glück ihn härter und ungestümer machte, obgleich dann und wann sich auch wieder Züge von Edelmuth zeigten.

Alexander hörte jetzt, daß Darius sich entschlossen hätte, ihm noch eine Schlacht auf Tod und Leben zu liefern. Daher brach er mit dem Heere auf, ihm in die entferntesten Provinzen des persischen Reiches, hinter dem caspischen Meere, zu folgen. Da erfuhr er unterwegs, daß sich die persischen Krieger gegen ihren Herrn empört, und daß ein treuloser Stadthalter, Bessus, sich der Person seines Herrn bemächtigt hätte, um sich selbst zum König über jene Gegenden zu machen. Dies trieb den Alexander zu noch größerer Eile an. Dabei mußte er durch die rauhesten und unwegsamsten Gegenden ziehen, und litt ungeheure Beschwerden, die er aber willig mit seinen Soldaten theilte. Einmal kam er in eine große Sandwüste, wo kein Wasser zu finden war, und alle vor Durst fast verschmachteten. Da sah er einige Soldaten, die mühsam einen Schlauch mit Wasser gefüllt hatten. Einer brachte ihm einen Trunk in einem Helme. „Für wen habt ihr das Wasser gefüllt?“ fragte er. „Für unsere Kinder!“ antworteten sie; „aber sollten die auch vor Durst verschmachten, so kann uns ja der Himmel andere

schenken, wenn du nur am Leben bleibst.“ Alexander nahm den Helm; da er aber sah, wie alle umher vor Ermattung die Köpfe hängen ließen, gab er ihnen den Helm zurück, und sprach: „Nehmt! wenn ich allein tränke, so würdet ihr alle den Durst nur noch mehr fühlen.“ — Da riefen die Reiter alle: „führe uns getrost weiter, o König! wir sind nicht müde, wir achten des Durstes nicht, ja wir halten uns für unsterblich, so lange wir einen solchen König haben!“ Alexander ließ endlich, um nur schneller vorwärts eilen zu können, das Fußvolk zurück, und nahm nur die schnellsten Reiter mit. So erreichte man die Hütten, in denen Darius und Bessus die letzte Nacht zugebracht hatten. Eilig flog man ihnen nach. Da aber Bessus die Staubwirbel der Verfolger aufsteigen sah, gab er die Hoffnung auf, mit dem Könige zu entkommen. Er versetzte dem Unglücklichen mehrere tödtliche Messerstiche, und eilte schnell davon. Die vordersten macedonischen Reiter erreichten endlich den Wagen, auf welchem der sonst so mächtige König der Perser lag, sonst von Tausenden von Dienern umgeben, jetzt von Allen verlassen. Um seinen brennenden Durst zu lindern, bat er einen der Macedonier um einen Trunk Wassers. Dieser wurde ihm sogleich gereicht. „Freund!“ sprach er mit schwacher Stimme, ihm die Hand dankbar drückend, „ich betrachte das als mein größtes Leiden, daß ich dir deine Wohlthat nicht vergelten kann. Aber Alexander wird dich belohnen, und die Götter werden ihm, dem ich durch dich die Hand reiche, die Großmuth vergelten, die er gegen meine Mutter, meine Statira und meine Kinder bewiesen hat.“ Nach diesen Worten verschied er. Eben kam Alexander herangesprengt. Gerührt betrachtete er die Leiche des Mannes, den er, ohne ihn zu hassen, so eifrig bekriegt, und ohne es zu wollen, so unglücklich gemacht hatte. Er zog seinen Mantel aus, und bedeckte ihn damit. Dann aber brach er schnell wieder auf, den schändlichen Mörder zu verfolgen, und er ruhte nicht eher, bis er ihn erreicht, und grausam hatte hinrichten lassen, die Leiche des Darius aber ließ er herrlich geschmückt der Mutter desselben übergeben.

Aber mit der Besiegung des Darius war der Krieg keinesweges geendigt. Die feindlichen Statthalter und die wilden Berg=

völker waren noch zu bezwingen, und während Alexander hierhin eilte, empörten sich dort die Bezwungenen aufs Neue. Dabei mußte er mit unglaublichen Beschwerden kämpfen, bald über breite Flüsse setzen, bald Bergfestungen erstürmen, bald Gebirge oder Wüsteneien durchziehen. Ueberall war er der Thätigste und Unermüdetste; sonst hätten auch seine Soldaten bald den Muth verloren. Aber darüber murrten sie, daß er sich jetzt zu den Gewohnheiten der Asiaten hinneigte. Er fing an, die medische Kleidung zu tragen, ließ 30,000 junge Perser in griechischer Sprache und macedonischer Kriegskunst unterrichten, und sahe sogar scheel, wenn man ihn nach gewohnter treuherziger Art, und nicht mit Kniebeugen anredete. Sein Freund Hephästion fügte sich ganz in des Königs Wünsche, Krateros dagegen, ein andrer Feldherr, hielt streng auf die macedonischen Gebräuche, gleichviel ob er dadurch dem Könige mißfiele oder nicht. Daher liebte Alexander jenen am meisten, diesen aber achtete er vor Allen. Wer von beiden mag der Ehrenwertheste gewesen seyn? — Alexander sagte daher einmal: „Hephästion ist des Alexanders Freund, Krateros aber der Freund des Königs.“ Jetzt, wo Schmeichler sein Gemüth immer mehr verdarben, kamen öfters Beispiele von Härte vor. So hatte er in seinem Heere einen jungen sehr tapfern Feldherrn, den Philotas, einen Sohn des alten Parmenio. Aber der junge Mann war überaus stolz, und führte oft unbesonnene Reden über Alexander gegen Leute, von deren Verschwiegenheit er nicht versichert war. Seine Feinde benutzten das, und erzählten dem Könige alles wieder, und noch dazu mit Uebertreibungen. Als daher eine Verschwörung entdeckt wurde, welche einige Jünglinge gegen des Königs Leben gemacht hatten, so wurde auch Philotas gefangen genommen und endlich gar hingerichtet, weil er um dieselbe gewußt, und sie dem Könige nicht angezeigt hätte. Diese Hinrichtung führte einen Meuchelmord herbei, der einen Flecken auf Alexanders Character wirft. Er fürchtete nämlich, Parmenio könnte sich vielleicht, beleidigt durch den Tod seines Sohns, am Könige rächen wollen. Darum schickte er Meuchelmörder ab, die ihn umbringen mußten. So erzeugt eine Härte immer eine neue.

Noch weniger Entschuldigung aber verdient die Undankbarkeit des Königs gegen **Klitos**, der ihm am Granikus das Leben gerettet hatte. Es entstand zwischen ihm und Alexander bei einem Trinkgelage, als beide berauscht waren, ein heftiger Wortwechsel; denn er gehörte zu den Wenigen, die auf die alten Sitten hielten, und nie konnte er sich entschließen, dem Könige zu schmeicheln. Jetzt hatte ihn der König feige gescholten. „So?" rief Klitos aufgebracht, „meinst du etwa die Feigheit, mit der ich einst am Granikus dem schon fliehenden Göttersohn das Leben rettete? Nur durch das Blut und die Wunden der Macedonier bist du der geworden, der du bist, und nun weißt du dich vor Stolz nicht zu lassen, so daß du deinen Vater Philipp verläugnest, und dich für einen Göttersohn hältst!" — „Wie?" schrie Alexander, „du Bösewicht! glaubst du, daß dir solche Reden so hingehen sollen?" — Der Wortwechsel wurde immer heftiger: endlich ergriff der König einen Apfel von der Tafel, warf ihn dem Klitos an den Kopf, und suchte nach dem Schwerte, welches aber bereits auf die Seite gebracht war. Einige Freunde des Klitos brachten diesen geschwind aus dem Zimmer; wüthend stürzte er aber zu einer andern Thüre wieder hinein, schrie ärger als zuvor, und überhäufte den König mit Schmähungen, bis dieser, außer sich vor Zorn, aufsprang, einer Wache den Spieß wegriß, und diesen dem Klitos durch den Leib rannte. Röchelnd stürzte Klitos nieder, und war in wenigen Augenblicken todt. Sogleich verschwand des Königs Zorn und Rausch. Er warf sich, seine rasche That schmerzlich bereuend, auf den Sterbenden nieder, rief ihn schmerzlich beim Namen, und hätte sich selbst erstochen, hätte man ihn nicht gehalten. Man führte ihn in sein Zimmer. Hier brachte er die ganze Nacht in trostloser Verzweiflung zu. Er erinnerte sich, wie des Klitos Schwester ihn so liebevoll erzogen, und er selbst ihm das Leben gerettet hätte, und diesen Mann hatte er nun ermordet! Man hörte die ganze Nacht, wie er auf dem schlaflosen Lager mit dumpfer Verzweiflung den Namen: „Klitos! Klitos!" rief. In diesem Zustande brachte er mehrere Tage zu; dann zerstreuten ihn nach und nach neue Züge und Arbeiten.

Nun unternahm er den abentheuerlichsten aller seiner Feldzüge. Es ging nach Indien, das heißt demjenigen Theil Ostindiens, der diesseits des Ganges liegt, und jetzt Vorderindien heißt. Eine tollkühne Unternehmung, ein von Macedonien 700 Meilen weit entferntes Land, welches von tapfern und zahlreichen Völkern bewohnt war, mit einigen tausend Menschen, die nicht einmal an das heiße Klima gewöhnt waren, erobern zu wollen! Aber je größer die Schwierigkeiten, desto heftiger war Alexanders Begier, und er zeigte wie Demosthenes, nur in einem ganz verschiedenen Sinne, was der Mensch alles vermöge, wenn er seine ganze Kraft an die Erringung Eines Zielpunctes setzt. Wirklich waren die Schwierigkeiten, ehe er nur an die Gränze dieses weiten Landes kam, ungeheuer. Er mußte über ein steiles Gebirge, welches von wilden Thieren bewohnt wurde, ziehen, über breite Ströme setzen, feste Städte belagern und sich beständig mit feindseligen Völkern herumschlagen. Aber das alles schreckte ihn nicht ab; denn er hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, nicht eher zu rasten, bis er den großen Ocean, den er gleich hinter Indien vermuthete, erreicht hätte. Die Indier waren damals, wie sie jetzt noch sind, sanft und gutartig, aber zum Theil sehr kriegerisch. Sie standen unter einzelnen Fürsten, und hatten Braminen. Alexanders Kühnheit kannte keine Gränzen. Einst kam er zu einer Stadt, Nysa, welche jenseits eines breiten Flusses lag, und die Macedonier fürchteten sich hinüber zu schwimmen. „O ich Unglücklicher!" rief er aus, „warum habe ich doch in meiner Jugend nicht schwimmen gelernt." Plötzlich aber legte er seinen Schild auf den Leib, sprang ins Wasser, und schwamm auf jenem hinüber. Nun folgten die Macedonier ihm nach, und die Einwohner verzweifelten an der Möglichkeit, einem so kühnen Krieger widerstehen zu können, und schickten Abgeordnete in sein Lager. Da diese gewohnt waren, ihren Fürsten nicht anders als in königlichem Prunke auf weichen Polstern ruhend zu erblicken, so erstaunten sie, als man ihnen einen kleinen, ganz geharnischten, mit Staub und Schweiß bedeckten jungen Mann zeigte, und ihnen sagte, das sey der König. Dieser empfing sie, selbst stehend — auch etwas bei ihnen Unerhörtes — ließ aber dem

Akuphis, so hieß der Anführer, ein Polster reichen, weil er ein alter Mann war. Als dieser nach den Bedingungen des Friedens fragte, antwortete Alexander: „sie sollen dich zum Fürsten machen, und mir hundert ihrer redlichsten Bürger als Geißeln schicken." — „O König," erwiederte Akuphis lächelnd, „ich würde besser regieren können, wenn ich dir statt der besten, hundert der schlechtesten schicken dürfte." Alexander lobte ihn wegen der klugen Antwort, und ließ sich weniger Geißeln gefallen.

Ein andrer und sehr mächtiger indischer Fürst, Taxiles, kam dem Alexander entgegen, und redete ihn mit folgenden verständigen Worten an: „wozu haben wir nöthig uns zu bekriegen, Alexander, wenn du nicht kommst, uns das Wasser und den zum Leben nöthigsten Unterhalt zu nehmen; denn nur darum sollten muthige und verständige Menschen sich streiten. Habe ich mehr Geld und sogenannte Glücksgüter als du, so bin ich gern bereit, dir einen Theil davon abzugeben; dagegen werde ich mich nicht schämen, von dir etwas anzunehmen, wenn ich weniger besitze, als du." — Diese verständige Rede hörte Alexander mit Vergnügen an. Er umarmte den wackern Mann, und sprach: „glaubst du wirklich, daß es unter uns ohne allen Streit abgehen werde? Da irrst du dich; denn ich werde mit dir im Wohlthun wetteifern, damit du mich nicht an Großmuth und Freigebigkeit übertreffest." Darauf nahm er zwar des Taxiles Geschenk an, aber er gab ihm noch weit bedeutendere, und dabei eine Summe Geldstücke. Durch diese Großmuth gewann er die Feinde mehr als durch die Waffen, obgleich seine Macedonier damit nicht zufrieden waren.

Indessen war Alexander bereits über den breiten Indus gegangen, und setzte auch, obgleich oft mit Lebensgefahr, über die großen Nebenflüsse desselben. Als er so tiefer in das Land vordrang, kam ihm Porus, ein andrer König, mit großer Heeresmacht entgegen, und lieferte ihm eine Schlacht, in welcher er aber den Macedoniern in die Hände fiel. Alexander ließ ihn vor sich kommen, und bewunderte die außerordentliche Länge des Mannes. „Wie soll ich dich behandeln?" fragte ihn Alexander. „Königlich!" antwortete Porus. „Verlangst du sonst nichts?" fragte jener weiter. „Nein!" sprach Porus: „denn in dem

Worte; königlich ist schon alles Uebrige begriffen." Alexander schenkte ihm nicht nur die Freiheit, sondern gab ihm auch sein Reich wieder, und noch dazu ein andres Land, welches er als macedonischer Statthalter regieren sollte. *) Um diese Zeit starb auch der treue Bucephalus. Er hatte in einem Treffen viele Wunden bekommen, und diese waren schlecht zugeheilt worden. Das gute Thier hatte keinen andern Reiter aufsitzen lassen als Alexander, und dieser liebte es so, daß er ganz untröstlich war, als die Feinde es einmal gefangen genommen hatten. Er drohte, sie alle mit Weibern und Kindern niederhauen zu lassen, wenn sie es ihm nicht gleich wiederbrächten. Endlich brachte man das Thier. Alexander freute sich wie ein Kind, und machte dem Ueberbringer ein ansehnliches Geschenk. Nun war es todt. Er beweinte es wie einen lieben Freund, und ließ ihm zu Ehren an der Stelle eine Stadt bauen, die er Bucephalia nannte.

Die Schlacht mit dem Porus, die recht hartnäckig gewesen war, hatte den Macedoniern alle Lust benommen, noch weiter in Indien vorzudringen. „Wenn," dachten sie, „wird uns nur der König einmal zurückführen?" Sie erschraken daher sehr, als er sich merken ließ, er wolle noch über den Ganges gehen. Keiner hatte Lust, ihm bis dahin zu folgen; denn sie hatten sich erzählen lassen, dieser Fluß sey wenigstens eine Stunde breit, und jenseits ständen ungeheure Heere mit 6000 Elephanten; ja es wäre dort eine ganz andere Erde, eine ganz andere Sonne. Als der König die allgemeine Unzufriedenheit merkte, versammelte er die Anführer, schilderte ihnen das vor ihnen liegende Land als reizend, und machte ihnen glänzende Versprechungen. „Nun?" fragte er, „was meint ihr? Redet!" Aber es folgte eine lange,

*) Dieser Porus hatte einen außerordentlich großen, zahmen und verständigen Elephanten, der recht viele Anhänglichkeit für seinen Herrn hatte. In der Schlacht drang er, so lange der König noch unverwundet war, mit diesem muthvoll in den Feind ein, und vertheidigte ihn. Sobald er aber merkte, daß sein Herr eine Wunde bekommen hatte, ging er zurück ließ sich sanft auf die Knie nieder, damit er nicht herabfalle und sich beschädige, und zog ihm nun vorsichtig mit dem Rüssel einen Pfeil nach dem andern heraus.

lange Stille. Endlich trat ein alter Krieger auf, und antwortete für Alle: „bedenke, o König, wie wenig noch von uns, welche wir mit dir Macedonien verlassen haben, übrig sind. Schlachten, Krankheiten, Beschwerden aller Art haben die meisten hingerafft. Die nun noch Lebenden wünschen die erworbenen Reichthümer mit den Ihrigen zu verzehren, und sehnen sich nach Hause.“ Alexander wurde unwillig und ließ sie aus einander gehen. Am folgenden Tage versammelte er sie noch einmal, und sprach: „Ich werde, wißt ihr's, weiter gehen. Es werden gewiß viele von euch mir gern folgen; die andern mögen nach Hause gehen, und den Ihrigen sagen, daß sie ihren König mitten unter ihren Feinden gelassen haben!“ Mit diesen Worten ging er in sein Zelt und ließ sich drei Tage lang nicht sehen, hoffend, die Soldaten würden sich eines Besseren besinnen. Aber das geschah nicht. Da trat er am vierten heraus, ließ opfern und erklärte nun, er wolle umkehren, weil die Anzeigen unglücklich ausgefallen wären. Alle zeigten ihm durch ein lautes Freudengeschrei, wie glücklich er sie durch diesen Entschluß mache. Um von den Göttern durch ungewöhnlich feierliche Opfer eine glückliche Rückkehr zu erflehen, ließ er zwölf ungeheure, thurmähnliche Altäre bauen, und stellte Kampfspiele an. Dann wandte er sich nach Persien zurück.

Aber der Rückweg war mit noch größeren Gefahren und Leiden verknüpft. Er ließ nämlich, als er einen der großen Nebenflüsse des Indus erreicht hatte, eine Flotte erbauen, auf welcher ein Theil des Heeres den Indus hinabfuhr, während der andere längs dem Flusse hinzog. Mit Staunen sahen die Indianer die Flotte hinabfahren. Mehrere Völker widersetzten sich der Durchfahrt. Unter allen waren die Maller das kriegerischste Volk. Alexander machte Halt und ließ ihre Festung bestürmen. Er stieg selbst auf einer Leiter bis auf die Zinne der Mauer, und als die Leiter hinter ihm brach, schwang er sich mit noch Zweien hinunter in die Stadt. Hier entstand ein wüthender Kampf. Zwar stellte er sich mit dem Rücken an die Mauer, und hieb kräftig um sich herum; aber Pfeil auf Pfeil traf seinen Panzer, und einer fuhr ihm tief in das Brustbein, und warf ihn besinnungslos zu Boden. Jetzt wäre er verloren gewesen,

hätten nicht seine beiden Begleiter ihn mit ihren Schilden so lange bedeckt, bis er wieder zur Besinnung kam. Aber der Schlag einer Keule, der seinen Kopf traf, lähmte wieder seinen Arm. Zum Glücke hatten seine Macedonier indessen die Mauern überstiegen, und kamen ihm nun zu Hülfe. Man trug ihn halb todt ins Lager, und verzweifelte an seiner Genesung; denn er warf Ströme von Blut aus, und der Pfeil steckte so tief, daß er kaum herausgezogen werden konnte. Dennoch konnte er sich nach einigen Tagen wieder den Soldaten zeigen, und seine Reise fortsetzen.

Als er an die Mündung des Indus kam, theilte er sein Heer. Der eine Theil fuhr auf den Schiffen in den persischen Meerbusen. Nearch, ein geschickter Seemann, mußte diese Entdeckungsreise unternehmen, und obgleich jetzt ein Schiff mit gutem Winde dieselbe Fahrt in einigen Tagen zurücklegen kann, so brauchte doch Nearch zwei Monate, ehe er die Mündungen des Euphrat und Tigris erreichte. Mit dem andern Theile zog Alexander selbst längs der Meeresküste hin. Er wußte nicht, daß hier zwischen Indien und Persien eine lange, ganz wasserlose Sandwüste liegt. Hier standen er und die Seinigen gränzenlose Qual aus. Die Sonne hatte den Sand so erhitzt, daß sie kaum den Fuß auf den Boden setzen konnten; die senkrecht fallenden Strahlen drohten ihnen das Gehirn zu versengen. Nirgends ein Baum, noch weniger eine kühlende Quelle. Bei jedem Schritte sanken sie tief in den dürren Sand ein, der ihnen das Gehen noch beschwerlicher machte. Dazu kam noch die in der heißen Zone gewöhnliche schneidende Kälte während der Nacht. Haufenweis erkrankten die Unglücklichen. Anfangs lud man die Kranken und Schwachen auf Wagen; aber zuletzt mußte man diese sammt ihnen in der Wüste stehen lassen, weil die Zugthiere vor Hunger und Durst umfielen. Schweigend und in sich gekehrt schritt Alexander vor den Seinigen her, und diese schöpften allein daraus noch einigen Muth, daß sie den König alle Beschwerden mit ihnen theilen sahen. Eines Tages brachten ihm einige Soldaten etwas schmutziges Wasser, welches sie in einer halbvertrockneten Quelle gefunden hatten. Er dankte ihnen, goß es aber dann, so sehr ihn auch dürstete,

auf die Erde. Diese Entsagung gab Allen Muth und Kräfte; denn jeder glaubte das dulden zu können, was der König freiwillig übernahm. Endlich nach 60 langen Tagen erreichte man wieder die fruchtbaren Gefilde Persiens; aber die Hälfte seiner Leute war dahin, und die Geretteten schlichen wie Leichen umher. Doch schnell ertränkte man die Erinnerung an die ertragenen Leiden in dem Becher der Freude. Alexander stellte nun zur Erholung die fröhlichsten Feste an. Sieben Tage lang fuhr er mit seinen Freunden auf herrlich geschmückten Wagen im Lande umher. Alle waren bekränzt und saßen an Tafeln, die auf den Wagen befestigt waren, und von Speisen und Flaschen nie leer wurden. Die Soldaten zogen mit unter dem Schalle lärmender Musik, und schmausten und zechten. „Bacchus," sagten die Leute, „hält seinen Umzug."

In Persien fand er viele Gelegenheit, Strafen über schlechte Verwalter zu verhängen. Denn die meisten zurückgelassenen Statthalter hatten geglaubt, er würde nie zurückkehren, und sich deswegen viele Bedrückungen und andere Schändlichkeiten erlaubt. So hatte einer derselben das Grab des Cyrus geöffnet, um den darin gehofften Schatz zu rauben. Alexander ließ den Mann hinrichten, und las mit Rührung die Schrift, welche man unten im Grabgewölbe gefunden hatte: „O Mensch, wer du auch bist und woher du auch kommst! ich bin Cyrus, der sich die Herrschaft der Perser verschafft hat. Beneide mich nicht um dieses Stückchen Erde, welches meine Gebeine bedeckt." Alexander starrte nachdenklich in das Grab hinunter, und mochte wohl denken, wie wenig Erde doch auch der Mächtigste nach dem Tode bedürfe, auch wenn er im Leben nie genug bekommen konnte. *)

---

*) Dieselbe Lehre hatten ihm schon in Indien einige Braminen gegeben. Er sah nämlich mehrere von ihnen auf einer Wiese stehen, und, als er vorbeizog, mit den Füßen auf die Erde stampfen. Auf seine Frage, was das bedeuten sollte, ließen sie ihm durch den Dollmetscher folgendes sagen: „jeder Mensch hat so viele Erde, als er braucht, um darauf zu stehen. Du scheinst zwar eine unersättliche Begierde zu haben, mehr zu besitzen; aber

Um diese Zeit gab ein Bramine, Kalanus, den Alexander aus Indien mitgebracht hatte, ein seltnes Beispiel von Todesverachtung. Er erklärte nämlich, daß er zu sterben wünsche, und ließ, troß alles Einredens, einen Scheiterhaufen errichten. Dann verrichtete er sein Gebet, ließ sich die Haare abschneiden, und legte sich, in Gegenwart einer unzähligen Menge neugieriger Zuschauer, in seinen Mantel gehüllt nieder. Auch als die Flammen ihn berührten, bewegte er sich nicht, und man hörte ihn so lange, bis der Dampf seine Stimme erstickte, noch fröhliche Lieder singen. Das vermag der Mensch, wenn er will! An demselben Tage gab Alexander ein Gastmahl, dessen hier erwähnt werden soll, um zu zeigen, wie der Mensch sich durch den Trunk zum Thiere erniedrigt. Es wurde nämlich ein Preis für den ausgesetzt, der am meisten trinken könnte. Der, welcher den Preis erhielt, starb schon nach drei Tagen, und 41 seiner edlen Mitbewerber folgten ihm bald darauf. Kein Laster zerstört doch so den Körper und den Geist, als das Laster der Trunkenheit! —

Je länger Alexander in Persien war, desto besser gefielen ihm die morgenländischen Sitten. Auch die Sitte, mehrere Frauen zu nehmen, machte er mit. Er heirathete die eine Tochter des Darius, und richtete seinen Offizieren und Soldaten, die Perserinnen heirathen wollten, eine prächtige Hochzeit an einem und demselben Tage aus. Es waren 80 Offiziere und 9000 Soldaten, die sich dazu meldeten, und jeder erhielt ein Hochzeitgeschenk. Auch versprach er, für alle die Seinigen alle Schulden zu bezahlen, und das machte eine große Summe aus. Daher zweifelten einige, ob er auch sein Wort halten würde; denen gab er die wahrhaft königliche Antwort: „ein König muß immer halten, was er seinen Unterthanen versprochen hat, und diese dürfen nie daran zweifeln."

Troß dieser Freigebigkeit waren seine alten Macedonier mit ihm sehr unzufrieden, weil er die Perser so sichtlich vor-

---

nach deinem Tode wirst du doch nicht mehr behalten, als nöthig ist, deine Gebeine zu bedecken." — Eine herrliche Lehre für Ungenügsame und Geizhälse! —

zog, und die Unzufriedenheit brach endlich aus, als er einen großen Theil der Macedonier nach Hause schicken wollte, weil sie der Ruhe zu bedürfen schienen. Sie erklärten das für schändliche Undankbarkeit, und verlangten alle den Abschied. Sogleich befahl er seiner Leibwache, die Hauptschreier zu ergreifen, und 13 davon hinzurichten. Dann hielt er eine feurige Rede an das Heer, worin er ihnen bewies, daß sie die Undankbaren wären, und wie er sie bereichert hätte. Alle Beschwerden habe er mit ihnen getheilt, ja mehr Gefahren und Lasten getragen als sie. Aber sie könnten nur alle gehn. Darauf schloß er sich ein, und am dritten Tage vertheilte er die Offizierstellen an die vornehmsten Perser. Das wirkte, wie er es wollte. Die Macedonier bereuten, ihn beleidigt zu haben, und lagen so lange weinend vor der Schwelle seines Palastes, bis er sich erbitten ließ, und heraustrat. Die Liebe seiner Macedonier rührte ihn zu Thränen; er umarmte, die ihm am nächsten standen, und rief: „ihr seyd ja alle meine lieben Verwandten!" und so war die Versöhnung gemacht. Darauf entließ er 10,000 Invaliden mit reichen Geschenken nach ihrem Vaterlande.

Nun durchreiste er sein weites Reich, machte viele große Anordnungen, entwarf den Plan zur Umschiffung Afrika's, und empfing Gesandtschaften aus entfernten Ländern. Babylon sollte, als ungefähr in der Mitte seines Reichs gelegen, seine Residenz werden. Aber es war ihm geweissagt worden, er werde hier sterben. Darum betrat er die Stadt mit sichtlicher Aengstlichkeit. Um sich die Sorgen zu vertreiben, schwelgte er mehr als sonst, wodurch seine Gesundheit, welche durch die unendlichen Beschwerden seiner Feldzüge schon sehr geschwächt war, endlich untergraben werden mußte. Zuletzt befiel ihn ein heftiges Fieber, an welchem er zur großen Betrübniß seiner Macedonier 323, kaum 33 Jahre alt, starb. Er hinterließ zwar zwei unmündige Söhne, die aber, noch ehe sie mündig worden, ermordet sind.

Da er also keinen natürlichen Erben hatte, der nach ihm hätte regieren können, so entstand unter seinen Generalen ein heftiger Krieg, über dem sie sogar vergaßen, ihren Herrn zu

beerdigen, so daß die Leiche dreißig Tage stand, ehe sie beigesetzt wurde. Der Krieg dauerte einige 20 Jahre, und endigte, nachdem die meisten Generale darin ihr Leben verloren hatten, damit, daß das große, erst durch Alexander gestiftete macedonische Reich in mehrere kleinere Reiche zerfiel, unter denen das ägyptische und syrische die bedeutendsten waren. Die Könige in Aegypten hießen sämmtlich Ptolemäus, die in Syrien Seleucus oder Antiochus. Griechenland behielt eine Scheinfreiheit, bis es unter die Herrschaft der Römer kam, zu denen wir uns nun wieder wenden wollen.

20. Die Römer. — Pyrrhus und Fabricius 280. — Manius Curius Dentatus.

Wir verließen die Römer in einem gefährlichen Kriege mit den Lateinern. Dieser wurde zwar zum Vortheile Roms geendigt, aber gleich brachen wieder neue Kriege bald mit diesem, bald mit jenem Volke aus, wobei Rom manchmal recht in Bedrängniß kam, um so mehr, da auch in der Stadt selbst oft noch Zwistigkeiten waren. Aber theils die strenge Kriegszucht des Heeres, theils die moralische Kraft so vieler trefflicher Männer rettete es immer wieder, und verschaffte ihm zuletzt immer den Sieg. In das einzelne dieser Kriege können wir so wenig eingehen, als alle die wackern Römer nennen, die sich auszeichneten. Nur einige der vornehmsten Begebenheiten mögen hier stehen.

Alle Kriege, welche Rom bisher geführt hatte, waren in Italien geführt worden, und hätten ihm die Herrschaft über die meisten italischen Völker verschafft; aber es gab doch noch mehrere, welche unabhängig waren, namentlich im jetzigen Königreiche Neapel, welches damals Groß-Griechenland hieß, dessen Küsten mit vielen blühenden Seestädten, die griechische Sprache und Bildung hatten, besetzt waren. Eine der reichsten darunter war Tarent, auch eine griechische Colonie, dessen Einwohner einen sehr einträglichen Handel trieben. Aber, wie wir schon oft gesehen, nichts macht den Menschen so leicht übermüthig, als unverdientes Glück. Die Tarentiner waren so schwelgerisch, daß man von ihnen erzählt, sie hätten mehr Feste ge-

habt als Tage im Jahre, und sie sahen verächtlich auf die unbegüterten Römer, deren Gebiet ihnen immer näher rückte, herab. Beide Völker hatten sich schon lange mißtrauisch beobachtet; endlich brach der Krieg zwischen ihnen aus. Zehn römische Schiffe näherten sich nämlich einst dem Hafen von Tarent. Die Einwohner, welche sich gerade im Theater befanden, von wo sie das Meer übersehen konnten, warfen sich sogleich in ihre Schiffe, fuhren den Römern entgegen, nahmen mehrere Schiffe weg, versenkten andere, und die übrigen mußten die Flucht ergreifen. Dann fielen sie über eine benachbarte Stadt, worin eine römische Besatzung lag, her, plünderten sie, und verjagten die Römer. Diese schickten sogleich eine Gesandtschaft nach Tarent, und forderten Genugthuung. An der Spitze stand der alte Posthumius, ein hochgeehrter Mann, der schon drei Mal Consul gewesen war. Man führte ihn ins Theater, wo sich das Volk versammelte, um seinen Antrag zu hören. Die Leute waren aber, weil sie eben ein Fest gefeiert hatten, berauscht. Dies vermehrte ihren Uebermuth. Er hielt eine Rede in griechischer Sprache; da er aber als Römer das Griechische anders aussprach, als die Tarentiner, so erhoben diese ein schallendes Gelächter, so daß der Mann endlich schweigen mußte, und empfindlich die Versammlung verließ. Das Volk drängte ihm nach, und ein Schauspieler war gar so unverschämt, seinen Mantel von hinten zu begießen, worüber das Volk wieder laut jubelte. Aber Posthumius wandte sich zornig um, und rief: „lacht nur jetzt! lacht nur! euer Lachen soll sich bald in Weinen verwandeln; denn diese Flecken kann nur Tarentiner Blut auswaschen!" — Und so beschloß denn Rom den Krieg gegen Tarent.

Die Tarentiner sahen wohl ein, daß sie es allein mit den Römern nicht aufnehmen könnten, und baten daher den Pyrrhus, König von Epirus, um Hülfe. Dieser Mann war noch aus der Kriegsschule Alexanders, und sehr kriegslustig. Er hatte schon lange gewünscht, einmal mit den viel besprochenen Römern zusammenzutreffen, und ging schnell über das ionische Meer nach Italien über. Das geschah 280. Er hatte einen sehr klugen und beredten Mann an seinem Hofe, Eineas.

Dieser hatte ihn gewarnt, nach Italien zu gehen; denn die Römer wären sehr kriegerisch. „Gesetzt auch, du siegst, Pyrrhus," sprach er, „was soll dir der Sieg helfen?" — „Nun," antwortete dieser, „dann erobere ich mir ganz Italien." — „Und was dann?" — „Dann gehe ich nach Sicilien über." — „Gut! und nun?" — „Auch Afrika wird dann von mir erobert. Wer soll es dann wohl noch mit mir aufnehmen!" — „Du hast Recht, Pyrrhus; aber was wirst du dann thun, wenn du das alles wirst vollendet haben?" — „O, mein lieber Cineas, dann wollen wir alle Tage gut trinken und schmausen, und immer lustig und fröhlich seyn." — „So? nun, und was hindert denn uns jetzt, dasselbe zu thun, da wir schon so viel haben, als wir dazu brauchen? Warum sollen wir denn erst deshalb unnützes Blut vergießen, und Andere unglücklich machen?" — Wie vernünftig diese Rede auch war, so hat doch Pyrrhus nicht darauf geachtet. So ist der Unersättliche! —

Schon unterwegs auf dem Meere wäre Pyrrhus durch einen Sturm beinahe umgekommen. Endlich landete er mit 25,000 guten Soldaten und 20 Elephanten, und ging auf die Römer los. Aber da er großes Selbstvertrauen hatte, so war er unvorsichtig, und das hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Als die Heere schon einander gegenüber standen, so sprach einer seiner Begleiter: „siehst du wohl, Pyrrhus, jenen feindlichen Reiter auf dem schwarzen Pferde. Er scheint etwas Großes im Sinne zu haben; denn er sieht unverwandt nach dir hin. Nimm dich in Acht!" — „O!" rief Pyrrhus, „es kann zwar keiner seinem Schicksale entgehen; aber, glaube mir, er solle schlimm wegkommen, wenn er sich an mich machte." Sie hatten kaum ausgeredet, so legte der Römer die Lanze ein, stürzte auf den König los, und rannte sein Pferd nieder. Zu des Pyrrhus Glück hieb man schnell des Römers Pferd und dann ihn selbst nieder; aber jener erkannte nun, daß die Vorsicht die Mutter der Weisheit sey, und vertauschte geschwind, um unkenntlich zu seyn, seine Kleidung und seine Waffen. Als er zur Schlacht kam, scheuten sich die römischen Pferde vor den Elephanten, bäumten sich und warfen ihre Reiter ab; darum wurden die Römer geschlagen; aber Pyrrhus hatte viel verloren, und war so von Achtung für

die römische Tapferkeit erfüllt, daß er ausrief: „mit solchen Soldaten wollte ich die ganze Welt erobern!“ —

Ungeachtet des Siegs wurde doch dem Pyrrhus vor dem Ende des Kriegs bange, und er wünschte sich lieber mit den Römern zu vertragen, um sich ehrenvoll aus der Sache zu ziehen. Darum sandte er den gewandten Cineas nach Rom, der zuvörderst die angesehensten Senatoren durch Geschenke zu bestechen suchte. Aber diese wurden sämmtlich zurückgewiesen. Seine Vorschläge waren für die Römer so vortheilhaft, daß die meisten Stimmen im Senate schon für den Frieden waren. Da erhob sich ein alter Senator, Appius Claudius, der schon wegen Blindheit lange nicht mehr in die Versammlung gekommen war, sich aber heute in einer Sänfte hatte hintragen lassen, und rief: „Wie? sind das Rathschläge der sonst so großherzigen Römer? Bisher habe ich den Verlust meiner Augen betrauert; nun möchte ich auch taub seyn, um nicht eure unwürdigen Rathschläge zu hören. Vor dem Pyrrhus zittert ihr, der sich einst die Gunst der Generale Alexanders erschmeichelte, und sich kaum in seinem eignen Lande vor seinen Feinden zu retten weiß? O ihr Unwürdigen!“ — Diese Rede wirkte so, daß Cineas zur Antwort erhielt, es sey nicht eher an einen Frieden zu denken, bis der König Italien verlassen habe. „Wie hast du Rom gefunden?“ fragte Pyrrhus den zurückgekehrten Cineas. — „Wahrlich!“ antwortete dieser, „Rom kam mir wie ein großer Tempel, und der Senat als eine Versammlung von Göttern vor.“ —

Bald darauf schickten die Römer eine Gesandtschaft an den König, um ihm die Auswechslung der Gefangenen anzutragen. Unter den Gesandten war auch Fabricius, ein Römer von ausgezeichneter Rechtschaffenheit. Da der König wußte, daß er in Rom in großem Ansehen stehe, so suchte er ihn zu gewinnen, um durch ihn den ersehnten Frieden zu bewirken. Er ließ ihn daher allein zu sich kommen, und sprach: „ich weiß, lieber Fabricius, daß du ein kriegserfahrener und tugendhafter Mann, aber dennoch arm bist; das thut mir leid. Erlaube mir daher, daß ich dir von meinen Schätzen so viel gebe, daß du reicher seyest, als die andern Senatoren; denn das ist die beste Anwendung,

welche Fürsten von ihren Reichthümern machen können, daß sie großen Männern damit aushelfen. Ich verlange von dir dafür nichts Entehrendes, sondern nur, daß du deinem Volke zum Frieden räthest. Ich brauche einen tugendhaften Mann und treuen Freund, und du einen König, welcher dich durch seine Freigebigkeit in den Stand setzt, mehr Gutes als bisher zu stiften." — Fabricius antwortete ruhig: „ich danke dir, lieber König, für die gute Meinung, die du von mir hast, aber ich wünsche auch, daß du sie behaltest. Darum schlage ich deine Reichthümer aus. Du hast ganz recht, daß ich arm bin. Ich habe einen kleiner Acker und ein Häuschen, und lebe nicht von Zinsen und der Arbeit der Sclaven. Aber dennoch bin ich glücklich. Denn ich werde von meinen Mitbürgern geachtet, gehe mit den Reichsten und Angesehensten als mit Brüdern um, und werde für rechtschaffen gehalten. Mein Acker gibt mir das Nothwendigste fürs Leben. Jede Speise schmeckt mir, weil sie der Hunger würzt, und der Schlaf ist mir nach der Arbeit sanft. Mein Rock schützt mich gegen die Kälte, und mein schlechter Hausrath ist mir bequemer als wenn er kostbar wäre. Freilich kann ich Nothleidenden nicht beistehen; aber ich gebe von dem Wenigen, was ich habe, gern, so viel ich vermag. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, als Consul ohne Verbrechen Reichthümer zu sammeln; ich machte die Soldaten reich, aber ich selbst blieb arm, weil ich so glücklich bin. Behalte also dein Geld, und ich will meine Armuth und meinen guten Namen behalten." — Wie schön und vernünftig! — Pyrrhus aber ärgerte sich über diesen Stolz, und wollte auf eine andere Art versuchen, ihn zu beugen. „Vielleicht wirkt die Furcht auf ihn," dachte er. Er ließ daher, als am andern Tage eine zweite Unterredung statt finden sollte, seinen größten Elephanten hinter eine Tapete stellen, und sorgte, daß Fabricius gerade vor ihm seinen Platz erhielt. Plötzlich flog der Vorhang auf, und der Elephant streckte seinen Rüssel brüllend über des Fabricius Kopf hin. Dieser aber wendete sich unerschrocken um, sah das Thier von oben bis unten ruhig an, und sprach: „so wenig, als mich gestern dein Geld rührte, schreckt mich heute dein Elephant." — Pyrrhus erstaunte über den eben so unerschrockenen als unbestechlichen Mann, und wollte

zwar die Gefangenen nicht auswechseln, erlaubte aber allen gefangenen Römern zu dem gerade bevorstehenden Feste nach Rom zu gehen, um sich dort mit ihren Verwandten zu freuen, wenn sie versprechen wollten, danach wieder zurückzukehren. Sie kamen auch wirklich sämmtlich wieder, ja der Senat bestimmte die Todesstrafe für die, welche etwa zurückbleiben würden.

Bald darauf hatte Fabricius noch eine Gelegenheit, dem Könige einen Beweis von seiner Rechtschaffenheit zu geben. Er war nämlich zum Consul erwählt. Da bekam er von dem Leibarzte des Pyrrhus einen Brief, worin dieser sich erbot, den König zu vergiften, wenn die Römer ihm dafür eine gute Belohnung geben wollten. Fabricius entsetzte sich über die Schändlichkeit des Menschen, und sandte den Brief sogleich an den König, der sich über den Edelmuth des Römers nicht genug wundern konnte. „Welch ein Mann ist dieser Fabricius!" rief er aus, „eher würde die Sonne aus ihrer Bahn treten, als dieser Mann vom Wege der Redlichkeit abweichen!" Den Arzt ließ er hinrichten; den Römern schickte er aber, um sich dankbar zu bezeigen, die Gefangenen zurück, und ließ die Friedensanträge erneuern. Aber die Römer wollten von ihrem Feinde weder eine Gnade annehmen, noch auch für eine selbst dem Feinde schuldige Gerechtigkeit sich belohnen lassen, und ließen eben so viele Gefangene frei. Die Anträge wurden, wie das erste Mal, zurückgewiesen.

In einer zweiten Schlacht siegte Pyrrhus wieder durch seine Elephanten; aber er büßte dabei so viele Leute ein, daß er ausrief: „gewinne ich noch eine solche Schlacht, so bin ich verloren!" Es war ihm daher recht gelegen, daß ihn die Einwohner von Sicilien nach dieser Insel riefen, um ihnen gegen die Karthager, die sich schon auf Sicilien festgesetzt hatten, beizustehen. Aber er wäre hier beinahe umgekommen, und kehrte nach zwei Jahren, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Unteritalien zurück, weil die bedrängten Tarentiner ihn flehentlich um Hülfe baten. Nun kam es zu einer dritten Schlacht, in welcher er wieder seine bepanzerten Elephanten anrücken ließ. Aber die Römer hatten indessen ein Mittel erfunden, sie sich abzuwehren. Es war eine Art großer Wurfspieße, die inwendig hohl, und mit Pech und andern brennbaren Dingen angefüllt waren. Sobald sich nun die

Ungeheuer näherten, warfen die Römer ihnen die Feuerpfeile entgegen, die hier und da stecken blieben, und sie so scheu machten, daß sie umwandten, und in die Reihen des Pyrrhus einbrachen. Dadurch verlor dieser die Schlacht völlig; die meisten seiner Leute wurden erschlagen; sein Lager fiel den Römern in die Hände, und diese lernten daraus erst ein Lager ordentlich befestigen. Pyrrhus eilte mit den Trümmern seines Heeres eilig nach Epirus zurück, und fand bald darauf in Griechenland seinen Tod. Hatte nun nicht Cineas Recht gehabt? —

Noch muß hier Manius Curius Dentatus genannt werden, der den Pyrrhus in jener dritten Schlacht besiegt hatte. Er ist an Genügsamkeit und Rechtschaffenheit dem Cincinnat und Fabricius an die Seite zu setzen. Als er zum ersten Male Consul war, kamen Abgesandte eines italienischen Volks zu ihm, die ihn baten, doch den Frieden zwischen ihnen und Rom zu vermitteln, und ihm deshalb bedeutende Geschenke anboten. Sie fanden ihn gerade am Heerde sitzen, und sich ein Gericht Rüben kochen. Er wies ihre Geschenke gleichgültig ab, und sagte: „der so wenig bedarf, wie ich, braucht nicht so vieles Geld. Ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich seyn." — Jetzt hielt er nach der Besiegung des Pyrrhus einen feierlichen Triumph, bei welchem vier gefangene Elephanten, die ersten, die man in Rom sah, aufgeführt wurden.

Die Tarentiner kamen noch ziemlich gut weg. Die Römer ließen ihnen, damit sie sich nicht an die Karthager anschließen möchten, ihre Freiheit; aber die übrigen Völker Unteritaliens mußten sich unterwerfen.

21. Die beiden ersten punischen Kriege. — Regulus. — Hannibal und Scipio.

Bis jetzt hatten die Römer nur mit den Völkern Italiens gekämpft. Dabei hatte es nicht viel zu erbeuten gegeben, und es herrschte also noch in Rom eine große Einfachheit. Man hatte nicht einmal Silbergeld, sondern bediente sich des Kupfers. Jenes wurde erst nach dem Kriege mit Pyrrhus eingeführt. — Aber von nun an wurden die Römer nach und nach auch den aus-

wärtigen Völkern bekannt. Die Karthager hatten schon früher mit ihnen Handelsbündnisse geschlossen, und der König von Aegypten ließ ihnen zu ihrem Siege Glück wünschen.

Das erste auswärtige Volk, mit welchem sie in feindliche Berührung kamen, waren die Karthager. Es ist schon gesagt worden, daß die Phönicier ums Jahr 888 die Stadt Karthago auf der Küste von Nordafrika, in der Gegend des jetzigen Tunis, erbaut hatten. Nach und nach war diese Stadt immer mächtiger und durch Handel blühender geworden, und hatte den größten Theil des phönicischen Handels an sich gezogen. Seine Lage war dazu äußerst vortheilhoft. Zahlreiche Karawanen führten die reichen Producte des mittlern Afrika's nach Karthago, und hier warteten schon Schiffe, sie einzunehmen, und gegen die Erzeugnisse andrer Länder umzutauschen. Die Karthager trieben daher nicht nur auf dem mittelländischen Meere ausgebreiteten Handel, sondern befuhren auch das atlantische Meer, und hatten in vielen Ländern Handelscomptoire errichtet. Namentlich war das auch auf den Inseln Corsica, Sardinien und Sicilien geschehen. So lange die Römer nur in Italien Eroberungen machten, waren beide Völker einander nicht in den Weg gekommen; aber nun änderte sich die Lage der Dinge. Sicilien lag den Römern zu nahe, um nicht ihre Habsucht zu reizen. Einige Städte der Insel wollten die Herrschaft der Karthager nicht dulden, und wandten sich an die Römer. Diese ergriffen die Gelegenheit gern, die Fortschritte der Karthager aufzuhalten, und so war der Krieg da. Man nennt diesen Krieg den ersten punischen Krieg, weil die Karthager auch Punier genannt wurden. Solcher Kriege sind drei geführt worden.

Der erste währte von 264—241, also 23 Jahre. Es war von den Römern sehr gewagt, mit einer Seemacht Krieg anzufangen, ohne selbst nur leidliche Schiffe zu besitzen. Mit einer Flotte, die nur aus Brettern zusammen geschlagen war, setzten sie nach Sicilien über, und siehe da! es glückte. Schnell eroberten sie eine Stadt nach der andern, und das Glück, welches nun schon einmal mit ihnen war, fügte es, daß der Sturm ein karthagisches Kriegsschiff an die Küste Italiens warf. Geschwind bauten sie nach dem Muster desselben binnen 60 Tagen eine

Flotte von 120 Schiffen, und die Manuschaft mußte auf Lande im Rudern geübt werden. Trotz ihrer Unerfahrenheit wagten sie sich aufs Meer, und 17 ihrer Schiffe wurden gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Karthagern weggenommen. Aber der Anführer der übrigen, Duilius, ein nachdenkender Kopf, wußte zu helfen. Er ließ eiserne Haken mit Krallen machen, und als sich nun die karthagische Flotte näherte, warfen die Römer jene hinüber auf die feindlichen Schiffe, zogen diese heran, und kletterten geschwind hinüber. Nun standen Karthager und Römer Mann gegen Mann einander gegenüber, und da waren die Römer freilich die Stärkeren. Die ganze feindliche Flotte wurde erobert, und in Rom war darüber eine unbeschreibliche Freude. Dem Sieger Duilius wurde dafür eine Ehrensäule von weißem Marmor errichtet, wovon ein Theil noch übrig ist, und die Schnäbel der eroberten Schiffe rings herum aufgestellt. Auch bekam er die Erlaubniß, sich jeden Abend, wenn er wollte, mit Musik und Fackeln nach Hause begleiten zu lassen, — ein Zeichen von der Einfachheit der Römer. — Wir können nicht allen wechselnden Begebenheiten dieses Krieges folgen; nur hier die Hauptsachen. Ein neuer Seesieg brachte sie auf den kühnen Gedanken, mit einem Heere nach Afrika selbst überzusetzen. Schon standen sie vor dem erschrockenen Karthago, als — ein Heer Spartaner den Bedrängten zu Hülfe eilte, die Römer schlug, und den römischen Consul Regulus gefangen nahm. Ein Sturm vollendete die Niederlage, indem er die meisten römischen Schiffe zerstörte. Schon fielen wieder mehrere Städte in Sicilien den Karthagern in die Hände. — Aber die Römer verloren nicht so leicht den Muth. Sie bauten schnell eine neue Flotte, und erfochten damit einen so schönen Seesieg, daß die Karthager Frieden zu schließen begehrten. Sie wandten sich daher an den gefangenen Regulus, und forderten ihn auf, mit ihren Friedensboten nach Rom zu reisen, und den Römern zuzureden, Frieden zu schließen. Käme dieser nicht zu Stande, so würde es ihm schlimm ergehen. Auf jeden Fall aber mußte er gleich wiederzukommen versprechen. Er kam nach Rom, und wurde sogleich, ohne erst zu den Seinigen zu gehen, in den Senat geführt. „Die Karthager," sprach er, „wünschen ihre Gefangenen gegen die unsrigen

auszuwechseln; aber ich muß dies abrathen; denn Soldaten, die sich dem Feinde ergeben haben, verdienen kein Mitleid. Auf mich nehmt dabei gar keine Rücksicht; ich bin alt; an mir ist nichts verloren. Dagegen habt ihr junge, rüstige karthagische Generale in der Gefangenschaft; die laßt ja nicht los." Es hätte ihm nur Ein Wort gekostet, so wäre er ausgelöst und seiner Familie wiedergegeben worden; aber er war ein wackrer Mann, der das eigne Wohl dem Wohle des Ganzen nachsetzte, und nichts gegen sein Gewissen thun wollte. Als er aus der Versammlung trat, stürzten ihm seine Frau und Kinder entgegen, welche auf die Nachricht, daß er angekommen sey, herbeigeeilt waren, um ihn in sein Haus zu führen. „Nein!" sprach der streng gewissenhafte Mann, „nein! ich darf nicht. Ich habe geschworen, bloß einen Auftrag auszurichten, und dann sogleich wieder zurückzukehren. Ich kann nicht anders. Lebt wohl!" Noch einmal drückte er sie an seine Brust, zum letzten Mal; dann riß er sich los. — Die Karthager, aufgebracht, daß er ihren Wünschen entgegen gehandelt hatte, sollen ihn zu Tode gequält haben. Man sagt, sie hätten ihm, um ihn recht zu martern, die Augenlieder abgeschnitten, ihn der Sonne gegenüber angebunden, bis seine Augen erblindet waren, und ihn dann in eine Tonne gesteckt, welche inwendig mit spitzigen Nägeln ausgeschlagen war. Von Zeit zu Zeit hätten sie dieselbe angestoßen, damit er keinen Augenblick Ruhe habe, und zuletzt ihn ans Kreuz geschlagen. Indessen ist wohl zu glauben, daß die Römer diese Barbarei den Karthagern nur aus Haß nachgesagt haben.

Dieser Regulus war einer von den ächten Römern, die Armuth und strenge Rechtschaffenheit verbanden. Im Kriege hatte er jede Gelegenheit, sich zu bereichern, verschmäht. Nachdem sein Jahr vorüber war, und er nach Rom zurückkehren wollte, schrieb ihm der Senat, den Oberbefehl noch eine Zeitlang fortzuführen. Dagegen schrieb er zurück, das sey ihm unmöglich, weil sonst seine Frau und Kinder verhungern müßten; denn es habe ihm ein Schelm alles Ackergeräth gestohlen, womit sein Pachter bisher das Feld bebaut hätte. Der Senat befahl darauf, ihm neues Geräth zu kaufen, den Acker auf

öffentliche Kosten zu bebauen, und seine Familie aus der öffentlichen Casse zu unterhalten.

Der Krieg währte mit abwechselndem Glücke noch einige Jahre. Dann erlitten die Karthager unweit Sicilien eine solche Niederlage zur See, daß sie an der Möglichkeit, den Krieg fortzusetzen, verzweifelten, und um Frieden baten. Die Römer bewilligten diesen zwar, aber unter demüthigenden Bedingungen. Die Karthager mußten ganz Sicilien verlassen, die römischen Gefangenen ohne Lösegeld entlassen, für die ihrigen aber eine Summe von 2½ Mill. Thaler bezahlen.

Das in diesem Kriege erfahrene Glück machte die Römer leider immer übermüthiger, und der Uebermuth verleitete sie zur Ungerechtigkeit gegen ihre Feinde. Es schien, als wenn sie jede Treulosigkeit gegen andere Völker für erlaubt hielten, am meisten gegen die Karthager. Denn als sie wenige Jahre nach dem Friedensschluß merkten, daß die Karthager mit ihren Nachbarn beschäftigt wären, schickten sie nach Corsika und Sardinien eine Flotte, diese Inseln wegzunehmen. Die Karthager rüsteten sich geschwind, dieselben zu behaupten. Da kündigten die Römer ihnen den Krieg an. Allein diese waren zu schwach, ihn zu führen, und mußten den Frieden wieder mit 1½ Mill. Thaler erkaufen. Kein Wunder, daß die Rache in den Herzen der Karthager kochte. — Um sich für den Verlust der großen Inseln zu entschädigen, fingen sie an, sich in Spanien auszubreiten. Darüber wurden die Römer mißgünstig, und setzten ihnen den Ebro zur Gränze, verboten ihnen auch, Sagunt zu erobern, eine Stadt, welche doch noch auf der karthagischen Seite des Ebro lag. Hierüber kam es zum Kriege.

Der zweite punische Krieg währte von 218—201, also 17 Jahre. Die Karthager hatten damals einen Mann, der wenige seines Gleichen gehabt hat. Es war H a n n i b a l, der Sohn des H a m i l k a r B a r k a s, der sich im ersten punischen Kriege als Feldherr der Karthager hervorgethan hatte. Als dieser nach geschlossenem Frieden nach Spanien überging, hatte ihn sein 9jähriger Sohn Hannibal flehentlich gebeten, ihn doch mitzunehmen. „Es sey!“ antwortete ihm der Vater, „wenn du mir schwören willst, ein ewiger Feind der Römer

zu bleiben." Der Knabe folgte dem Vater in die Kapelle, kniete nieder, umfaßte den Altar und schwor, und ist je ein Schwur pünktlich gehalten worden, so ist es dieser. — Jetzt war jener Knabe Mann geworden, und zeigte die vorzüglichsten Eigenschaften, die man selten bei einem Feldherrn beisammen findet. Er hatte einen schönen, wohlgebauten Körper, ein Auge, das gleich beim ersten Anblicke den Herrscher verrieth, und in der Schlacht den kleinsten Fehler des Feindes sogleich entdeckte. Sein Gang war edel, seine Stimme gebieterisch. Keine Beschwerde konnte seinen Körper ermüden. Frost und Hitze zu ertragen, zu hungern und zu dursten, ganze Nächte im Kriegsmantel auf der harten Erde zuzubringen, war ihm eine Kleinigkeit. Dabei war er bei jeder Gefahr, in jeder Schlacht der Erste und der Letzte, so daß auch die Soldaten mit ganzer Liebe und mit unbegränztem Vertrauen an ihm hingen. Es schien, als wenn ein neuer Alexander aufgestanden sey.

Ehe die Römer den Krieg begannen, schickten sie noch einmal eine Gesandtschaft nach Karthago. Der Gesandte trat vor den Senat hin, faltete den Schooß seines Mantels in einen Bausch, und sprach trotzig: „ihr Karthager, ich trage hierin den Krieg und den Frieden; wählt euch eins von beiden." — „Gieb uns, was du willst!" antworteten diese. — „Gut!" sprach jener, indem er den Mantel fallen ließ, „so nehmt denn den Krieg." — „Wir nehmen ihn," war die Antwort, „und werden ihn ehrenvoll zu führen wissen." — So begann der Krieg.

Hannibal stand damals in Spanien, und die Römer erwarteten daher, er werde sein Heer einschiffen, und über das Meer nach Italien oder Sicilien führen. Danach nahmen sie ihre Maßregeln. Plötzlich aber erfuhren sie, er stehe bereits an der Gränze Italiens. Er war nämlich mitten im November aus Spanien aufgebrochen, war durch Gallien (das jetzige Frankreich) gegangen, über die breite Rhone gesetzt, und rüstete sich nun, die himmelhohen, in Wolken gehüllten, mit Schnee und Eis bedeckten Seealpen, welche sich wie eine Mauer zwischen Frankreich und Italien hinziehen, zu übersteigen. Welche Beschwerden er auch schon ausgestanden hatte, mit einem

schwerbepackten Heere von fast 60,000 Mann, vielen Pferden und 37 Elephanten über die Pyrenäen zu ziehen, so waren sie doch nichts gegen das, was er bei dem Uebergange über die Seealpen erfuhr. Damals war hier kein Weg und Steg zu finden. Zu den Schrecknissen der Natur kam noch die Feindseligkeit der Einwohner, welche hinter Felsenwänden lauerten, und Pfeile, Felsenstücke und Bäume auf die Kletternden hinabschleuderten. Die Packpferde wurden dann scheu, rissen die Führer mit fort, und stürzten mit ihnen zugleich in die Abgründe hinab. Dann und wann ließ Hannibal die Feinde angreifen und verjagen; gleich erschienen sie aber auf einer andern Stelle wieder, und brachten die Soldaten in Verzweiflung. Dazu denke man sich Leute, welche an die Hitze Spaniens und Afrika's gewöhnt, und zu einem solchen Winterfeldzug nicht eingerichtet waren, mehrere Tausend Pferde, welche am Zaume geführt werden mußten, oft ausglitten, und ihre Führer in die Abgründe mit hinabzogen, und Elephanten, die bei jedem Schritte sich sträubten weiterzugehen. Ein andrer Mann als Hannibal hätte diesen Zug weder gewagt, noch ausgeführt.

Endlich nach neun Tagen unermüdeten Kletterns war der Gipfel des Gebirges erreicht. Alles war hier mit Schnee und Eis bedeckt. Dennoch mußte hier zwei Tage lang geruht werden; so ermüdet war das Heer. Aber man war froh, nun — wie man glaubte — das Schwerste überstanden zu haben. „Seht!" sprach Hannibal, und zeigte ihnen die tief unten liegenden grünen Gefilde Italiens, „seht! das herrliche Land ist euer, wenn ihr nun noch die kleine Mühe des Hinuntersteigens überwunden habt. Dorthin liegt Rom! Bald werden wir vor seinen Thoren stehen!" Diese Worte wirkten auf die ermüdeten Soldaten mit Wunderskraft. Sie dachten nicht an die überstandenen und noch bevorstehenden Beschwerden, und hatten nur die Herrlichkeit Italiens im Sinne. — Uebrigens war das Hinabsteigen fast noch beschwerlicher, besonders für die Pferde. Die Felsen waren oft so steil, daß man gar nicht wußte, wie man hinunterkommen sollte. Einmal kamen sie an eine senkrechte Felsenwand, die nicht zu umgehen war, und nun mußten Alle

Hand anlegen, den Felsen zu sprengen, und einen Schneckenweg anzulegen. So kam man endlich nach 15 Tagen in die Ebene hinab; aber mit wie vielen Verlusten! Es war nicht mehr die Hälfte der Soldaten übrig, und nur ein einziger Elephant.

Die Römer waren indessen über die unvermuthete Erscheinung nicht wenig bestürzt, und schickten ihm eilig ein Heer entgegen. Nördlich vom Po, am Fluße Ticinus (jetzt Tessino) kommt es zur Schlacht, und die Römer werden geschlagen. Ein zweites Heer hatte südlich vom Po, am Trebia, dasselbe Schicksal, und ganz Oberitalien unterwirft sich dem milden Sieger; denn die Römer waren wegen ihrer Härte überall verhaßt. Im folgenden Frühjahr dringt Hannibal in Mittelitalien ein, obgleich die Ströme ausgetreten sind, und er einmal vier Tage lang im Wasser waten muß. Er verliert durch Entzündung ein Auge, den Pferden faulen die Hufe ab. Aber nichts hält ihn auf; er kommt Rom immer näher. Ein drittes Heer eilt ihm entgegen, und greift ihn am trasimenischen See (im jetzigen Toscana) an. Aber der schlaue Karthager lockt es in ein Thal, schließt es von allen Seiten ein, und vernichtet es fast völlig. Der Consul und 15,000 Römer lagen todt auf dem Schlachtfelde. — Welche Bestürzung in Rom! Laut weinend liefen die Frauen auf den Straßen hin und her, und fragten jeden Vorübergehenden nach den nähern Umständen des Unglücks. Selbst die Mienen der Senatoren verriethen die äußerste Betrübniß. Die Magistratspersonen konnten das Unglück nicht leugnen. „Ja!“ sprachen sie zum Volke, „wir haben eine große Schlacht verloren! der Consul ist todt, die Meisten sind erschlagen, nur Wenige entkommen!“ Am andern Morgen sammelten sich Männer und Frauen vor dem Thore, zu denen die Flüchtlinge hineinkamen, und forschten ängstlich nach Nachrichten von den Ihrigen. Welcher Jammer unter den Müttern und Frauen, welche den Tod der Ihrigen erfuhren! Eine Frau, welche plötzlich unter den Geretteten ihren Sohn erblickte, stürzte vor Entzücken todt zu Boden. Einer andern hatte man den Tod ihres Sohnes gemeldet, und sie bejammerte ihn zu Hause, als die Thüre sich öffnete und er wohlbehalten eintrat. Ein Schrei der Freude, — und sie sank in seinen Armen entseelt nieder. So kann die Freude wirken!

Aber das machte die Römer groß und mächtig, daß die, welche das Volk leiteten, nie, auch nicht in der größten Bedrängniß, den Muth verloren; denn nicht eher geht der Mensch unter, als bis er sich selbst aufgiebt. Auch jetzt trat der Senat zusammen, und faßte männliche Beschlüsse. Es wurde ein Dictator gewählt, Quintus Fabius Maximus, ein tüchtiger Mann, voll ruhiger Weisheit, ganz diesen schwierigen Zeiten gewachsen. Er erkannte, daß es jetzt darauf ankomme, jede Schlacht zu vermeiden, und durch Märsche und kleine Gefechte den Karthager zu ermüden, der, fern von seinem Vaterlande, die Verluste nicht so leicht ersetzen konnte. Hannibal war indessen nicht nach Rom gegangen; denn er fürchtete den verzweifelten Muth der zahlreichen Volksmenge. Er zog hinüber nach dem adriatischen Meere, und dann nach Unteritalien hinab. Fabius folgte ihm immer zur Seite, doch so, daß jener ihn nie zur Schlacht, die er so sehr wünschte, zu bringen vermochte. Marschirten die Karthager, so zog Fabius auf den Anhöhen neben ihnen hin, und ließ sie dabei nie aus den Augen; lagerten sie sich, so lagerte er sich auch, und alle Versuche Hannibals, ihn zur Schlacht zu reizen, waren vergebens. Die Römer, besonders sein Unterfeldherr Minucius, ein heftiger und stolzer Mann, schalten ihn deswegen, und nannten ihn einen Cunctator (Zauderer oder Nöhlhans). Er aber ließ sie reden, und der Erfolg zeigte, wie richtig sein Betragen war. Denn die Römer gewöhnten sich nun täglich an den Anblick der so gefürchteten Karthager, und diese wurden durch die unzähligen Ueberfälle und Neckereien, durch das Abschneiden der Lebensmittel, und die vielen ermüdenden Märsche endlich ungeduldig. Einst wäre Hannibal fast mit dem ganzen Heere von den Römern gefangen worden. Er war durch eigne Unvorsichtigkeit in ein enges Thal gerathen, und sah zu seinem Schrecken, daß Fabius alle Ausgänge hatte besetzen lassen. Es schien der Augenblick zu kommen, wo er sich den Römern ergeben müßte. Aber eine List rettete ihn. Er ließ 2000 Ochsen, die er mit sich führte, Reisbündel zwischen die Hörner binden, und sie, als es recht dunkle Nacht war, gegen die Anhöhen treiben, wo die meisten Römer standen. Diese glaubten, als sie die zerstreuten

Feuer sahen, das ganze karthagische Heer sey mit Fackeln in Anmarsch. Man wußte nicht, was man machen sollte, und während der allgemeinen Verwirrung entkam Hannibal aus der Verwirrung. — Bald ersann er eine neue List, sich von dem verhaßten Fabius zu befreien. Er kam nämlich in eine Gegend, wo Fabius ein Landgut hatte, und befahl nun, dies unberührt zu lassen, aber alle Aecker umher zu verwüsten. Das wirkte. Das römische Volk glaubte nun, daß der Dictator mit dem Feinde einverstanden wäre, und als bald darauf Minucius einen kleinen Vortheil über die Karthager davon trug, so erhielt Fabius zu seinem Schmerze den Befehl, dem Minucius dieselben Rechte einzuräumen. Er mußte gehorchen, und theilte das Heer. Kaum sah sich der unbesonnene Minucius unabhängig, als er auch gleich auf das karthagische Lager hinabstürmte. Aber Hannibal hatte das erwartet, und einen Hinterhalt gelegt, der zur rechten Zeit dem Minucius in den Rücken fiel. Dieser hielt sich für verloren. Fabius sah das aus der Ferne mit an. „Dachte ichs doch!" sprach er; aber jetzt ist keine Zeit zu Vorwürfen; wir müssen ihm zu Hülfe!" So eilte er hinab, und schlug die Karthager zurück. „Das habe ich immer gefürchtet," rief Hannibal, „daß uns die Wolke da auf dem Berge einmal ein Ungewitter bringen würde." Und Minucius? — Dieser erfocht gleich darauf einen großen Sieg, aber nicht über den Feind, sondern über sich selbst, und das macht ihm große Ehre. Kaum war er wieder im Lager, so zog er mit allen seinen Soldaten zum Zelte des Fabius, pflanzte hier seine Fahnen auf, und sprach: „großer Dictator, du hast mir und allen diesen hier das Leben gerettet. Du bist weiser als ich; ich lege meine Feldherrnwürde wieder in deine geschickteren Hände nieder."

Im folgenden Jahre ernannten die Römer zwei neue Feldherrn. Der eine war umsichtig, der andere unbesonnen. Gegen den Rath des erstern wurde eine Schlacht bei Cannä, nicht weit vom adriatischen Meere, geliefert, worin die Römer eine größere Niederlage als je erlitten. Das geschah 216. In Rom war zwar die erste Bestürzung sehr groß; aber der Senat benahm sich eben so kräftig als nach der Schlacht am trasimenischen See, hob geschwind ein neues Heer aus, und antwortete den Friedens-

boten des Hannibal, es sey an keinen Frieden zu denken, so lange noch Ein Karthager in Italien sey. Auch dies Mal wurde Rom durch diese männliche Standhaftigkeit gerettet. Hannibal rückte zwar einmal bis in die Gegend von Rom vor, und setzte die Einwohner in solches Schrecken, daß selbst die Mütter und Kinderwärterinnen noch lange Zeit danach die schreienden Kinder mit den Worten: „Hannibal kommt!" zur Ruhe bringen konnten; aber die Karthager unterstützten diesen größten ihrer Generale aus lauter Mißtrauen so schlecht, daß er den Angriff nicht wagte. Noch einen Blick finstern Unmuths warf er auf die ihm verhaßte Stadt; dann zog er sich zurück. Er konnte nicht einmal hindern, daß die Römer ein Heer unter dem unternehmenden Marcellus nach Sicilien sandten. Dieser belagerte das große und reiche Syracus. Lange konnte er es nicht einnehmen, weil Archimedes, ein unvergleichlicher Kopf und großer Mathematiker, immer neue Maschinen erfand, die römischen Schiffe zu zerstören. So gelang es ihm, durch große Maschinen Steine und große Pfeile auf die Schiffe zu schleudern. Auch hatte er eine Art eiserner Haken erfunden, die wie Ziehbrunnen auf die feindlichen Schiffe herabgelassen wurden, die Vordertheile derselben wie mit einer Hand umklammerten, in die Höhe hoben, und dann aus der Luft wieder ins Wasser fallen ließen, daß sie untersinken mußten. Daß er Brennspiegel gehabt habe, womit er die Schiffe in weiter Ferne in Brand gesteckt, ist wohl übertrieben. Endlich wurde Syrakus dennoch erobert; aber Marcellus verbot streng, den Archimed zu tödten; denn ein solcher Mann sey unersetzlich. Aber seinem Geschick entrinnt Niemand. Ein römischer Soldat trat, ohne ihn zu kennen, in sein Zimmer, und fand ihn, wie er mit dem Stabe Figuren in den Sand malte. „Störe mir meine Zirkel nicht!" rief der mürrische Gelehrte dem Römer zu; dieser aber wurde unwillig und spaltete ihm den Kopf. Marcell beklagte den Verlust tief, und errichtete ihm ein herrliches Denkmal, welches noch nach Jahrhunderten stand.

Nach vielen Bitten brachte es Hannibal endlich dahin, daß die Karthager ihm frische Truppen zu schicken beschlossen. Sein Bruder Asdrubal sollte sie bringen. Er zog denselben Weg,

welchen Hannibal vor 11 Jahren genommen hatte. Recht innig freuten sich die Brüder, einander wiederzusehen. Da flog eines Tages ein Kopf über die Verschanzung des Hannibal in sein Lager. Es war des Asdrubal Kopf. „Wehe!“ rief jener, „an diesem grausamen Unfalle erkenne ich Karthago's Geschick! Alle Hoffnung, alles Glück ist mit Asdrubal dahin!“ Die römischen Consuln hatten nämlich alle Briefe Asdrubals aufgefangen, waren ihm entgegen gegangen, und hatten sein Heer vernichtet. — Auch in Spanien waren die Römer Sieger. Ein junger Held, Publius Cornelius Scipio, war dorthin geschickt worden, und was er nicht durch das Schwert bezwang, gewann er durch seine Freundlichkeit.

Sechzehn Jahre lang war nun der Krieg schon geführt, und Rom sah die Früchte seiner Standhaftigkeit reifen. Scipio setzte mit einem Heere nach Afrika über, und der Karthager bemächtigte sich Schrecken und Angst. Geschwind riefen sie den Hannibal aus Italien zurück, und bereuten nun zu spät, ihn nicht besser unterstützt zu haben. Mit welchen Gefühlen mochte er das Land verlassen, welches der Schauplatz seiner schönsten Siege gewesen war! Nicht weit von Karthago, bei Zama, trafen sich die Heere der beiden größten Feldherrn ihrer Zeit. Hannibal begehrte eine Unterredung mit Scipio. Anfangs betrachteten sich beide eine Zeitlang mit stiller Bewunderung; dann nahm Hannibal das Wort, und schlug einen Frieden vor. „Denke,“ sprach er, „o Scipio, an die Veränderlichkeit des Glücks, die ich seit dem Tage bei Cannä so oft erfahren habe!“ „Hättest du so gesprochen, ehe ich nach Afrika ging,“ antwortete Scipio, „so wären wir den Frieden eingegangen; jetzt ist es zu spät. Eine Schlacht muß entscheiden. Wer könnte auch euch Karthagern trauen! ihr habt uns das Wort schon so oft gebrochen!“ Mit schwerem Herzen kehrte Hannibal zum Heere zurück. Die Schlacht bei Zama 202 war entscheidend. Die Karthager mußten um Frieden bitten, und sich jeder Bedingung unterwerfen. Die Römer zwangen sie, alle ihre Besitzungen bis auf die in Afrika fahren zu lassen, alle Gefangenen unentgeltlich loszugeben, alle Kriegselephanten und fast alle Kriegsschiffe auszuliefern, die Kriegskosten zu be-

zahlen und das Versprechen zu geben, nie ohne Erlaubniß der Römer einen Krieg anzufangen. Was mochten sie nicht empfinden, als die Römer vor ihren Augen 500 schöne karthagische Schiffe verbrannten! — Man erzählt, daß die Senatoren in Karthago Thränen vergossen hätten, als die erste Zahlung den Römern geleistet werden sollte, und das Geld nicht aufzutreiben war. Da lachte Hannibal bitter, und sprach: „als man uns unsre Waffen nahm, unsre Schiffe verbrannte, und dem besiegten Karthago seine Herrlichkeiten entriß, da hättet ihr weinen sollen! Jetzt ist es zu spät?"

Hannibal blieb noch einige Jahre in Karthago, und suchte es in aller Stille wieder stark zu machen. Auch verabredete der nimmer ruhende Mann eine Unternehmung gegen die Römer mit den Griechen und einem Könige von Syrien, Antiochus. Alle drei wollten zugleich die Römer angreifen. Aber diese hatten überall ihre Kundschafter, und kamen bald hinter das Geheimniß. Sie kannten recht wohl den Anstifter, und verlangten von den erschrockenen Karthagern die Auslieferung des Hannibal. Dieser kam ihnen aber zuvor, und entwischte durch eine schlaue List nach Syrien. Den Antiochus beredete er, den Römern den Krieg zu erklären. Aber dieser fiel für die Syrer sehr unglücklich aus, weil der König sich für sehr klug hielt, und den Rath des erfahrnen Hannibal verachtete. Er mußte im Frieden versprechen, seinen Gast auszuliefern. Glücklich entkam dieser auch dies Mal noch, und floh nach Bithynien, einem Lande im nordwestlichen Winkel Klein-Asiens, wo ein kleiner König ihn liebreich aufnahm. Aber auch hier ließ man dem alten Manne keine Ruhe. Nach wenigen Jahren erschienen römische Gesandte, und ließen dem Könige nur die Wahl zwischen Krieg oder Auslieferung des Hannibal. Dessen Haus wurde nun von Wache umringt. Nur Ein Ausweg blieb ihm noch, um nicht mit Schimpf und Hohn als Gefangener nach Rom geschleppt zu werden. Er trank ein Giftfläschchen aus, welches er für diesen Fall längst bei sich trug, und fiel todt vor seinen Verfolgern nieder.

In demselben Jahre starb auch der große Scipio. Auch gegen ihn war sein Vaterland undankbar gewesen. Er hatte

daher Rom verlassen, und sich auf ein Landgut zurückgezogen, wo er geräuschlos und glücklicher als sonst im Getümmel des Lagers und der großen Welt lebte, indem er sein Feld selbst bebaute. Wie gleich, und doch auch wie verschieden war sein Schicksal und das des Hannibal. Beide lebten ihre letzten Jahre ausgestoßen von ihrem Vaterlande; aber dieser, weil er bei allen seinen großen Gaben ein unredliches Gemüth besaß, in steter Unruhe bis an seinen gewaltsamen Tod. Scipio dagegen erlebte ein glückliches, heiteres Alter, und ein alter Philosoph, der 200 Jahre später sein Grab erblickte, rief aus: „ich zweifle nicht, daß die Seele dieses großen Mannes in den Himmel, als in sein wahres Vaterland, gewandert sey, und zwar nicht, weil er große Heere führte, sondern wegen der Mäßigung und Ruhe, mit welcher er Rom verließ. Ich fühle ein inniges Vergnügen, wenn ich die Sitten des Scipio mit unsern jetzigen vergleiche. Dieser große Mann, das Schrecken Karthago's und der Schild Roms, pflegte sich, nachdem er von Feldarbeiten ermüdet war, in diesem Winkel der Erde zu baden; unter diesem Dache wohnte er, und begnügte sich mit diesem schlecht gepflasterten Saale! Wer würde in unsern Tagen so leben wollen?" Die schönste Lobrede auf den vortrefflichen Mann; aber er verdient sie auch durch hohe Tugenden und wahre Frömmigkeit, und diese ließ ihn alle Wechsel seines Schicksals ruhig ertragen.

Die Besiegung der Karthager und andrer Völker war den Römern in der That sehr schädlich. Denn sie hatten so große Schätze erbeutet, daß den Bürgern alle Abgaben erlassen werden konnten, und auch in den Häusern einzelner Bürger große Schwelgerei entstand. Mit der alten Einfachheit war es nun aus, und zugleich verlor sich die alte Zufriedenheit und Tugend. Die Arbeit war den Römern nun eine Last; sie überließen den Sclaven den Ackerbau, und suchten Aemter, um sich zu bereichern. Gegen die Feinde wurde man ungerecht und grausam, und selbst verbündete Völker wurden bedrückt.

Nichts aber ist himmelschreiender, als das Benehmen der Römer gegen die Karthager.

22. Dritter punischer Krieg. — Zerstörung Karthago's und Korinths. 146.

Karthago hatte sich seit jenem unglücklichen Frieden wieder etwas erholt, und fing an, lebhafteren Handel zu treiben. Sogleich wachte auch die alte Eifersucht der Römer auf, und obgleich die Karthager pünktlich jede Friedensbedingung erfüllt hatten, und sich sehr vorsahen, die Römer nicht zu beleidigen, so drang doch besonders der alte, finstre Cato in Rom auf Zerstörung der Stadt. Er hielt keine Rede im Senat, welche er nicht mit den Worten beschlossen hätte: „und endlich muß ich noch ernstlich erinnern, daß Karthago zerstört werde." — Indessen machte ein afrikanischer König, vielleicht selbst von den Römern dazu aufgeregt, einen Einfall in das karthagische Gebiet, und nahm ein Stück Land weg. Die Karthager durften sich nicht selbst wehren; sie schickten also nach Rom, und baten um Verhaltungsbefehle. Aber man achtete nicht darauf. Sie baten wiederholend um Gesandte, die den Streit schlichten möchten. Man schickte endlich deren 10. Unter ihnen war der alte Cato, der Todfeind Karthago's. Es läßt sich also leicht denken, daß nichts entschieden wurde. Die Bedrängten mußten sich endlich selbst helfen; sie griffen zu den Waffen, und jagten jenen König aus ihrem Gebiete, schickten aber dann gleich nach Rom, und entschuldigten den erzwungenen Schritt. „Ihr mögt zusehen," antwortete der Senat, „welche Genugthuung ihr uns gebt!" Die Antwort erschreckte sie; sie schickten daher neue Gesandte nach Rom, welche Vollmacht hatten, alles anzunehmen, was die Römer nur befehlen würden, ja im schlimmsten Falle das ganze Volk der Karthager ihrer Gnade zu überlassen. Dies Mal nahm der Senat sie gnädiger auf. „Ihr habt wohlgethan," hieß es nun, „und wir gestatten euch daher eure Gesetze, eure Freiheit, euer Eigenthum. Aber binnen einem Monat müßt ihr 300 der vornehmsten Jünglinge als Geißeln stellen, und alles thun, was die Consuln euch noch etwa zu befehlen hätten." — Als sie die Antwort nach Karthago brachten, entstand unter den Eltern der Jünglinge, welche ausgewählt wurden, ein großer Jammer. Die Mütter baten aber vergebens, sie ihnen nicht zu

entreißen; dem Senate mußte gehorcht werden. Als die Geißeln nach Sicilien gebracht waren, fand man hier schon das römische Heer im Begriff, sich nach Afrika einzuschiffen, und die Consuln erklärten, die karthagischen Gesandten sollten sich die weitern Befehle holen, wenn das Heer in Afrika seyn würde. Man gehorchte pünktlich; sie erschienen wieder. Jetzt hieß es: „ihr sollt alle eure Waffen ausliefern." — „Aber wer soll uns denn gegen unsern alten Feind schützen?" — „Das laßt unsre Sorge seyn!" antworteten die Consuln. Auch jetzt noch gehorchten die Karthager, und eine unendliche Reihe von Wagen führte die Waffen ins römische Lager. Dies Mal machten die Consuln ein freundliches Gesicht, und sprachen: „wir müssen wirklich euern Gehorsam loben. Aber eins ist noch übrig: der Senat verlangt, daß ihr eure Stadt verlaßt — denn die muß zerstört werden — und euch, wo ihr wollt, nur nicht näher als zwei Meilen von der See, wieder anbaut." Diese Worte machten die Gesandten sprachlos. Als sie sich gefaßt hatten, baten sie flehentlich, doch nicht ein Volk, welches sich ja in alles gefügt habe, zu Grunde zu richten. Da alles Flehen vergeblich war, riefen sie mit Blicken der Verzweiflung: „Bedenkt, ihr Römer, daß die Götter noch leben, und daß sie Rächer der Treulosigkeit sind!" „Wir bedauern euch!" war die Antwort, „aber der Senat befiehlt es durchaus, und kein Aufschub kann euch gestattet werden."

Als die Gesandten die Nachrichten nach Karthago brachten, erhob sich ein kläglich Geschrei durch die ganze Stadt. Dann aber ging der Schmerz in den festen Entschluß über, nicht ohne Kampf zu fallen, und wenigstens das Aeußerste zu versuchen. Es schien, als wenn plötzlich alle Plätze und Straßen zu Waffenfabriken geworden wären. Alles Metall wurde herbeigeschleppt, um Waffen zu schmieden; Häuser riß man ein, um die Balken zum Schiffbau zu gebrauchen; überall wurde gehammert, geschmiedet und gearbeitet, und da es an Bogensehnen fehlte, schnitten die Frauen ihr schönes Haar ab, um es zu Schnüren zu drehen. Auch ein Heer wurde schnell ausgehoben, und den Römern entgegengeschickt, die zwei Jahre lang vor der Stadt lagen, ohne sie einnehmen zu können.

Endlich im dritten Jahre übernahm Scipio der Jüngere, ein würdiger Seitenverwandter jenes Aelteren, den Oberbefehl über die Römer. Er ließ die Mauern Karthago's erstürmen. Dennoch wehrten sich die Karthager noch sechs Tage lang, und vertheidigten Straße für Straße. Man sahe Bäche von Blut rinnen, und es waren 6 Tage und 6 Nächte nöthig, die Leichen in große Gruben zu werfen, in welche auch mancher noch Lebende in der Eil geworfen wurde. Von 700,000 Einwohner hatten nur 50,000 diesen Tag des Grausens überlebt. Diese hatten sich in die Burg geflüchtet, und erhielten von Scipio Vergebung. Aber etwa 1000 derselben zogen den Tod der Gefangenschaft vor. Sie verschanzten sich in einem hochgelegenen Tempel, und verbrannten sich mit demselben. Die Frau eines karthagischen Feldherrn erwürgte ihre Kinder mit eigner Hand, dann warf sie die kleinen Leichen in die Flamme, und stürzte sich selbst nach. Das vermag der Mensch in der Verzweiflung! Siebzehn Tage lang brannte die Stadt, und Scipio betrachtete von einer Anhöhe die fürchterliche Scene. „Einst," sprach er wehmüthig, „wird auch die Zeit kommen, wo das mächtige Rom hinsinkt!" Auch sie ist gekommen. Das Jahr aber, wo Karthago so schrecklich endete, war 146.

In demselben Jahre wurde auch Korinth von den Römern zerstört. Die Griechen hatten nämlich längst schon von den Römern Befehle annehmen müssen; doch hatten diese ihnen eine Art von Scheinfreiheit gelassen. Statt nun zusammenzuhalten, und sich im Frieden zu stärken, hörten die Streitigkeiten unter dem leichtsinnigen Volke gar nicht auf. Die Römer benutzten diese schlau, um sich in ihre Angelegenheiten mischen zu können. Da raffte sich Korinth noch einmal männlich auf, empörte sich gegen die Anmaßung der Römer, und hoffte, von den andern Griechen unterstützt zu werden. Aber vergebens! Ein römisches Heer unter dem rohen Mummius rückte herbei, eroberte und zerstörte es. Zwar ist die Stadt, ebenso wie Karthago, nachmals wieder aufgebaut, doch nie zu dem alten Glanze emporgestiegen.

23. Die Gracchen 133 und 123.

Hatte schon die Eroberung von Syrakus Rom sehr bereichert, so geschah dies noch weit mehr durch die von Karthago und Korinth, wodurch ungeheure Reichthümer und herrliche Kunstschätze nach Rom kamen. Aber dadurch wurden, wie es zu geschehen pflegt, die schon bisher Reichen nur noch reicher, doch das gemeine Volk hatte davon wenig Gewinn; ja die Noth desselben wuchs noch mehr durch die unaufhörlichen Kriege, wodurch die Römer verhindert wurden, den Acker zu bebauen oder sonst nach Verdienst zu gehen. Auch wurden der Wittwen und Waisen immer mehr, und die vielen freigelassenen Sclaven hatten auch kein Brot. Da nahm sich ein wackrer Mann der ärmeren Klasse an. Es war Tiberius Gracchus, ein Neffe des älteren Scipio. Mit dem redlichsten Willen, dem Uebermuth der Reichen zu wehren, und dem armen Volke zu helfen, trat er auf; doch stiftete er großes Unheil, weil er nicht bedachte, daß die Verbesserungen von oben aus gehn müssen, wenn sie bleibend seyn sollen, und daß das einmal aufgeregte Volk schwer wieder zu beruhigen ist. Als er zum Volkstribun gewählt war, verlangte er 133, daß kein Römer mehr als 500 Hufen Acker besitzen sollte. Wer mehr habe, solle es herausgeben, und dafür eine billige Geldentschädigung erhalten. Darüber entstand unter den Reichen eine große Bewegung, und alle erklärten sich mit Einer Stimme dagegen. Tiberius wurde durch den Widerstand noch ungestümer, wiegelte das Volk auf, bewirkte ganz gegen die bestehende Verfassung, die nie ohne großen Schaden durch Gewalt abgeändert werden kann, daß sein College, der ihm heftig widersprochen hatte, abgesetzt wurde, und war dadurch Schuld, daß sich alle Ordnung auflöste. Der Senat sah die große Gefahr; er entschloß sich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und als Tiber einst auf dem Capitol an einem Wahltage mitten vom Volke umgeben war, drang der Senat, von vielen hundert Anhängern unterstützt, und geführt von Scipio Nasica, dem reichsten Güterbesitzer, auf Tiber ein. Das Volk wich bestürzt zurück; die Senatoren aber ergriffen Knittel, Schemmelbeine und andere zur Hand liegende Holzstücke, und schlugen

damit den Tiber und 300 seiner Anhänger todt. Wie Schade um den trefflichen Mann! das sind aber die Folgen der Auflehnung gegen bestehende Gesetze.

Zehn Jahre später trat sein Bruder, Cajus Gracchus, sobald er zum Tribun gewählt war, mit denselben Vorschlägen auf, und brachte das Volk durch noch kühnere, alle Ordnung zerstörende Forderungen auf seine Seite. Alle vernünftigen Bürger erkannten, daß dies nur zur Auflösung des ganzen Staats führen konnte, und setzten sich ihm einmüthig entgegen. Selbst sein Vetter, der edle Scipio der Jüngere, sprach laut gegen die unklugen Maßregeln, und wurde daher eines Morgens ermordet im Bette gefunden. Cajus sah, daß das Volk ihm anhing, und ging daher immer weiter; jetzt glaubte er den Reichen alles abtrotzen zu können, und man sah deutlich, daß er nur darauf ausging, dem Pöbel die Herrschaft über Rom zu verschaffen. So lange er Tribun war, konnte der Senat ihm nichts anhaben. Aber als er nach zwei Jahren nicht wieder gewählt wurde, und die Liebe des Volks bereits etwas erkaltet war, bewaffneten sich die Vornehmen; es entstand ein Bürgergefecht, Gracchus flieht, wird verfolgt, und mit 3000 seiner Anhänger erschlagen.

So war zwar diese Gefahr glücklich vorüber; aber der Pöbel hatte seine Kraft kennen gelernt, sah die Reichen als seine Peiniger an, und war an Vergießung von Bürgerblut gewöhnt worden. Für die Folge war das von den traurigsten Folgen.

24. Cimbern und Teutonen 113. — Marius und Sylla.

Während Roms Macht von Tage und Tage wuchs, aber die Sitten der Römer immer mehr verfielen, sah es in unserm Deutschlande noch sehr wüst aus, und die Römer kannten es kaum dem Namen nach. Dunkle Wälder, worin Bären, Wölfe, Auerochsen und andere wilde Thiere hausten, bedeckten das Land, und die Menschen waren rauh, wie das Klima ihres Landes. Sie waren groß und stark, mit wildblitzenden Augen, abgehärtet gegen jede Witterung, streitsüchtig, dem Trunke er=

geben, in Thierfelle gekleidet, nur mit Krieg oder Jagd beschäftigt. Die andere Arbeit überließen sie den Frauen. Ihre großen Gestalten, ihr wilder, trotziger Blick, die zottigen Haare ihrer Bekleidung, ihre Kopfbedeckung, die aus der Kopfhaut eines Bären, Ebers, Hirsches, oder eines andern wilden Thieres bestand, und ihre rohen Waffen gaben den alten Deutschen ein so furchtbares Ansehen, daß die Römer jede Berührung mit ihnen gern vermieden, und in den Pässen der Alpen Wachtposten ausgestellt hatten, ihnen jeden Uebergang zu wehren. Aber im Jahre 113 erschienen hier an diesen Pässen zwei deutsche Volksstämme, die sich Cimbern und Teutonen nannten, und vermuthlich von der Ostsee hergekommen waren. Sie sagten, sie wären gekommen, um neue Wohnsitze zu suchen, und ließen sich von dem römischen Consul bewegen, nach Gallien zu ziehen. Er überfiel sie aber auf dem Marsche dahin recht heimtückisch, und wäre dafür mit seinem ganzen Heere erschlagen worden, hätte nicht ein heftiges Donnerwetter seine Flucht begünstigt. Dennoch zogen sie nach Gallien, und wollten sich da niederlassen. Die Römer schickten acht Jahre hinter einander Heere hin, um sie wieder zu vertreiben, erlitten aber nichts als Niederlagen, ja zuletzt eine solche, daß in Rom die Bestürzung allgemein war. Achtzigtausend Soldaten, und 40,000 vom Troß waren erschlagen worden, und der Schrecken war so groß, daß sie im Geiste die wilden Deutschen schon in Rom sahen.

In dieser großen Noth war es ein Glück, daß die Stadt einen Mann hatte, dem man die Rettung des Staats mit Zuversicht anvertrauen konnte. Es war Marius, ein Mann ohne Erziehung, vom gemeinen Soldaten bis zum Feldherrn hinangestiegen, von rohen Sitten, grausamen Gemüths, aber von festem, unerschütterlichen Muthe und großer Kriegserfahrung, ein Mann, der schon durch seine große Körperlänge und sein kriegerisches Ansehen Furcht einflößte. Dieser zog eilends nach Gallien, und traf die wilden Schwärme noch in der jetzigen Provence. Sogleich ließ er ein festes Lager errichten, und hütete sich wohl, den fürchterlichen Feind anzugreifen, so sehr auch seine Römer zur Schlacht geführt zu werden wünschten, um den Tod ihrer Brüder zu rächen. Erst sollten sie sich an

den Anblick der Barbaren gewöhnen. Endlich zogen diese, des Harrens müde, zuerst ab, und riefen höhnisch zu den Verschanzungen der Römer hinauf: „wir ziehen nach Italien; habt ihr etwas an eure Weiber und Kinder zu bestellen?" — Marius ließ sie ziehn, und folgte ihnen dann nach. Bei Aix, unweit der Rhone, holte er die Teutonen ein. Es war eine fürchterliche Schlacht. Schon wurden die Römer zurückgedrängt; da stürzte eine Reiterschaar — so hatte es Marius angeordnet — in den Rücken der Teutonen, und nun war der Sieg für die Römer entschieden. Die meisten Teutonen wurden erschlagen, wenige gefangen; die Weiber tödteten sich selbst, weil sie ohne Freiheit ihre Männer nicht überleben wollten. Unter den Gefangenen war ihr Fürst Teutoboch, ein stattlicher Mann, und so gewandt, daß er 6 Pferde zu überspringen vermochte.

Indessen waren die Cimbern über den Rhein und durch Tyrol nach Italien gezogen. Weil es Winter, und die Berge mit Eis und Schnee bedeckt waren, so fuhren sie auf ihren Schilden sitzend die schroffen Felsen scherzend hinab. Aber das milde Italien mit seinen schönen Früchten gefiel ihnen; nicht minder das Wohnen in guten Häusern und der Gebrauch der warmen Bäder. Sie verweilten hier, und fingen schon an, weichlicher zu werden. Plötzlich war Marius da. Sie aber schickten Gesandte an ihn, und baten um Land für sich und ihre Brüder. „Welche Brüder?" fragte Marius. „Die Teutonen!" antworteten sie. „O!" sprach Marius, „denen ist schon ein Land angewiesen, was sie nimmer verlassen werden." Die Gesandten schalten ihn wegen dieses Hohnes, und meinten, die Teutonen würden früh genug da seyn. „Meint ihr?" erwiederte Marius, „nun ja, sie sind schon da, und es wäre nicht hübsch von mir, wenn ich euch ziehen ließe, ohne euch eure Brüder zu zeigen." Auf seinen Wink führte man Teutoboch und die andern Gefangenen in Ketten herein. Da eilten die Gesandten voll Wuth und Rachegefühl fort. Es wurde die Schlacht bei Verona oder Vercelli *) gekämpft. Zwar

*) Bei welchem dieser Orte, ist durch die neusten Untersuchungen noch nicht ganz entschieden.

hatten sich die Vordersten mit den Gürteln aneinander gekettet, dennoch konnten sie den Andrang der Römer nicht aufhalten, die ihrer bei Tausenden erschlugen, und die Fliehenden bis ins Lager verfolgten. Hier standen die Weiber auf Wagen, und schlugen erst auf ihre fliehenden Männer, dann auf die Römer los, und ließen nicht eher ab, bis sie niedergehauen waren. Einige tödteten sich unter einander, andere erwürgten sich mit ihren eigenen Haaren. So starben hier alle Cimbern, wie die Teutonen dort.

Der wilde Marius kehrte triumphirend zurück, und genoß große Ehre. Sieben Mal war er Consul, ein beispielloser Fall. Aber der Ehrgeiz hat keine Gränzen. Marius wollte über das ganze römische Reich herrschen, und darüber kam es zum Bürgerkriege mit Sylla, einem zwar besser erzogenen, aber noch weit schlechter gesinnten, gefühlloseren Menschen. Das ganze römische Volk theilte sich in zwei Partheien, die sich unablässig verfolgten, und die, welche gerade die Oberhand hatten, mordeten ohne Schonung die Anhänger der andern. Alle Menschenliebe schien erstorben zu seyn. Endlich starb Marius. Er hatte sich, um seine Gewissensangst zu beschwichtigen, dem Trunke überlassen, und dieser führte seinen Tod herbei. Zuletzt siegte Sylla über die Marianer, und nahm Rom ein. Aber damit war er nicht zufrieden. Nun ging erst das Morden recht an. 12,000 Anhänger des Marius ließ er in eine Rennbahn einschließen. Dann trat ein bewaffneter Haufe seiner Leute ein, und diese hieben und stachen so lange unter die Wehrlosen, bis sie alle todt da lagen. Sylla hielt gerade vor dem Senate, der dicht daneben sein Versammlungshaus hatte, eine Rede. Die Senatoren erblichen, als sie das Angstgeschrei der Angefallenen und das Knirschen der Schwerter hörten; aber Sylla sagte ganz ruhig: „laßt euch nicht stören; ich lasse da nur einige Empörer abstrafen." Ueberhaupt wurden über 100,000 Römer hingerichtet, alle Reiche ihres Vermögens beraubt, jeder Mörder und Angeber reichlich belohnt. Welch eine Blutschuld lastete auf Sylla! — Die erschrockenen Römer ernannten ihn nun zum Dictator, und er hatte alles, was sein Herz gewünscht hatte. Aber der innere Friede fehlte ihm; seine

Gewissensangst bewog ihn, seine Macht niederzulegen, und sich auf ein stilles Landgut zurückzuziehen. Aber auch hierhin verfolgten ihn die Furien, und er starb endlich an einer fürchterlichen Krankheit. Die Glieder faulten ihm ab; der Körper war voll Beulen, welche aufbrachen, und aus ihnen kroch das Ungeziefer in so ungeheurer Menge heraus, daß er davon bei lebendigem Leibe schon fast verzehrt wurde. So geht es dem Lasterhaften! — Er starb im Jahre 78.

25. Innerer Zustand Roms.

Was war jetzt aus dem sonst so kleinen Rom geworden, welches sich anfangs kaum gegen seine benachbarten Völker zu halten vermochte! Seine Besitzungen reichten jetzt schon weit nach Asien und Afrika hinein. Wo war die unbestechliche Rechtschaffenheit und die zufriedene Genügsamkeit der Cincinnatus, Fabricius, Regulus und vieler Anderer! Durch die ungeheuren Reichthümer, die von allen Seiten nach Rom geschleppt wurden, waren Einzelne so reich geworden, daß ein recht reicher Mann unsrer Zeit dort eine klägliche Rolle gespielt haben würde.

Das gemeine Volk in Rom bestand meist aus Freigelassenen oder aus dem Auswurf andrer Städte, der nach Rom gekommen war, um in Müssiggang und Lasterhaftigkeit zu leben. Der Bürger von altem Schrot und Korn, die sich still mit Ackerbau beschäftigten, gab es nur noch sehr wenige. Die Soldaten, die sonst der Ehre wegen für das Vaterland fochten, dienten jetzt nur des Soldes wegen, und um durch Plünderung Geld zu verdienen. Die Feldherrn vertheilten, um sie sich geneigt zu machen, oft reiche Geschenke unter sie, zu 300—900 Thlr. für den Einzelnen, und da diese Krieger Zeitlebens Soldaten blieben, so wurde ihnen das Vaterland zuletzt ganz gleichgültig, und sie schlossen sich nur an ihren Feldherrn an, von dem sie sich zu allem gebrauchen ließen. Der bei weitem größte Theil des Pöbels bestand aus Bettlern und Leuten, die von den günstigen Umständen lebten. Besonders brachte ihnen der Verkauf ihrer Stimme bei den Magistratswahlen vieles Geld ein; denn jeder Bürger hatte das Recht, seine Stimme

zu geben, und wer ihm das meiste bot, der bekam sie. Auch erhielten sie oft unentgeltliche Brot- und Oelaustheilungen. Die vornehmen Römer mußten nämlich, wenn sie zu ansehnlichen Ehrenstellen gelangen wollten, das gemeine Volk im Guten erhalten, und bedienten sich dazu ganz eigner Mittel. Sie gingen einige Zeit vor dem Wahltage in weißen Mänteln umher, und wurden daher Candidaten (d. i. Weißmäntler) genannt, grüßten jeden freundlich, redeten jeden Bekannten an, nannten ihn beim Namen, und wußten sie diesen nicht, so mußte der Sclave, der hinter ihnen herging, ihnen denselben zuflüstern; denn jeder vornehme Römer hielt sich einen Sclaven, der die Namen möglichst aller Bürger wissen mußte. Der gemeine Bürger freute sich dann, wenn der Vornehme so herablassend war, gar seinen Namen kannte, und sich so freundlich nach Frau und Kindern erkundigte: „dem," dachte er, „willst du deine Stimme geben." Dann und wann gaben auch die Vornehmen der ganzen Stadt große Feste. Sylla tractirte einmal das ganze Volk auf dem Markte an langen, langen Tafeln, wobei der Wein in Strömen floß. Das Fest dauerte mehrere Tage, und des Essens war so viel, daß das Uebriggebliebene jeden Abend in die Tiber geworfen worden. Wie schändlich!

Durch die Bürgerkriege war das Gefühl der Menschlichkeit und Menschenliebe in den Herzen der Römer fast ganz erloschen, und jeder that nur das, was ihm selbst Vortheil zu bringen schien. Ein Bruder tödtete nicht selten den andern, um nur ein reicheres Erbtheil zu erhalten. Während in Rom geschwelgt wurde, schwärmten ganze Dorfschaften, die aus ihren Häusern von den Soldaten getrieben waren, als Räuber umher, und um den Ackerbau bekümmerte man sich so wenig, daß jedes Mal eine fürchterliche Hungersnoth entstand, wenn die Kornschiffe aus Sicilien und Aegypten ausblieben.

Das ganze Streben der Vornehmen ging nur darauf, solche Aemter zu erlangen, die recht einträglich waren. Die einträglichsten waren aber die in den Provinzen. Ein Statthalter konnte da Geld ausschreiben, so viel er wollte, und wer auch arm und mit Schulden hingegangen war, kam nach Verlauf eines Jahres als

Millionär zurück. Jedes Recht war hier käuflich. Das durch Ungerechtigkeit zusammengescharrte Geld wendete man dann in Rom zu ungeheurer Verschwendung an. Die Häuser wurden aus Marmor gebaut; Thüren, Decken und Wände bestanden aus Elfenbein, Silber, Gold, Schildpatt u. dgl. Nichts besonders glich der Pracht der Villen (Landhäuser). Jeder vornehme Römer hatte deren mehrere. Am berühmtesten waren die des Lucullus. In ihnen fand man die reizendsten Gärten, marmorne Bäder, Schlafcabinette, durch welche kühlende Bäche geleitet waren, um Kühlung zu verbreiten, und durch sanftes Murmeln den Müden in den Schlaf zu lullen, die herrlichsten Bildsäulen aus Griechenland, große Teiche mit Seefischen, die ungeheure Summen kosteten; und die gewöhnlichsten Gefäße waren aus Silber oder Gold. Derselbe Lucull hatte mehrere Tausende von Kleidungsstücken in seinen Magazinen hängen. Zwei seiner Freunde ließen sich einmal bei ihm zum Essen melden, und zwar erst denselben Morgen, damit er keine Umstände machen möchte. Und doch fanden sie eine herrliche Mahlzeit, die sie auf 10,000 Thl. schätzten; dennoch entschuldigte er sich, und bat, daß sie so vorlieb nehmen möchten. Es war diesen Verschwendern nicht genug, lecker zu essen, sondern jedes Gericht mußte auch aus einer andern Gegend her seyn; und es kam weniger auf den schönen Geschmack, als auf die Seltenheit der Gerichte an. Um recht viel essen zu können, war man wohl viehisch genug, vor der Mahlzeit ein Brechmittel einzunehmen. Einer der größten Schlemmer war Apicius. Der Mensch hatte von seinem ungeheuren Vermögen so viel durchgebracht, daß er bei der Nachrechnung, die er einmal anstellte, nur noch 250,000 Thlr. fand, ein für unsre Zeit recht artiges Vermögen. Er aber — nahm sich das Leben, weil er mit einer solchen Kleinigkeit kein Jahr mehr glaubte auskommen zu können. Was kann doch nicht endlich aus dem Menschen werden, wenn er blos für seinen Körper lebt!

Das größte Vergnügen des Volks bestand im Schauspiele. Man hatte in Rom große runde Plätze, welche rings um mit steinernen Sitzreihen umbaut waren, so daß immer eine Reihe höher als die andere, und hinter der unteren war. Die Eingänge zu

diesen Sitzen waren außerhalb. In solchen Amphitheatern nun wurden dem Volke auf Kosten der Reichen große Schauspiele gegeben, oder Thierhetzen gehalten. Auch mußten wohl Verbrecher mit Thieren kämpfen, oder es wurden Gefechte gegeben, wozu die Fechter besonders abgerichtet wurden. Dabei wurde vieles Blut vergossen; je mehr, desto lieber war es dem Volke; ein trauriges Vergnügen! denn dadurch gewöhnte es sich, ohne Theilnahme Blut fließen zu sehen. Dergleichen Schauspiele kosteten ungeheures Geld. Der Schwiegersohn des Sylla ließ einmal eins bauen, worauf 80,000 Menschen Platz hatten, und welches mit 300 Marmorsäulen und 3000 Bildsäulen und Gemälden verziert war, und doch wurde es schon nach einem Monate wieder eingerissen.

Bei der fast allgemeinen Verworfenheit des römischen Pöbels wurde es einzelnen herrschsüchtigen Männern nicht schwer, sich Anhang zu verschaffen. Denn das Volk hatte ja nichts zu thun, und wußte, daß es bei Bürgerkriegen am meisten zu verdienen gab. Jeder vornehme Römer pflegte daher einen Haufen ärmerer Bürger um sich zu haben. Er hieß ihr Patron, und sie seine Clienten. Der Patron mußte seine Clienten vor Gericht vertheidigen, und ihnen in der Noth aushelfen; dafür kamen die Clienten jeden Morgen, sich im Vorzimmer nach dem Befinden des Patrons zu erkundigen, und zu fragen, ob er etwas befehle. Ging er über die Straßen, so pflegten die Clienten ihn zu begleiten, und hatte er eine Feindschaft mit einem Andern, so bewaffneten sie sich wohl auch für ihn. Dergleichen Fälle sind in Rom vorgekommen, wo förmliche Gefechte in den Straßen zwischen den Clienten zweier Parteien geliefert wurden.

So war damals das römische Volk. Es konnte nicht fehlen, daß es von Jahr zu Jahr fauler, vergnügungssüchtiger, schwelgerischer, mit Einem Worte nichtswürdiger wurde; und so wie der einzelne Mensch, sobald er sich der Lasterhaftigkeit ergiebt, seinem Verderben zueilt, so ist es auch mit den Völkern. Nach außen zu erweiterte sich zwar der römische Staat noch immer mehr, aber ein unheilbarer Krebsschaden nagte be-

reits an seinem Herzen. Mit der alten römischen Größe war es nun aus.

26. Cicero. Pompejus. Cäsar, ums Jahr 60.

Das letzte Jahrhundert vor Christus Geburt war ganz vorzüglich reich an ausgezeichneten Männern, die bei den großen Talenten, die sie besaßen, Rom recht glücklich hätten machen können, wenn sie nicht der Ehrgeiz getrieben hätte, nur für sich selbst zu arbeiten. Dadurch machten sie ihre Zeitgenossen, und zuletzt sich selbst unglücklich. Denn es kann nicht oft genug gesagt werden, daß der für sich am besten sorgt, der für das Glück Andrer arbeitet.

Einer dieser großen Männer war Cicero, schon als Knabe so lernbegierig, daß seine Lehrer ihn als ein Wunderkind betrachteten; dabei machte sein herrliches Gedächtniß ihm jede Arbeit leicht. Als er heranwuchs, legte er sich auf die Beredtsamkeit, und machte bald als der vorzüglichste Redner großes Aufsehen. Nicht leicht wurde jemand verurtheilt, dessen Sache er vor Gericht führte. Als ein Freund der Wahrheit und ein eifriger Feind jeder Ungerechtigkeit griff er diese an, wo er sie fand, und mehrere seiner Reden, die wir noch übrig haben, zeigen uns, mit welcher edeln Wärme er die Lasterhaften entlarvte. Alle Staatsämter, die er bekleidete, verwaltete er mit Uneigennützigkeit, damals ein höchst seltener Fall, und als er einmal Unterstatthalter in Sicilien gewesen war, so verließ er die Insel begleitet von den Segnungen der Einwohner. Endlich wurde er Consul, und hier erwarb er sich das große Verdienst, eine gefährliche Verschwörung eines höchst bösen Menschen — Catilina hieß er — zu entdecken und zu unterdrücken. Dieser Catilina hatte sein ganzes Vermögen in Liederlichkeit durchgebracht, seinen Schwager und leiblichen Bruder ermordet, ja sein eignes Kind getödtet, um eine neue Heirath eingehen zu können — solche Ungeheuer waren damals in Rom nicht selten, — und nun wollte er, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, den Consul Cicero und andre Staatsbeamten ermorden, die Stadt an allen vier Ecken anzünden, eine Schreckensregierung wie unter Sylla einführen, und sich und seine Mitverschworenen mit den einträglichsten Statthalterschaften ver-

sorgen. Dazu hatte er bereits selbst ein Heer angeworben. Da entdeckte der thätige Consul die ganze Verschwörung, versammelte geschwind den Senat, und hielt, da er hier auch den Catilina erblickte, der unverschämt genug gewesen war zu kommen, eine der feurigsten Reden gegen diesen Menschen, der auch noch denselben Abend Rom verließ, und zu seiner Bande ging, die von dem Heere angegriffen und geschlagen wurde. Catilina fand im Treffen seinen Tod. Die Entdeckung dieser Verschwörung erwarb dem Cicero großen Ruhm, und er sagte nachmals oft, das sey sein glücklichster Tag gewesen, als ihn das Volk zum Danke für die Rettung der Stadt mit Fackelmusik nach Hause begleitet, und einen Vater des Vaterlandes genannt hätte. Er hatte auch Ursache, sich dessen zu freuen. Damals ahnte er nicht, daß er noch einmal eines gewaltsamen Todes sterben würde. In den letztern Jahren seines Lebens zog er sich aufs Land zurück, und lebte da in philosophischer Ruhe im Umgange mit den Wissenschaften.

Zu derselben Zeit lebte auch Pompejus, nur zwei Jahre jünger als Cicero, aber von ganz andrer Art. Wenn Cicero seine ganze Ehre darein setzte, als der erste Redner zu glänzen und für einen philosophischen Kopf zu gelten, so wollte dagegen Pompejus den Ruhm haben, ein großer Feldherr zu seyn, und über Rom zu gebieten. Wirklich hat er auch mehrere sehr glückliche Kriege geführt, namentlich den vielen Seeräubereien ein Ende gemacht, welche die Bewohner der Südküste Klein-Asiens damals ungescheut auf dem mittelländischen Meere trieben, und seine Feldzüge hatten ihm vielen Ruhm und großen Reichthum verschafft. Aber um über Rom zu gebieten, hätte er entweder böser seyn, oder größere Talente haben müssen; denn er war unentschlossen, strebte ängstlich nach der Volksliebe, und nahm daher zur Verstellung oft seine Zuflucht. Daher wurde er von einem Manne gestürzt, der nach reiflicher Ueberlegung jederzeit offen handelte. Und so ist es ja immer, daß der geradeste Weg am ersten und sichersten zum Ziele führt.

Dieser größere Mann war Julius Cäsar, ein unvergleichlicher Kopf. Er war 6 Jahre jünger als Pompejus, und hätte Rom bei seinem außerordentlichen Verstande recht glücklich machen können, wenn er nicht einen gränzenlosen Ehrgeiz besessen

hätte. In seiner Jugend hatte er von seiner Mutter Aurelia — den Vater hatte er schon früh verloren — eine sorgfältige Erziehung erhalten, und da er ein blasses Ansehen hatte, und schwächlich war, so härtete sie ihn durch Bewegung und Anstrengung ab. Ohne dies hätte er nachher nicht so viel leisten können. Zugleich war er mäßig und nüchtern, wußte sich mit großer Gewandtheit in alle Menschen zu schicken, und war höflich und bescheiden. Aber desto stärker hatte sich schon früh in ihm die Leidenschaft der Ehrsucht entwickelt, die ihn sein ganzes Leben hindurch herumtrieb, und ihm endlich einen gewaltsamen Tod zuzog.

Als Sylla in Rom herrschte, war Cäsar ein junger, eben erst aufgeblühter Mann, der schon die Blicke der Römer auf sich zu ziehen anfing. Da er mit der Tochter eines Feindes des Sylla verheirathet war, so verlangte dieser, er solle sich von ihr trennen. Aber Cäsar erklärte mit edlem Muthe, daß nichts ihn bewegen könnte, auf das Geheiß eines Andern eine Handlung zu begehen, die er verabscheute. Lieber ließ er sich mit auf Syllas Aechtungsliste setzen, und verließ Rom, um der Lebensgefahr zu entgehen. Seine Freunde baten den Sylla so lange, bis er ihn endlich wieder ausstrich. „Ich thue es ungern," sagte Sylla, „denn in diesem jungen Manne steckt mehr als ein Marius!" Während einer Reise, die er um diese Zeit nach Klein-Asien machte, wurde er auf der Rückkehr nach Rom von den Seeräubern gefangen genommen. Als diese von ihm ein Lösegeld von 24,000 Thlr. forderten, lachte er, und sagte, er wolle ihnen 60,000 geben; denn sie wüßten nicht, was er für ein bedeutender Mann wäre. Als sie ihn in die Nähe von Klein-Asien gebracht hatten, schickte er seine Leute nach der Küste, um das Lösegeld bei seinen Freunden aufzutreiben; er selbst blieb bis zu ihrer Rückkehr fünf Wochen lang unter ihnen, und behandelte sie so, als wenn er ihr Herr, und sie seine Sclaven wären. Wenn er schlafen wollte, so befahl er ihnen, sie sollten still seyn; sie lachten, aber gehorchten. Dann und wann las er ihnen seine Gedichte und andere Arbeiten vor, um zu sehen, welchen Eindruck dies auf so rohe Menschen machen würde, und wenn sie dabei gähnten, so schalt er sie Barbaren und dumme Menschen, und drohte ihnen, sie alle aufhenken zu lassen, sobald er nur frei wäre. Endlich kam das

Geld an, und nun setzten sie ihn an die Küste. Sogleich eilte er nach Milet, fuhr ihnen mit einigen Schiffen nach, nahm ihnen alle ihre Schätze ab, und machte nun die Drohung wahr, indem er sie insgesammt kreuzigen ließ.

Ehe Cäsar nach Rom zurückging, besuchte er die Insel Rhodos an der Südwestspitze von Klein-Asien, wo eine berühmte Rednerschule war, um sich in der Beredtsamkeit zu üben. Auch besaß er wirklich von Natur herrliche Rednergaben, obgleich er den Cicero nie erreicht hat. In Rom nahm er zwar gleich lebhaften Antheil an den Staatsgeschäften; aber er kleidete sich dabei wie ein Stutzer, ordnete seinen Mantel mit Sorgfalt, und seine gelockten Haare dufteten nach schönen Salben, alles, damit Pompejus und andre Männer von Ansehen nicht merken sollten, daß er nach höheren Dingen strebe. Zugleich aber schmeichelte er ihnen, und bewarb sich durch sein einschmeichelndes Wesen und seine Freigebigkeit so um die Liebe des Volks, daß er täglich mehr der Liebling desselben wurde. Sein Vermögen ging dabei freilich darauf, ja er machte 1½ Millionen Thaler Schulden, aber das machte ihm keine Sorge; denn er wußte wohl, daß die Liebe des Volks ihm einträgliche Aemter verschaffen könnte, durch die er sich bald ein großes Vermögen erwerben würde.

Das erste Amt, welches er bekleidete, war das eines Quästors oder Obereinnehmers. Als solcher wurde er nach Portugal geschickt. Hier betrieb er seine Geschäfte mit solchem Eifer, daß er selbst, wenn er auf Reisen in der Sänfte oder im Wagen saß, beständig arbeitete, oder seinen Schreibern dictirte. Nach Ablauf eines Jahres kam er nach Rom zurück; denn alle Ehrenstellen wurden nur auf ein Jahr vergeben. Nun stieg er von einer Stufe zur andern. Er gab dem Volke prächtige Schauspiele, die seine Schulden freilich sehr vermehrten, aber dafür konnte er auch auf die Liebe desselben sicher rechnen. Das zeigte sich recht, als die Stelle eines Oberpriesters vergeben werden sollte. Dies Amt pflegte man nur alten, langgedienten Männern zu übertragen; dennoch war Cäsar so keck, sich dazu zu melden, und fest entschlossen, seine Wahl durchzusetzen. Am Wahltage begleitete ihn seine Mutter, vor Besorgniß weinend, bis an die

Hausthüre. „Sey ruhig,“ sprach er, „entweder siehst du mich als Oberpriester oder als Verbannten wieder.“ Er wurde richtig gewählt. Nachdem er noch andere Ehrenstellen bekleidet hatte, erhielt er Spanien zur Provinz; aber seine Gläubiger wollten ihn nicht fortlassen; denn er hatte so viele Schulden, daß er einmal sagte: „ich brauche 15 Millionen, um sagen zu können, daß ich nichts habe.“ Er wandte sich daher an den reichsten Mann in Rom, Crassus, und dieser sagte gut für ihn. *) Auf seiner Reise nach Spanien kam er am Fuße der Alpen durch ein elendes Städtchen. Einer seiner Begleiter meinte, ob man sich hier auch wohl verfolge und beneide und Ränke schmiede. „Gewiß!“ rief Cäsar, „und glaubt mir, ich wollte hier lieber der Erste, als in Rom der Zweite seyn.“ Schon hieraus konnte man erkennen, was er nicht zu werden Willens war. Als er nach Cadiz kam, fand er in einem Tempel unter andern Bildsäulen großer Helden auch die Alexanders des Großen. Er blieb sinnend vor ihr stehen, und rief dann schmerzlich aus: der hatte in meinem Alter schon eine Welt erobert, und ich habe noch nichts Großes gethan!“

Cäsar kam nach Ablauf des Jahres als ein reicher Mann nach Rom zurück; bezahlte seine Schulden, und machte nun kein Hehl mehr daraus, daß er sich so gut als jeder Andre zum Herrschen berufen fühlte. Pompejus sah jetzt zu spät ein, daß Cäsar ihn getäuscht habe, und er und Crassus mußten sich wohl an ihn anschließen, und durften ihren Unmuth sich nicht merken lassen, wenn sie nicht die Liebe des Volks ganz verlieren wollten. Alle drei schlossen nun eine Verbindung, Triumvirat (Dreiherrschaft) genannt, wie sie sich in die Herrschaft

---

*) Dieser Crassus hatte sich zur Zeit des Sylla ein so ungeheures Vermögen erworben, daß die Hälfte der römischen Bürger seine Schuldner waren. Er hatte nämlich damals, wo die Häuser wohlfeil waren, eine Menge derselben gekauft, ließ die schlechten einreißen, und durch die Handwerker, deren er unter seinen Tausenden von Sclaven von aller Art hatte, neue aufbauen, die er an die Bürger vermiethete. Alles, was dieser Mann that, war nur auf Vermehrung seines Reichthums berechnet, und doch — oder vielmehr eben deswegen war er nicht glücklich.

über das römische Reich theilen wollten. Welch eine Verbindung! Was vermochten nicht der Reichste, der Angesehenste und der Klügste, wenn Einer dem Andern forthalf! Jeder nahm sich nun eine Provinz: Cäsar Gallien, Pompejus Spanien und Crassus Syrien. Cäsar hatte sich das beste Theil erwählt; denn Gallien, damals von vielen kriegerischen Volksstämmen bewohnt, gab ihm Gelegenheit, seine Soldaten durch Krieg und Märsche abzuhärten, und ganz an sich zu gewöhnen. Und verstand einer die Kunst, die Gemüther zu gewinnen, so war er es. Die Soldaten hingen an ihm wie an einem Vater. Neun Jahre blieb er in Gallien, und während Pompejus in Rom auf Polstern saß, und sein Spanien durch Stellvertreter regieren ließ, durchzog Cäsar seine Provinz in allen Richtungen, unterwarf wilde Völker, überstieg rauhe Gebirge, und lieferte siegreiche Gefechte. Es ist fast unglaublich, welche Beschwerden er hier zu überwinden hatte; denn kaum verließ er eine Gegend, so empörten sich auch die Einwohner wieder. Auch nach Deutschland kam er zwei Mal, indem er über den Rhein setzte; aber sogleich zogen sich die Deutschen in ihre dichten Wälder zurück, in welche Cäsar ihnen nicht zu folgen wagte. Selbst nach England ist er zwei Mal geschifft, ohne aber dort lange zu verweilen, weil die Wildheit seiner Bewohner ihn zurückschreckte.

Ungeachtet dieser unermüdlichen Thätigkeit hatte Cäsar nicht unterlassen, den Pompejus in Rom genau zu beobachten. Seine Freunde gaben ihm von Allem, was in Rom vorging, genaue Nachricht. Die Freundschaft zwischen ihnen war längst erkaltet; denn die Tochter Cäsars, welche Pompejus zur Frau hatte, war gestorben, und dieser sah jetzt immer mehr ein, daß ihm Cäsar über den Kopf gewachsen war. Darum bemühte er sich ganz in der Stille, die Herzen der Senatoren und des Volks zu gewinnen, und gegen Cäsar einzunehmen, was ihm auch wenigstens zum Theil gelang, und der unbesonnene Mann war seiner Sache so gewiß, daß er, als ihn jemand einst vor Cäsar warnte, sagte: „laßt ihn nur kommen! ich brauche ja nur auf die Erde zu stampfen, um ein Heer zu schaffen.“ Crassus war unlängst in einem Kriege in Asien ums Leben

gekommen, das Triumvirat also in jeder Hinsicht aufgelöst. Endlich glaubte Cäsar, die rechte Zeit sey gekommen. Er schickte nach Rom, und hielt um Verlängerung seiner Statthalterschaft an. Die Antwort lautete nicht nur verneinend, sondern der Senat befahl ihm sogar, seine Soldaten zu entlassen, und ohne sie nach Rom zu kommen. Das hieße, sich seinen Feinden wehrlos in die Hände liefern. Jetzt kam es darauf an, entschlossen und schnell zu handeln. Auf die Treue seiner Soldaten konnte er rechnen, und durch seine Reichthümer, die er mit vollen Händen austheilte, hatte er sich in Rom viele der einflußreichsten Personen zu Freunden gemacht.

Als er jenen Befehl vom Senat erhielt, war er schon in Oberitalien. Dies gehörte, wie gesagt, noch zu seiner Provinz, und ein Flüßchen, welches ins adriatische Meer fließt, der Rubicon, machte die Gränze zwischen seiner Statthalterschaft und dem eigentlichen römischen Gebiete. Jetzt ließ er seine Soldaten zusammenkommen. „Hört!" sagte er, nachdem er ihnen das Schreiben des Senats vorgelesen hatte, „wollt ihr zugeben, daß euer Feldherr so beleidigt werde?" — „Nein! nimmermehr!" riefen Alle. „Gut!" fuhr er fort, „so geht jetzt aus einander. Morgen wollen wir uns am Rubicon wieder treffen!" — Am folgenden Tage waren er und sein Heer da. Noch einmal überlegte er, ob er gehorchen sollte oder nicht. Setzte er mit dem Heere über den Fluß, so hatte er den Befehl des Senats übertreten, und konnte nicht mehr zurück; der Bürgerkrieg war dann entschieden. Noch war es Zeit. Endlich rief er: „wohlan! laßt uns hinübergehen! der Würfel ist geworfen!" Er drückte dem Pferde die Spornen ein, setzte hinüber und ging mit dem Heere auf Rom los.

Sobald die Kunde davon das Land durchflog, entstand eine ungeheure Bewegung. Ganze Ortschaften flohen vor ihm her nach Rom; denn noch wußte niemand, wie er seine Feinde behandeln würde. In Rom selbst aber war die Bewegung noch größer. Während seine Freunde sich rüsteten, ihm entgegen zu gehen, packten seine Feinde ihre Kostbarkeiten zusammen, und eilten hinweg. Pompejus spielte dabei eine traurige Rolle. Er war so fest überzeugt gewesen, daß Cäsar nicht wagen

würde, ungehorsam zu seyn, daß er Einem, der die Möglichkeit davon behauptet, mit verächtlichem Achselzucken geantwortet hatte: „das wäre ja gerade so, als wenn mir mein Sohn Stockschläge anbieten wollte!" Darum war nun für nichts gesorgt, und es blieb ihm und seiner Parthei nichts als eine schleunige Flucht übrig. Er, der größte Theil des Senats und eine Menge der vornehmen Römer eilten durch Unteritalien nach dem adriatischen Meere zu, und warfen sich in die Schiffe, um nach Griechenland zu gehen. Cäsar hatte indessen mehr durch milde Freundlichkeit, als durch die Waffen alles Land bis nach Rom unterworfen, und eilte dem Flüchtling nach, der eben erst abgefahren war. Er ließ ihn fahren: „denn," sprach er, „erst will ich das Heer ohne Feldherrn schlagen, und dann mich gegen den Feldherrn ohne Heer wenden." Er meinte unter jenem die Pompejaner, die in Spanien zum Kriege bereit standen, und unter Letzterem die vornehmen jungen Römer, welche mit dem Pompejus geflohen waren, und ihm unkriegerisch schienen. Also eroberte er erst binnen 60 Tagen ganz Italien, dann ging es im Fluge nach Sicilien, Sardinien und Spanien: überall war er Sieger, obgleich oft sein Leben auf dem Spiele stand, und nun erst fuhr er nach Griechenland über. Daß das Glück mit ihm sey, erkannte Cäsar sehr wohl, und darauf verließ er sich auch. Als einige Schiffe bei der Ueberfahrt zu lange säumten, fuhr Cäsar auf einem Boote noch einmal nach der italischen Küste zurück. Da überfiel ihn ein Sturm; es war nicht möglich, das Ufer zu gewinnen, und die Schiffer sahen sich bedenklich an. Cäsar aber rief dem Steuermann zu: „sey gutes Muthes! wir werden nicht untergehen. Du fährst den Cäsar und sein Glück." Und wirklich legte sich der Sturm bald, und sie kamen glücklich ans Land. — Viel half ihm freilich auch die Ungeschicklichkeit seiner Feinde. Einmal wurde er vom Pompejus überfallen, seine Soldaten flohen auf allen Punkten, und Cäsar gab schon alles verloren; aber Pompejus verfolgte ihn nicht, sondern zog sich zurück. „Heute," sprach Cäsar, „würden die Feinde einen vollständigen Sieg gewonnen haben, wenn sie einen Anführer hätten, der zu siegen verstände."

Endlich trafen beide Heere zu einer entscheidenden Schlacht auf einander bei Pharsalus in Thessalien. Die Schlacht wurde hauptsächlich durch Cäsars Reiterei entschieden, welcher er befohlen hatte, den Reitern des Pompejus nicht nach Brust und Schultern zu stechen, sondern nach dem Gesichte, weil er wußte, daß diese Reiter nichts so sehr als eine Wunde im Gesichte fürchteten; denn es waren lauter vornehme Jünglinge, die ihr glattes Gesichtchen nicht wollten entstellen lassen. Als daher die Reiter Cäsars anrückten, und thaten, wie ihnen ihr Herr befohlen hatte, so hielten jene Jünglinge vor Schrecken die Hände vor, und nahmen endlich die Flucht. Mehr als dieser Sieg ehrt den Cäsar die Menschlichkeit gegen die besiegten Feinde. Er behandelte sie mit äußerster Milde, wies keinen von sich, der zu ihm überging, und als er in des Pompejus Lager kam, und hier die vielen Todten erblickte, rief er seufzend aus: „das haben meine Feinde so gewollt; mit Gewalt haben sie mich dazu gezwungen!" und nach Rom schrieb er: „unter allen Früchten meines Siegs ist mir der der herrlichste und süßeste, daß ich alle Tage einigen Bürgern, die vorher meine Feinde waren, das Leben schenken kann." Die Schlacht war im Jahre 48 vor Christus.

Die meisten Pompejaner hatten nach der Schlacht seine Verzeihung angefleht; die erbittertsten flohen nach Afrika oder Spanien. Am unglücklichsten war aber Pompejus selbst. Dieser einzige Tag hatte ihm alles, seine Anhänger, seine Macht, seine Reichthümer geraubt. Nur von Wenigen begleitet, floh er der Küste des Archipels zu, übernachtete in einer elenden Fischerhütte, und fuhr dann nach der Insel Lesbos über, um seine Frau abzuholen. Was mochten beide fühlen, als sie sich unter so veränderten Umständen wiedersahen! Wo sollte er nun hin? Da fiel ihm ein, daß er wohl in Aegypten Schutz finden werde, dessen König, der 13jährige Ptolemäus, ihm viele Verbindlichkeiten schuldig war. Er warf an der ägyptischen Küste die Anker aus, und ließ den König um Aufnahme bitten. Aber die Rathgeber des Königs riethen diesem, den Pompejus lieber umzubringen; das würde Cäsar gewiß sehr gut aufnehmen. Der königliche Knabe ließ sich leicht überreden. Man schickte ein Boot ab, den Römer ans Land zu holen.

Sobald aber das Boot ans Land stieß, und Pompejus aussteigen wollte, fielen die Mörder über ihn her, und stachen ihn nieder, vor den Augen seiner Frau, die vom Schiffe aus die gräßliche That sah, und nicht helfen konnte. Schnell lichteten die Schiffer die Anker, und segelten mit ihr fort.

Cäsar folgte nach der Schlacht bei Pharsalus seinem Feinde nach Aegypten. Als er ans Land trat, brachten ihm jene Rathgeber des Königs mit höfischer Geschmeidigkeit den Kopf des Pompejus entgegen, und hofften dafür von ihm eine große Belohnung zu erhalten. Er aber wandte sich mit Abscheu ab. Mit Thränen betrachtete er dann die Züge des Mannes, den er einst geliebt hatte, und dessen Freund er bis an den Tod geblieben wäre, wenn nicht die Ehrsucht sie getrennt hätte. Er ließ den Kopf mit köstlichen Specereien verbrennen, und die Asche in einem Tempel beisetzen, die schändlichen Mörder aber büßten nachmals mit dem Tode. — Während er sich noch in Aegypten verweilte, wo er keinen Augenblick vor Meuchelmord sicher war, hörte er, daß sich ein König in Klein-Asien wider ihn empört habe. Schnell eilte er nach Asien, überwand den Feind in einer einzigen Schlacht, und schrieb nach Rom die drei Worte, die Schnelligkeit seines Siegs auszudrücken: „ich kam, ich sah, ich siegte!“

Pompejus war zwar todt, aber seine Söhne und viele seiner eifrigsten Anhänger lebten noch. Gegen diese mußte nun Cäsar zu Felde ziehn. Er besiegte den einen Haufen in der Gegend des alten Karthago, und so groß war der Haß dieser Leute gegen Cäsar, und ihre Vorliebe für die alte Verfassung, daß mehrere der Geflüchteten sich selbst entleibten, um nicht den Fall der Republik zu erleben. Dann siegte Cäsar in Spanien über die Söhne des Pompejus, und nun erst konnte er nach Rom gehen, und die Früchte seiner Schlachten genießen. Aber ob er wohl auf dem Throne weich geruht haben mag, den er mit Bürgerblut erkauft, und auf die Leichen vieler Tausende gegründet hatte? Von seinen zahlreichen Freunden und Schmeichlern wurde nun der Sieggekrönte in Rom empfangen, und zum Dictator und auf fünf Jahre zum Consul ernannt. Der Triumph, welchen er über besiegte Mitbürger hielt, dauerte

vier Tage, und übertraf an Pracht alles, was man bisher von der Art gesehen hatte. Unter den Gefangenen, die vor seinem Wagen herschritten, sah man Könige, Prinzen und Prinzessinnen, und große Reichthümer wurden in die Staatskasse gelegt.

Cäsar ließ, um das Volk nicht gegen sich aufzubringen, die alten Formen der Republik stehen. Der Senat, die Consuln und anderen obrigkeitlichen Personen blieben; aber es war das nur zum Schein; er herrschte unumschränkt. Gern hätte er sich König genannt; aber als einmal einer seiner wärmsten Anhänger, Antonius, ihm auf öffentlichen Markte eine Königskrone überreichte, murrte das Volk, und geschwind gab er sie zurück. Auch Kaiser war er noch nicht, obgleich das Wort Kaiser aus seinem Namen, griechisch ausgesprochen, entstanden ist. Alle gehorchten ihm aber, Manche freilich nur ungern; aber die Soldaten, die ihm ganz ergeben waren, unterdrückten jeden Laut des Unmuths. Gegen seine Kriegsgefährten war er auch in der That königlich freigebig. Jeder Fußsoldat erhielt zum Geschenk 600 Thlr., jeder Hauptmann 1200, und jeder höhere Offizier 2400. Auch das Volk wurde beschenkt, indem jeder Bürger 10 Scheffel Korn, 10 ℔ Oel und noch 15 Thlr. auf die Hand erhielt. Welches Vermögen gehörte dazu, solche Austheilungen zu machen!

Zu den vielen Verbesserungen Cäsars gehört auch die des Calenders. Schon bei Numa Pompilius ist gesagt worden, daß dieser König dem Jahre die 12 Monate gegeben habe, die wir noch haben, doch so, daß der Januar der erste, der März der zweite und der Februar der zwölfte Monat war. Die Zehnmänner (wann lebten die?) machten die Aenderung, daß der Februar die zweite Stelle bekam, und also alle Monate die noch jetzt bestehende Ordnung erhielten. Aber es war in Hinsicht der Tage des Jahres nachher eine solche Unordnung entstanden, daß man um ein ganzes Vierteljahr zu weit vorgerückt war, und also der Winter in den März und April fiel. Da nahm sich Cäsar der Sache an, ließ einen gelehrten Mathematiker aus Alexandrien kommen, und durch diesen das Jahr richtiger eintheilen. Man rechnete nun das Jahr zu 365 Ta=

gen und 6 Stunden, und ließ das nächste Jahr, um nur wieder in Ordnung zu kommen, 15 Monate dauern. Aber der Mathematiker hatte sich doch um einige Minuten geirrt, und daher kommt es, daß die Russen, welche noch den Calender des Cäsars gebrauchen (den julianischen) um 12 Tage uns nach sind, so daß wir den 13. schreiben, wenn in Rußland erst der erste ist. Wer unsern Calender geordnet hat, davon unten zu seiner Zeit.

Cäsar war ein überaus kluger Kopf, und doch — so schwach ist der Mensch — konnte er der Macht der Schmeichelei nicht widerstehen. Sein gränzenloses Glück, seine unbeschränkte Macht, und die Lobpreisung, die er täglich aus dem Munde seiner Schmeichler hörte, umnebelten ihn so, daß er nach und nach übermüthiger wurde, und sich für besser hielt, als die andern Römer. Hochmuth kommt vor dem Falle! Man murrte darüber, daß er nicht mehr so herablassend sey als sonst, und als er einst bei einem Besuche, den ein Theil der Senatoren ihm machte, nicht einmal von seinem elfenbeinernen Sessel aufstand, sondern nur Jedem die Hand reichte, — schalt man seinen Stolz unerträglich. Die vielen Freunde der alten Verfassung und des Pompejus traten daher zusammen, und einige ungestüme Köpfe beriethen sich, wie man ihn wohl durch Mord auf die Seite bringen könnte. An die Spitze der Verschwörung stellten sich Brutus und Cassius. Beide hatten in der Schlacht bei Pharsalus unter Pompejus gefochten, waren aber nach derselben von Cäsar nicht nur begnadigt, sondern selbst mit Wohlthaten überhäuft worden. Brutus war überdieß Cäsars Pflegesohn, und von ihm immer recht innig geliebt worden. Aber es war das Gemüth dieses jungen Römers so von dem Gefühl für die sogenannte Freiheit eingenommen worden, daß er alle Pflichten der Liebe und Dankbarkeit vergaß. Die Verschwörung war bald reif, und der 15. März 44 wurde zur Ausführung bestimmt. Wenn Cäsar an diesem Tage in den Senat käme, so sollte er unter den Dolchen der Verschwornen fallen.

Uebrigens hatte Cäsar verschiedene Warnungen erhalten; er war nur gar zu sicher. Er wußte wohl, daß seine Feinde ge-

heime Versammlungen hielten; nur konnte er der Sache nicht recht auf den Grund kommen. Besonders traute er dem Cassius nicht. Er fragte mehrmals seine Freunde: „was haltet ihr vom Cassius? mir gefällt er wegen seiner Blässe gar nicht.“ Am Abende vor dem 15. März war Cäsar bei einem Freunde zu Gaste. Während er einige Briefe unterschrieb, unterhielten sich die Andern über die beste Todesart. Plötzlich hielt er mit Schreiben inne, und rief: „der unerwartetste Tod ist der beste!“ Und diesen Tod hat er gefunden.

Am Morgen des 15. März wollte er zu Hause bleiben; denn er fühlte sich unwohl, und seine Frau hatte einen schweren Traum gehabt, der sie sehr ängstigte; sie bat ihn daher sehr, doch ja zu Hause zu bleiben. Da trat einer der Verschwornen zu ihm ein, und redete ihm zu, doch ja zu kommen; „der Senat ist schon versammelt, und will dir die Königskrone antragen; was würde er denken, wenn du nicht kämest?“ Cäsar ließ sich bereden, und ging. Unterwegs sah er einen Wahrsager, der ihn vor diesem Tage gewarnt hatte; diesem rief er zu: „Nun, siehst du? der 15. März ist da?“ — „Wohl!“ antwortete ihm jener, „er ist aber noch nicht vorüber.“ — Als er auf den Markt kam, drängte sich ein Grieche, den Cäsar wohl kannte, eilig heran, und überreichte ihm einen Brief, worin die ganze Verschwörung aus einander gesetzt war. „Cäsar, lies diesen Brief allein und geschwind,“ raunte er ihm zu: „er enthält sehr wichtige Dinge, die dich betreffen!“ Schon wollte er ihn lesen, da drängten die Verschwornen sich heran, und beschäftigten ihn mit Reden so lange, bis er in die Rathsversammlung trat. Sobald er sich gesetzt hatte, näherten sich ihm die Verschwornen mit verborgenen Dolchen. Einer von ihnen, Tullius Cimber, trat vor ihn hin, und bat ihn zum Scheine um die Zurückrufung seines Bruders, der aus Rom verbannt worden war. Da Cäsar dies abschlug, drängten sich die Andern heran, als wenn sie die Bitte jenes unterstützen wollten, und griffen nach seinen Händen. Er aber wollte aufstehen, da er das Gedränge sah. Jetzt faßte ihn Cimber bei seinem Mantel, und suchte ihm diesen vom Halse zu reißen; das war das verabredete Zeichen. Alle drängten stärker, und Cäsar schrie laut: „das sind nicht

Bitten! das ist Gewalt!" Bei diesen Worten stieß ihm Casca von hinten den Dolch in die Schulter. „Nichtswürdiger Casca!" rief Cäsar, und schlug nach ihm, „was machst du?" — Casca aber rief seinem Bruder zu: „mein Bruder, komm mir zu Hülfe!" Noch einmal versuchte Cäsar aufzustehen und durchzubrechen; aber von allen Seiten blitzten ihm Dolche und Schwerter entgegen. Mit blinder Wuth stachen und hieben die Verschwornen auf den Unglücklichen ein, der eine Zeitlang mit vorgehaltenem Arme die Stöße abhielt. Als er aber auch den Brutus auf ihn eindringen sah, rief er wehmüthig aus: „o mein Sohn! auch du, auch du bist unter ihnen?" hüllte das Gesicht in den Mantel, und sank, ohne weitere Gegenwehr, mit 23 Wunden bedeckt, todt neben der Bildsäule des Pompejus zu Boden. Während dieser Schandthat saß der Senat, von Schrecken gelähmt, theilnehmungslos da. Als sich aber Brutus wandte, um eine Rede zu halten, verließen alle bestürzt den Schauplatz des Mordes. Die Verschwornen wußten nun selbst nicht recht, welche Einrichtung sie dem Staate geben wollten. Kaum bemerkte man ihre Unentschlossenheit, so bekamen die Freunde des Cäsars wieder Muth. Indessen hielten es die Vernünftigern, unter ihnen auch Cicero, für das Beste, da ja doch die That einmal geschehen war, sich mit den Mördern auszusöhnen, sonst aber alles beim Alten zu lassen. Aber die Leichenrede, welche Antonius dem Verstorbenen hielt, änderte Alles. Auf einem hohen Gerüste war die Leiche prachtvoll ausgestellt. Antonius stand zu den Häupten des Sarges. Er hielt dem Volke vor, welche Liebe Cäsar für sie alle gehabt, und wie er diese zuletzt durch sein Testament bewiesen habe, worin jedem Bürger ein Legat von 100 Thlr. ausgesetzt, und seine Gärten zum öffentlichen Gebrauche bestimmt waren. Zuletzt hob er das blutige Gewand des Ermordeten in die Höhe, und zeigte ihnen die von den Dolchstichen zurückgelassenen Spuren. Länger hielt sich das Volk nicht. Es stürmte wüthend durch die Straßen der Stadt, suchte die Mörder auf, zerriß einen Unschuldigen, den es für einen der Mörder hielt, und konnte nur mit Mühe abgehalten werden, die Häuser derselben niederzureißen. Brutus, Cassius und ihre Freunde verließen eiligst Rom, und sammelten sich in Griechenland Anhang.

27. Octavius, Antonius und Lepidus. — Schlacht bei Actium 31.

Der Haupterbe des ungeheuern Vermögens Cäsars war seiner Schwester Enkel, der junge, erst 18jährige Octavius. Er war mit seinem Vater in Macedonien gewesen, und kam nun, sein Erbe in Besitz zu nehmen. Aber Antonius war ihm bereits zuvorgekommen, hatte sich zum Herrn von Rom gemacht, sich des baaren von Cäsar hinterlassenen Geldes bemächtigt, und sich eine Leibwache von 6000 Mann zugelegt, so daß die Römer zu ihrem Schrecken sahen, daß sie schon wieder einen Herrscher hätten. So jung auch Octavius (oder Octavian) war, so besaß er doch eine seinem Alter selten eigene Schlauheit und Verstellungsgabe, und war fest entschlossen, nach dem Beispiele seines Großoheims sich zum Ersten in Rom zu machen. Daß er sich mit Antonius nicht lange vertragen würde, ließ sich erwarten. Gleich bei dem ersten Besuch, den ihm Octavius machte, schlug er ihm die Herausgabe der Gelder ab, und behandelte ihn so geringschätzig, daß Octavius zwar höfisch freundlich, aber mit dem Entschlusse von ihm ging, nun seinen eignen Weg zu gehen. Vor allem legte er es darauf an, sich zum Liebling des Volks zu machen. Er verkaufte seine Güter, um das dem Volke vermachte Legat auszahlen zu können, gab köstliche Spiele, und war so freundlich und bescheiden, daß alle den anspruchslosen Jüngling recht lieb gewannen. Den Cicero behandelte er mit tiefer Hochachtung, nannte ihn seinen Vater, und bat sich seinen weisen Rath aus, so daß der alte eitle Mann den Bürgern Roms in mehr als einer Rede den Octavius als einen ganz ausgezeichneten Mann schilderte. Antonius sah das alles mit heimlichem Ingrimme an, und wollte dem Octavius gar die große Freigebigkeit gegen das Volk verbieten. Endlich kam es zum Bruch. Antonius verließ Rom, um Truppen zu werben, und von Oberitalien aus Rom zu erobern. Auf Cicero's dringende Empfehlung ernannte man den Octavius zu einem der Feldherrn, und schickte ihn und die beiden Consuln mit einem Heer gegen Antonius. Es kam zu einer Schlacht bei Modena. Antonius wurde geschlagen, die Consuln ver-

loren, dem Octavius sehr zur gelegenen Zeit, das Leben, und dieser verlangte nun triumphirend in Rom einziehen zu dürfen, ob er sich gleich während des Gefechts verkrochen hatte. Der Senat schlug es ihm aber rund ab, und der gekränkte Octavius nahm sich nun fest vor, sich zur gelegenen Zeit an dem Senate empfindlich zu rächen.

Antonius war indessen mit unsäglichen Beschwerden über die Alpen nach Gallien geflohen, wo Lepidus Statthalter war, und hatte durch seinen kläglichen Aufzug und viele Bitten die Soldaten desselben bewogen, sich für ihn zu erklären. Mit ihnen ging er nun wieder nach Italien zurück, gerade auf Rom los. In der ersten Bestürzung ernannte man hier den Octavius zum Feldherrn, und er zog gegen Antonius aus. Vom Lager aus verlangte er, man solle ihn zum Consul ernennen. Da ihm das aber abgeschlagen wurde, so zeigte er, daß er nicht mehr der Mann sey, der sich etwas abschlagen ließe. Er kehrte schnell um, zog wieder in Rom ein, und — wurde nun zum Consul erwählt. Jetzt ging er aufs Neue auf den Antonius und Lepidus los. Sie trafen bei Bologna zusammen, und — lieferten eine Schlacht? Keinesweges! sondern sie vertrugen sich, und trafen die Verabredung, das ganze römische Reich, wie einst Pompejus Crassus und Cäsar, unter sich zu theilen. Die Soldaten, denen sie den saubern Plan vortrugen, und für ihre Beihülfe achtzehn Städte mit allen dazugehörigen Dörfern und Landhäusern versprachen, jubelten laut, und versprachen, sich zu Allem brauchen zu lassen. Um das nöthige Geld zu erhalten, wurde beschlossen, Aechtungslisten, wie unter Sylla, zu verfertigen. Jeder schrieb die auf, welche ihm verhaßt waren; daß man besonders die Reichen dazu wählte, verstand sich von selbst. Sie sollten hingerichtet, und ihr Vermögen ihnen genommen werden. Antonius verlangte vor Allen Cicero's Kopf. Octavius widersprach: „unmöglich! den schätze ich wie meinen Vater!" — „Was kommt darauf an," antwortete Antonius, „du hast ja auch deinen Vormund, und ich habe meinen Oheim aufgeschrieben." — „Und ich," rief Lepidus, „gar meinen eignen Bruder!" So mußte also Octavius nachgeben, und Cicero's Tod wurde beschlossen, weil er einige Reden gegen Antonius gehalten hatte.

Jetzt setzte sich das vereinigte Heer gegen Rom in Bewegung. Ein Haufen zu allen Verbrechen fähiger Soldaten wurde mit einer vorläufigen Bekanntmachung des Geschehenen vorausgeschickt. Als sie durch die Straßen zogen — es war schon Abend — begegneten ihnen vier Senatoren, die mit auf der Liste standen. Sogleich fielen sie über sie her, und ermordeten sie. Die Nachricht von diesen Greueln verbreitete sich schnell durch die Stadt; jeder verriegelte sein Haus, manche flüchteten sich oder brachten wenigstens die Ihrigen in Sicherheit. Eine schreckliche Nacht! Hier und da hörte man das Aufschlagen der Hausthüren, das Schreien der Verfolgten, oder das Röcheln der Sterbenden. Dazu kam die Dunkelheit und der Feuerlärm über die an verschiedenen Orten ausbrechenden Brände, um das Schrecken der geängstigten Bürger zu vollenden.

Am folgenden Tage hielten die Triumviren, jeder an der Spitze eines Heeres, ihren gefürchteten Einzug in die Stadt. Die Mörderschaaren wurden nun ausgeschickt, die erkohrnen Schlachtopfer aufzusuchen. Es wurden in diesen schrecklichen Tagen in Rom 300 Senatoren, 10,000 Ritter und eine ungezählte Menge gemeiner Bürger ums Leben gebracht. Damit aber ja keiner der Geächteten entrinne, wurden jedem Mörder für den Kopf 5000 Thlr. gezahlt und den Sclaven die Freiheit und Bürgerrechte versprochen, wenn sie die Schlupfwinkel ihrer Herren anzeigten. Aber neben unzähligen Handlungen der Verworfenheit hat uns die Geschichte auch nicht wenige des größten Edelmuths und der liebevollsten Aufopferung hinterlassen. So trug ein Römer seinen geächteten und kranken Vater auf dem Rücken aus der Stadt. Ein andrer, sonst Feldherr, hatte sich als Kohlenführer verkleidet, und wollte eben aus dem Thore gehen, als ihn ein Soldat, der sonst unter ihm gedient hatte, erkannte. Er konnte sich leicht den Sündenlohn verdienen, wenn er ihn anhielt; aber er that es nicht. „Glück auf den Weg, mein Feldherr!" flüsterte er ihm nur zu. Ein dritter gab vor, sein Vater habe sich selbst ums Leben gebracht, ließ ihn in einen Sarg legen, und brachte ihn so glücklich aus der Stadt. Ein Vierter hatte seinen Sclaven

kurz vorher erst ungerechterweise brandmarken lassen; dennoch verrieth dieser ihn nicht, und besorgte seine Rettung. Mehrere wurden durch ihre Frauen gerettet, und die Mutter des Antonius — Julia hieß sie — verbarg ihren von ihrem Sohne geächteten Bruder in ihrem Hause, und erklärte ihrem Sohne und der Wache, welche zu seiner Ermordung abgeschickt war, daß sie selbst lieber den Tod leiden, als zugeben würde, daß ihr Bruder ermordet würde. Antonius antwortete verdrießlich: „du bist eine bessere Schwester als Mutter,“ — strich aber den Oheim von der Liste aus.

Die Ermordung keines Mannes aber war mehr zu beklagen, als die des herrlichen Redners Cicero. Als er erfuhr, daß er und sein Bruder geächtet sey, wollte er über die See entfliehen; aber es fehlte ihm am baaren Gelde, und sein Bruder Quintus und dessen Sohn reisten heimlich nach Rom, sich Geld zu holen. Sie waren bald verrathen, und die Wache erschien. Der Sohn trat den Mördern entgegen, während der Vater sich verbarg. Da jener den Schlupfwinkel desselben nicht verrathen wollte, marterten sie ihn so gräßlich, daß er das Wimmern nicht unterdrücken konnte. Bei diesen Tönen konnte sich der Vater nicht länger halten. Er lieferte sich selbst den Soldaten aus, die beide ums Leben brachten. Indessen wurde der Redner Cicero von der größten Unentschlossenheit gepeinigt. Bald wollte er fliehen, bald bleiben. Schon war er auf einem Schiffe gewesen; da besann er sich wieder anders, und ließ sich auf eins seiner Güter bringen. Auch hier hatte er keine Ruhe. Eben hatte er sich in die Sänfte gesetzt, um sich forttragen zu lassen, da holte ihn die Wache ein, und ein Hauptmann, den er früher gegen die Schuld des Vatermordes vor Gericht vertheidigt hatte, hieb ihm, indem er aus der Sänfte heraussah, mit drei Hieben den Kopf ab. Diesen und die rechte Hand brachte er dem Antonius, der bei diesem Anblicke freudig ausrief: „lebt nun, ihr Römer, lebt! ihr habt nun nichts mehr zu fürchten!“ Seine schändliche Fulvia ließ sich den Kopf auch bringen, bezeugte ihre große Freude über seinen Tod, und durchstach seine Zunge mit tausend Nadelstichen, weil er einmal über ihre Schlechtigkeit unumwunden gesprochen hatte.

Jetzt erklärten die Triumviren, die Aechtungen wären beendigt, und nun erst athmeten diejenigen frei auf, die noch am Leben waren. Dann reiste Antonius und Octavian nach Griechenland ab, um die östlichen Länder des römischen Reichs den Mördern des Cäsars zu entreißen. Diese hatten indessen Zeit gehabt, sich alle diese Länder zu unterwerfen. Bei jeder Gelegenheit zeigte Brutus einen so milden, menschenfreundlichen Sinn, und eine so große Uneigennützigkeit, daß man wirklich recht bedauern muß, daß seine unüberlegte Freiheitsliebe ihn zu jener Schandthat hingerissen hatte. Als er noch in Klein-Asien war, heißt es, saß er einst des Nachts in tiefer Einsamkeit in seinem Zelte. Er konnte nicht schlafen; die ungewisse bedenkliche Zukunft beunruhigte sein Gemüth. Eine Lampe erleuchtete das Zelt nur schwach. Da hörte er plötzlich ein Geräusch. Er wandte sich, und sah mit Grausen eine riesenhafte Gestalt vor sich stehen, und ihn wild anstieren. „Wer bist du?" schrie Brutus auf: „ein Gott oder ein Mensch?" — „Ich bin dein böser Geist!" antwortete das Ungethüm mit hohler Stimme: „bei Philippi siehst du mich wieder!" — Bald darauf kam es bei Philippi, einer Stadt in Macedonien, zu einer Schlacht, die zwei Tage dauerte. Am ersten Tage wurde Cassius vom Antonius geschlagen, verzweifelte an seinem Glück, und ließ sich von einem seiner Freigelassenen den Kopf abschlagen. Wieder ein Beispiel zu der Wahrheit, daß der Mensch erst dann untergeht, wenn er an sich selbst verzweifelt; denn Brutus hatte an dem Tage gesiegt, und kam eben seinem Freunde zu Hülfe, als dieser alles verloren gab. In der folgenden Nacht erschien dem Brutus, sagt man, das Gespenst wieder, ihn stumm angrinsend, und daran erkannte er, daß er fallen würde. Die Schlacht fiel für ihn unglücklich aus; er sah seine besten Freunde um sich herum fallen, und wäre selbst gefangen worden, hätte sich nicht einer seiner Freunde für ihn ausgegeben, und ihm dadurch Zeit verschafft, sich zu retten. Dennoch wurde er wieder von den Feinden umringt. Er bat einen Freund, ihm das Schwert vorzuhalten; dann stürzte er sich mit Gewalt hinein.

Bei der Theilung des römischen Reichs unter die Triumviren hatten sich Octavius und Antonius am besten bedacht.

Jener nahm sich Rom und das ganze Abendland, Antonius das Morgenland; dem Lepidus, als einer unbedeutenden Nebenperson, gaben sie nichts als einen Theil der nordafrikanischen Küste. Jetzt ging ein Jeder in seine Provinz, Octavius blieb in Rom, und Antonius nahm zunächst in Tarsus, der Hauptstadt von Cilicien, der hintersten Provinz Klein-Asiens, seinen Sitz. So thätig, unternehmend und kraftvoll auch Antonius, wenn die Noth ihn drängte, verfahren konnte, so schlaff, vergnügungssüchtig und weichlich war er, wenn die Gefahr vorüber war. Seine große Sinnlichkeit hatte die edelsten Anlagen seines Geistes getödtet, und es war jetzt schon vorauszusehen, daß, wenn es einmal zwischen ihm und Octavius zum Kampfe käme, er unterliegen müsse, weil Octavius immer Herr seiner Neigungen war, und die Geschäfte dem Vergnügen vorzog. Das Geld zu den ungeheuren Schwelgereien des Antonius mußten die armen Einwohner der Provinzen schaffen; so legte er den Klein-Asiaten auf, eine Summe von fast 200 Mill. Thlr. und zwar binnen einem Jahre zu schaffen, und als man ihm die gänzliche Unmöglichkeit davon vorstellte, ließ er nur wenig ab. In Tarsus fiel ihm ein, daß die Königin von Aegypten, Cleopatra, den Cassius mit ihren Schiffen unterstützt habe, und deshalb beschied er sie zu sich, um von ihrem Betragen Rechenschaft abzulegen. Sie, eine äußerst schöne, reizende und zugleich sehr kluge Frau, damals 25 Jahre alt, erkundigte sich bei dem römischen Abgesandten genau nach dem Charakter des Antonius, und nun entwarf sie ihren Plan. Als einst Antonius in Tarsus auf dem Markte zu Gericht saß, kam die Nachricht, Cleopatra nähere sich der Stadt; sogleich lief alles fort, das neue Schauspiel zu sehen, und Antonius sah sich allein. Wirklich war es ein neues Schauspiel. Ihr Schiff hatte purpurrothe Segel, das Hintertheil war vergoldet, und die Ruder von Silber, und wurden nach dem Tacte der Flöten, Schalmeien und Harfen bewegt. Cleopatra selbst lag hingestreckt auf einem goldenen Ruhebette unter einem golddurchwirkten Baldachin. Neben ihr standen kleine, liebliche Knaben als Liebesgötter verkleidet, und schöne Mädchen, Wassernymphen und Grazien vorstellend, standen am Steuerruder und an den Schiffsseilen.

Ein köstliches Räucherwerk verbreitete die herrlichsten Wohlgerüche. So fuhr sie den Fluß hinauf, an dessen Ufern die Stadt lag. Schon bei der ersten Zusammenkunft mit Antonius hatte sie ihn so völlig gewonnen, daß er ihr ganz ergeben war, und nur für sie zu leben schien. Seine Frau in Rom, seine Geschäfte, alles war vergessen. Täglich gaben sie einander Feste, und zu seinem Erstaunen sah Antonius, daß die ihrigen die seinigen an Pracht und feinem Geschmack bei weitem übertrafen. Wenn er bei ihr speiste, so erhielt er nachher alle goldene Gefäße, woraus beide gegessen und getrunken, und alle Teppiche und Polster, worauf sie geruht hatten, in sein Haus geschickt; ebenso alle Gäste das, was auf ihrem Tische gestanden hatten; ja selbst die Bedienten und Sänftenträger wurden nicht vergessen. Die Verschwendung jener beiden war so groß, daß selbst der Sohn des Antonius, ein junger Bursche, einst einem seiner Gäste für einen witzigen Einfall alle goldenen Gefäße, die gerade auf dem Tische standen, schenkte, und als der Gast das Geschenk nicht annehmen wollte, sagte ihm der Bediente: „warum weigerst du dich, das Geschenk anzunehmen? Weißt du nicht, daß der Geber ein Sohn des Antonius ist, der dir das alles schenken kann?“ Als Antonius einst zu ihr kam, fand er den Fußboden des Saales, worin sie speisten, so hoch mit Rosen bestreut, daß sie bis an die Knöchel reichten. Einst wetteten beide, wer den andern am kostbarsten bewirthen könnte. Antonius bot alles auf, was die feinste Kochkunst nur vermochte, und ließ die Zuthaten durch eigene Boten aus den entferntesten Gegenden zusammen holen. Cleopatra dagegen bewirthete ihn ganz einfach, zuletzt aber löste sie eine vorzüglich große Perle, die wohl eine halbe Million Thaler werth seyn mochte, in Essig auf, und so hatte sie also die Wette gewonnen. Essen und Trinken schien bei diesen unvernünftigen Menschen der Zweck des Lebens zu seyn. Einem seiner Köche schenkte er einmal, weil er eine Abendmahlzeit gut zugerichtet hatte, das Haus eines wohlhabenden Bürgers, der zusehen konnte, wo er bliebe, ob er gleich nichts verbrochen hatte. Die größten Summen, die er den unglücklichen Einwohnern abgepreßt hatte, waren daher bald verthan, und dann verlangte er neue. Selten wagte einmal Einer zu widersprechen.

Als er einst den Städten in Klein=Asien in Einem Jahre zwei Mal die ungeheuern Abgaben abforderte, sagte ihm ein Bürger ganz freimüthig: „wenn du die Steuern in Einem Jahre zwei Mal fordern kannst, so mache uns auch in jedem Jahre zwei Mal Winter und Sommer. Hast du jene zweihunderttausend Thaler nicht erhalten, so fordere sie von denen, die sie in Empfang genommen haben. Wenn du sie aber empfangen und schon durchgebracht hast, so sind wir verloren!" Diese Rede machte für den ersten Augenblick einen großen Eindruck auf ihn; denn er hatte wirklich nie Rechnung gehalten, und seinen Leuten alles überlassen.

Nachdem er in Tarsus mit Cleopatra eine Zeitlang geschwelgt hatte, und Cleopatra wieder nach Aegypten reiste, begleitete er sie dahin, und gleich ging hier wieder dasselbe üppige Leben an. Da er sich um die Geschäfte gar nicht bekümmerte, so konnte es nicht fehlen, daß ihm die Zeit oft lang wurde. Daher verfiel er auf allerhand Possen. Er schwärmte, besonders des Abends, in der Stadt Alexandrien umher, neckte die Leute, die an den Thüren und Fenstern saßen, und bekam dabei auch manchmal Schläge, was viel Gelächter erregte. Oft verkleideten sie sich auch, er als Sclave, und Cleopatra als Sclavin, um ungestörter ihre Possen ausüben zu können. Im Grunde machte sie sich nicht viel aus ihm; denn sie konnte unmöglich einen Mann lieben, den sie nicht achten konnte, und ihr Verstand sah seine Lächerlichkeiten sehr wohl ein; da er aber ein mächtiger, einflußreicher Mann war, so mußte sie schon seinen Schwachheiten nachsehen. Einst angelten beide im Nil, und Antonius konnte keinen Fisch fangen. Darüber ärgerte er sich, weil ihn Cleopatra auslachte. Er ließ daher, ohne daß man es sehen konnte, einen Taucher unter dem Wasser Fische, die schon vorher gefangen waren, an seinen Angelhaken stecken, und zog nun zwei oder drei Mal die Angel frohlockend heraus. Cleopatra merkte das. Als sie nun am andern Tage wieder angelten, befahl sie einem ihrer Fischer, unter dem Wasser an die Angel hinzuschwimmen, und einen gesalzenen Seefisch anzuhängen. Antonius merkte kaum, daß sich die Angel bewegte, als er sie geschwind herauszog, und — da hing der gesalzne Fisch. Alle lachten, nur Antonius nicht. Schon wollte er empfindlich werden;

da besänftigte ihn Cleopatra durch ein sehr feines Compliment: „Laß uns kleine Könige Fische angeln; du dagegen, Antonius, weißt Städte, Könige und Provinzen zu fangen!“

Wer weiß, wie lange Antonius noch dies Leben fortgesetzt hätte, wäre nicht die Nachricht eingegangen, daß Octavius seine Macht bedeutend vermehre, und die Fulvia, die schändliche Frau des Antonius, aus Italien vertrieben habe. Geschwind machte er sich auf, um nach Italien zu gehen, erfuhr aber schon unterwegs, daß Fulvia gestorben sey. Betrübt mochte er wohl nicht seyn, und da er hörte, daß sie an dem Streite mit Octavius Schuld gewesen sey, so vertrug er sich mit diesem schnell, und heirathete des Octavius Stiefschwester Octavia, eine eben so schöne, als tugendhafte Frau, die auch gerade Wittwe war. Sie begleitete ihn auch auf seiner Rückreise, und blieb mit ihm ein ganzes Jahr in Athen. Hier erwiesen ihm die Athener die kriechendsten Schmeicheleien; denn von der alten Kraft und Freiheitsliebe war kaum mehr eine Spur vorhanden. Aber Antonius bestrafte sie für ihre Kriecherei. Sie vermählten ihn nähmlich mit ihrer Schutzgöttin Minerva. „Ich danke euch,“ sagte Antonius lachend; „aber nun bitte ich mir auch von euch 1,200,000 Thlr. als Hochzeitgeschenk aus.“ Die Athener machten saure Gesichter, aber sie mußten zahlen.

Nach einiger Zeit entstanden wieder Zwistigkeiten zwischen beiden Schwägern, und Antonius hielt es für nöthig, wieder nach Italien zu reisen. Die gute Octavia bat ihren Mann, sobald sie ans Land gestiegen waren, zu ihrem Bruder voranreisen, und den Weg der Güte versuchen zu dürfen. Als sie zu ihm kam, sprach sie: „O, Octavius, gieb nicht zu, daß ich aus einer der glücklichsten Frauen eine der unglücklichsten werde. Kommt es zum Kriege zwischen euch, so ist zwar noch ungewiß, wer von euch siegen und wer besiegt werden wird; aber auf jeden Fall würde ich sehr unglücklich seyn.“ Ihre sanfte Rede stiftete Frieden, und so wie sich Octavius und Antonius umarmten, stürzten sich auch ihre Soldaten, die schon feindlich gerüstet einander gegenüber standen, in die Arme. Dann ging Antonius wieder nach Asien zurück, und ließ die Octavia in

Rom zurück, weil sie — wie er vorwandte — die Beschwerden des Feldzugs nicht würde ertragen können. So schwer ihr die Trennung auch wurde, so fand sie sich doch darein, weil sie ihrem Manne bei ihrem Bruder gute Dienste zu leisten hoffte.

Aber leider vertrugen sie sich nicht lange. Wie konnte das auch zwischen zwei so ehrsüchtigen Menschen anders seyn. Octavius hatte den Lepidus, der ein unbedeutender Schwächling war, ganz auf die Seite geschoben, und ihn in eine kleine Stadt verwiesen; dann machte er Anstalten, den Antonius eben so los zu werden. An Veranlassung zum Streite ließ es der unbesonnene Antonius nicht fehlen. Er war wieder nach Asien gegangen. Hier kam ihm Cleopatra schon entgegen, und sogleich wachte seine alte Liebe zu ihr mit ganzer Stärke wieder auf. Er ging so weit, ihr und ihren Kindern ganze Länder zu schenken, die ja doch nicht ihm gehörten, sondern nur von ihm verwaltet wurden; er nannte sich einen König der Könige, und was der Unbesonnenheiten mehr waren. Niemand betrübte sich darüber aufrichtiger als die gute Octavia. Sie suchte ihn indeß bei ihrem Bruder möglichst zu entschuldigen, und bat um die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen; denn sie hoffte, ihn vielleicht auf bessere Gedanken zu bringen. Antonius erfuhr das, und erschrak; denn sein böses Gewissen erlaubte ihm nicht sie zu sehen. Er schrieb ihr, sie möchte nicht zu ihm kommen, sondern in Athen bleiben; er habe jetzt eben einen Krieg vor. Octavia war tief erschüttert. Sie schrieb ihm wieder: „wenn du mich nicht sehen willst, so schreibe mir wenigstens, wo ich die Soldatenkleidungen, die Pferde und Maulthiere und das Geld, womit ich dich überraschen wollte, lassen soll.“ So viele Güte rührte das Herz des Antonius. Schon wollte er sie kommen lassen, und sich reuevoll in ihre Arme werfen. Da trat Cleopatra als sein böser Geist zu ihm, und sprach: „wie? du böser Mann, du wolltest mich verstoßen, die ich dir überall hin gefolgt bin, und dir so viel aufgeopfert habe?“ Dabei vergoß sie so häufige Thränen, die ihr immer zu Gebote standen, daß Antonius sie zu beruhigen suchte, und ihr versprach, er wolle die Octavia nicht nur nicht kommen lassen, sondern ganz verstoßen, um sie, die Cleopatra, heirathen zu können.

Tiefbetrübt reiste nun Octavia nach Rom zurück, und fuhr noch immer fort, den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Mann und Bruder zu verhindern. Octavius verlangte durchaus, sie solle den ihr angethanen Schimpf rächen, und wenigstens das Haus des Antonius sogleich verlassen. Aber das that sie keinesweges; im Gegentheile widmete sie sich ganz der Erziehung ihrer und des Antonius Kinder, und nahm alle Freunde ihres Mannes, die in Geschäften nach Rom kamen, freundlich bei sich auf. Aber, ohne es zu wollen, schadete sie dadurch dem Antonius mehr, als sie ihm nützte. Denn das Volk, welches Zeuge ihrer Tugend war, verachtete ihn nun doppelt.

Endlich glaubte Octavius, die rechte Zeit sey erschienen, gegen Antonius loszubrechen. Er klagte ihn vor dem Volke förmlich an. Das war so gut als eine Kriegserklärung. Antonius rüstete sich schnell, schied sich nun ganz von der Octavia, und befahl ihr, sein Haus sogleich zu verlassen. Octavia gehorchte weinend. Sie dachte so edel, daß sie ihre Stiefkinder nicht verstieß, sondern selbst, als Antonius und Cleopatra todt waren, deren Tochter zu sich nahm, und mütterlich erzog. Alle ihre Söhne wurden nachmals angesehene und geachtete Männer. Antonius dagegen heirathete die Cleopatra; sein guter Geist war von ihm gewichen.

Beide Triumvirn zogen nun gegen einander. Bei **Actium**, einer Stadt und einem Vorgebirge an der Westküste Griechenlands, Italien schräg gegenüber, trafen sich die Landheere und Flotten im Jahre 31 vor Christus. Während jene ruhig einander gegenüber standen, griffen die Schiffe sich an. Cleopatra hatte ihre Flotte mit der des Antonius vereinigt. Das Glück war schon mehr auf seiner Seite, als Cleopatra plötzlich, — niemand wußte warum? — mit ihren 60 Schiffen umkehrte, und mit vollen Segeln nach Aegypten zusteuerte. Anfangs starrte ihr Antonius nach; dann befahl er seinem Steuermann, schnell zu wenden, und ihr nachzueilen. Er bat sie flehentlich, ihn doch nur wenigstens mitzunehmen. Durch dies unbegreifliche Betragen gab er seinen Vortheil auf. Zwar fochten seine Soldaten, die seine baldige Rückkehr erwarteten, bis an den Abend wie Löwen; als aber der Wind dann ihre Schiffe zerstreute, und sie den Antonius nicht

zurückkehren sahen, ergaben sie sich dem Octavius. Dasselbe thaten die Landsoldaten, nachdem auch sie noch 7 Tage vergebens auf Antonius gewartet hatten, und so sah sich nun Octavius durch sein Glück und die Muthlosigkeit seines Feindes zum Herrn des römischen Reichs erhoben.

Antonius floh indessen voll Verzweiflung nach Aegypten, und schickte mit der Cleopatra Gesandte mit demüthigen Anträgen an Octavius, der ihnen gar nicht einmal antwortete, der Cleopatra aber ganz heimlich sagen ließ, er würde ihr gnädig seyn, wenn sie den Antonius ihm ausliefern wollte. Das that sie zwar nicht; aber sie wurde täglich kälter gegen ihren Mann, und wäre seiner gern los gewesen. Erst im folgenden Jahre rückte Octavius gegen Aegypten an. Antonius schickte ihm die Aufforderung entgegen, sich mit ihm im Zweikampf zu messen; aber jener hatte nicht Lust, sein Leben der Spitze des Schwertes anzuvertrauen, und ließ ihm antworten: „willst du so gern sterben, so giebt es ja genug Mittel und Wege dazu.“ Noch einen Versuch wollte Antonius machen; er ging seinem Feinde mit Flotte und Landheer entgegen; aber beide gingen sogleich zum Octavius über, und dem unglücklichen Verlassenen blieb nichts übrig als sich nach Alexandrien zu flüchten. Er fragte nach der Cleopatra. „Die,“ hieß es, „hat sich ums Leben gebracht, und ist schon beerdigt.“ Die Wahrheit aber war, daß sie sich in einem großen Begräbnißthurm, den sie sich für diesen Fall bauen lassen, begeben hatte. Antonius war außer sich. „Daß ich dich verlohren habe,“ rief er schmerzlich aus, „betrübt mich nicht; denn ich folge dir; aber daß mich eine Frau an Muth übertroffen hat!“ Mit diesen Worten stieß er sich das Schwert in den Leib, und wand sich in seinem Blute, bis Cleopatra ihm sagen ließ, sie lebe noch, und wünsche ihn zu sehen. Sterbend brachte man ihn zu ihr. Bei seinem Anblicke rang sie verzweiflungsvoll die Hände; ihr Gewissen mochte ihr sagen, daß sie an dem Verderben des Antonius Schuld sey. Unter tausend Liebkosungen starb er unter ihren Händen. Jetzt zog Octavius in die Stadt ein, ließ Cleopatra gefangen nehmen, eben als sie sich erstechen wollte, und ließ sie nun genau bewachen. Er besuchte sie selbst, und that recht freundlich zu ihr, um

sie sicher zu machen; denn er wollte sie in Rom als Gefangene im Triumphe aufführen. Aber das schlaue Weib erfuhr das, und zwar, daß sie schon nach drei Tagen eingeschifft werden sollte. Sie beschloß daher zu sterben. Noch einmal wallfahrtete sie zum Grabe ihres Antonius, warf sich weinend auf seinen Sarg, bekränzte ihn mit Blumen, und eilte nun, zum Sterben entschlossen, nach Hause. Hier ließ sie sich, unter Blumen versteckt, in einem Korbe eine giftige Natter bringen, bat den Octavius schriftlich, sie neben Antonius zu begraben, und ließ sich dann in die Brust beißen. Octavius schickte, sobald er den Brief erhielt, eilig zu ihr, aber der Bote fand sie schon todt, im königlichen Putze auf ihrem Ruhebette ausgestreckt. So starb eine Frau, die so glücklich hätte leben, und ihr Volk so glücklich machen können, wenn in ihrem schönen Körper eine schönere Seele gewohnt hätte.

Vierte Periode.

Von der Schlacht bei Actium bis zum Untergange des abendländischen Römerreichs, 31 vor Christus — 476 nach Christus.

---

28. Augustus und sein Haus. — Jesus Christus.

Was mit Verbrechen beginnt, kann nur unglücklich enden. So mit Octavian und seinem Hause, auf welchem der Fluch des Himmels recht sichtlich ruhte.

Octavius war nun unumschränkter Herr des Römerreichs; und mit banger Erwartung sahen die Römer den kommenden Ereignissen entgegen. Nach seiner Herrschsucht, seiner Verstellungskunst und den mit Ermordung verbundenen Aechtungen, an denen er doch auch vielen Antheil hatte, ließ sich nicht vieles Gute von ihm erwarten. Er kehrte nach Rom zurück. Senat und Volk beugten sich vor dem mächtigen Sieger, und kein Laut der alten Freiheitsliebe ließ sich mehr hören; denn die alten Römer

lebten nicht mehr; die jetzigen waren durch Weichlichkeit und Schwelgerei so entartet, daß sie willig jedes Joch trugen. Man begrüßte ihn als Herrn, und es stand nur bei ihm, ob er sich König nennen wollte. Aber er war klug genug, das nicht zu thun, weil er wußte, wie verhaßt dieser Name den Römern sey. Aber Cäsar ließ er sich nennen, und da hieraus der Name Kaiser entstand, so war er also der erste römische Kaiser. Auch gab man ihm freiwillig den Namen Augustus, d. i. der Erhabene, Große, und dieser gefiel ihm so, daß er ihn beibehielt. So wollen wir ihn nun auch nennen. Die Römer erkannten bald zu ihrer großen Ueberraschung und Freude, daß Augustus ein guter und milder Regent sey. Er gab gute und milde Gesetze, verbot die grausamen Fechterspiele, wehrte dem übertriebenen Luxus so viel als er vermochte, und ging selbst mit gutem Beispiele voran. Er lebte überaus mäßig, kleidete sich nur in solche Gewänder, welche ihm seine Frau und seine Töchter gewebt hatten, wohnte 40 Jahre lang in einem und demselben Zimmer, und litt nicht einmal, daß seine Familie Schwelgereien trieb. Er saß täglich zu Gericht; selbst als er schon alt und kränklich war, ließ er sich in einer Sänfte hintragen, und entschied mit Gerechtigkeit. Auch ließ er die äußeren Formen der Republik fortbestehen, der Senat, die Consulen blieben, und selbst das Volk wurde zuweilen versammelt. Wenn ihn jemand zu seinem Erben einsetzte, so nahm er es nur an, wenn keine Kinder oder bedürftige Verwandte da waren. Kurz es schien, als wolle er durch gute Handlungen seine früher begangenen Verbrechen wieder gut machen.

Das Römerreich hatte nun schon eine sehr große Ausdehnung, und fast alle Länder, welche damals bekannt waren, gehörten dazu, ungefähr also folgende: Portugal, Spanien, Frankreich, von Deutschland nur der südlichste Theil bis an die Donau, die Niederlande, England, Helvetien, Italien mit seinen Inseln, die ganze jetzige europäische Türkei, Klein-Asien, Vorderasien bis in die Gegend des caspischen Meeres und bis über den Euphrat und Tigris hinaus, Aegypten und die ganze Nordküste von Afrika.

Hiernach stand auch das kleine Palästina unter römischer

Gewalt. Ein Theil, worin Jerusalem lag, wurde von einem römischen Statthalter regiert, der nördlichere von einem einheimischen Könige, der aber den Befehlen des Kaisers gehorchen mußte. In jenem Theile, im Städtchen Bethlehem, wurde unter Augusts Regierung Jesus Christus von armen Eltern, unter auffallenden, seine hohe Bestimmung andeutenden Umständen gebohren. Seine Lebensgeschichte ist bekannt; hier nur die Hauptsachen und etwas von dem Geiste seiner Lehre. Von seiner Kindheit und Jugend wissen wir nichts, als daß er als Säugling den Verfolgungen des Königs Herodes durch Gottes Beistand glücklich entging, und im 12ten Jahre durch seinen reifen Verstand Aufmerksamkeit erregte. Als er 30 Jahre alt war, wollte ihn Johannes nicht taufen; „denn," sprach er, „du bedarfst keiner Sinnesänderung; du bist der Reine; eher solltest du mich taufen." Aber Jesus bestand darauf, weil er dadurch zu seinem Lehramte eingeweiht seyn wollte. Da senkte sich sichtlich der Geist des Höchsten auf ihn herab, der sein ganzes Lebens hindurch mit ihm war. Nun ging Jesus hin, das Volk zu lehren, aber nicht die Juden allein, sondern auch die Heiden; denn allen Menschen sollte das Heil gepredigt werden, weil Alle ja Kinder Eines Vaters im Himmel sind. Aber das konnte er nicht allein verrichten; seines Bleibens auf der Erde sollte ja auch nicht lange seyn. Darum suchte er sich Schüler und Gehülfen auf, aber nicht unter den Gelehrten, die das Elend des Volks nicht fühlten, und nur für ihren Ruhm sorgten, sondern unter dem Volke selbst. „Folgt mir nach," sprach er zu ihnen, „ihr sollt die Menschen gewinnen für das Reich meines himmlischen Vaters." Aber das sinnliche Volk hätte auf die bloßen Worte nicht gehört; denn der jüdische Glaube war ja bequemer; es war den Leuten ja leichter zu opfern und zu fasten, als streng gegen sich selbst zu seyn, und alle Unlauterkeit abzuthun. Darum mußte er ein Mittel haben, auf die Sinnlichkeit des Volks zu wirken. Er that daher Wunder, und bekräftigte dadurch die Wahrheit seiner Lehre, daß sie nicht seine eigne, nicht Menschenwerk sey, sondern von dem komme, der allein Wunderkraft verleihen kann. Das Volk sah die Wunder, und staunte; aber Viele liefen ihm mehr nach

um der Wunder, als um seiner Lehre willen. Solche Menschen schalt er ihres verkehrten Sinnes wegen aus. „Thut den Willen Gottes," sprach er, „den ich euch verkündige; dann werdet ihr an euch selbst sehen, daß meine Lehre von Gott sey, und daß ich nicht aus mir selber rede." Seine Lehre ging aber nicht auf äußerlichen Gottesdienst, sondern auf strenge Erfüllung des Willens Gottes. „Nicht alle," sprach er, „die zu mir Herr! Herr! sagen, werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel." Aber Gott liebt euch auch; „ja also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebohrnen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, selig werden." Er kennt ja alle eure Bedürfnisse, und wird euch geben was ihr bedürft, wenn ihr nur das Eurige thut. „Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen und erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seyd ihr denn nicht viel mehr als sie?" Es ist wahr, Gottes Forderung ist streng. Er fordert von euch ein reines Herz; ihr dürft euer Herz nicht theilen zwischen ihm und der Sünde; ganz ihm soll es geweiht seyn; denn die Liebe zur Sünde verträgt sich nicht mit der Liebe zu ihm. Erreichen werdet ihr ihn, den Vollkommnen, zwar nie, aber ihr müßt unablässig darnach streben. Seyd daher barmherzig, so wie Gott es ist! Seyd heilig! denn Gott ist heilig. „Liebt eure Feinde; segnet die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen, damit ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel. Denn er läßt ja auch seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte." Sagt nicht, das es unmöglich sey, so zu handeln. Würde er von euch Dinge verlangen, die ihr nicht verrichten könnt? Nur Muth gefaßt! Betet nur zu eurem himmlischen Vater um Kraft, und er wird euch seinen heiligen Geist geben, den alle die erhalten, die mit ganzem Ernste das Gute wollen und ihn darum nur anrufen. — Oder hast du dich vielleicht schon verirrt? Glaubst du vielleicht nun, es sey zu spät oder zu schwer umzukehren? Gott könne oder werde dir nicht verzeihen? Verzage nicht. „Komm her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch

mein Joch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." „Auch sage ich euch, es wird Freude seyn im Himmel vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut." Aber glaube nicht, es habe nun nichts auf sich mit der Sünde, weil Gott gern vergiebt; der stets gehorsame Sohn ist doch besser als der begnadigte. — Auch glaube nicht, mit dem äußeren Gottesdienst sey es abgethan. „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten." Die Ceremonien, der Besuch der Kirche, sind nur Mittel, den innern und eigentlichen Gottesdienst zu befördern. Dein ganzes Leben muß ein Gottesdienst seyn. Bete fleißig zu Gott, aber mehr um Erleuchtung, um Kraft zu guten Werken, als um irdisches Glück; „denn es vergeht die Welt mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit." Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten als dich selbst; du bist dir also nicht selbst der Nächste. Denn was du deinen Brüdern thust, das hast du mir gethan. Fragst du aber, welcher Lohn dir dafür wird? — Ein seliges Bewußtseyn, eine ungetrübte Heiterkeit, die Gewißheit, daß du da oben einen Vater hast, der mit Freude auf dich herabsieht, und dich mit seiner Hand leitet. Sterbend kannst du freudig deine Seele in seine Hände befehlen. Ist das nichts? Womit er dich noch weiter belohnen will, hier und erst jenseits, das überlaß ihm mit Zuversicht; er wird dir mehr geben, als wie du denkst. Die Erde hat nicht immer Lohn und Strafe, wenigstens nicht so sichtbar. Aber jenseits! „da wird ein jeder offenbar werden vor meinem Richterstuhl, wie er gehandelt hat bei seinem Leben, es sey gut oder böse."

Das ungefähr war der Geist der Lehre Jesu. So lehrte er, und ging mit seinem Beispiele voran. Noch nie war vor ihm ein Mensch erfunden worden ohne Sünde; er aber war so rein, daß nicht einmal seine Feinde ihn einer Sünde zeihen konnten. Das Volk hing an ihm; aber es begriff seinen hohen Beruf nicht ganz, und glaubte, er sey gekommen, sie von der Herrschaft der Römer zu befreien. Die gelehrten Juden aber, die Pharisäer und andere Secten, haßten ihn, weil er

sie scharf tadelte, und ihr verkehrtes Wesen aufdeckte, und sie verfolgten ihn. Er hatte beschlossen, schon nach dreyjährigem Lehramte die Erde zu verlassen. Sein großes Werk war ja nun vollbracht; viele vom Volke waren für seine Lehre gewonnen, fürs Gute erwärmt; seine Schüler waren von Gottes Willen hinlänglich unterrichtet, und jetzt noch in den Jahren der Kraft, aller Welt die neue Lehre zu verkündigen; er aber erkannte, daß er durch seinen Tod seine Lehre besiegeln müßte. So ging er also in den schmerzvollsten Tod. Aber nach einem kaum 36 stündigen Todesschlafe rief ihn Gott wieder hervor aus dem Grabe, und der Glaube seiner Schüler an ihn, den Sohn Gottes, wurde neu belebt. Endlich sahen sie ihn auffahren gen Himmel, nachdem sie sich 40 Tage lang von seiner Wiederbelebung oft überzeugt hatten *).

Doch wir kehren zum Kaiser Augustus zurück. Unter ihm erst wurde Deutschland den Römern näher bekannt, aber zu ihrem großen Nachtheile. Vor August hatten die Römer von Deutschland noch nichts besessen, und Cäsar selbst hatte die Wildheit der Einwohner und das Dickicht ihrer Wälder gescheut. Selten durchwanderten nur Kaufleute die unwegsamen Straßen des Landes. Einige von ihnen wurden von den Deutschen erschlagen, und dies nahmen die Römer zum Vorwande des Kriegs. Zunächst drangen die Römer durch die Alpenpässe hindurch in das jetzige Baiern und Würtemberg, bis an die Donau, verkauften die Einwohner zu Sclaven, und bauten feste Plätze an dem Flusse. Aber hinüberzugehen wagten sie nicht. August hatte zwei Stiefsöhne, Tiber und Drusus. Den letztern

*) Nicht gleich nach Jesus Tode fingen die Christen an, die Jahre nach seiner Geburt zu rechnen, sondern erst im 7ten Jahrhundert rechnete ein fleißiger Mönch das Jahr seiner Geburt aus, und nach seiner Angabe rechnet man die Jahre noch. Aber neuere Gelehrten haben ihm nachgerechnet, und ein sehr gelehrter Bischof in Koppenhagen, Friedrich Münter, hat erst kürzlich gefunden, daß sich jener Mönch um sechs Jahre verrechnet habe, und daß wir also statt 1826 eigentlich 1832 schreiben müßten; denn Jesus sey 6 Jahre früher gebohren. Allein wir bleiben mit [illegible] bei der alten Rechnung, weil eine Abänderung endlose Ver[illegible]ng verursachen würde.

hatte er nach Gallien geschickt, dies Land im Gehorsam zu erhalten. Aber Drusus wurde vom Ehrgeiz getrieben, neue Länder dazu zu erobern, und bat, über den Rhein gehen zu dürfen, und August gab nach. Von den Niederlanden aus fiel er ein, zog an der Lippe entlang, und trieb die Deutschen vor sich her. So kam Drusus drei Mal über den Rhein. Aber seine Eroberungen halfen ihm nicht viel. Denn die Deutschen wichen ohne Schlacht zurück, und verbargen sich in ihre Wälder. Kam dann der Herbst, so mußten die Römer eiligst zurück, weil es ihnen am Unterhalt gebrach. Nun erst kamen die Deutschen wieder hervor, fielen die einzeln Ziehenden und die Nachhut unaufhörlich an, und tödteten den Römern viele Mannschaft. Vielleicht wäre es dem Drusus doch noch zuletzt gelungen; denn er erbaute an den Mündungen und den Zusammenflüssen der Ströme Festungen, um das umliegende Land im Gehorsam zu erhalten. Aber als er bei seinem 3ten Zuge bis an die Elbe gekommen war, und einsam am Ufer ging, trat ein Weib von fast übermenschlicher Größe vor ihn hin, und sprach: „Unersättlicher! bis wie weit drängst du vorwärts? Nicht dir ist alles das bestimmt! Eile hinweg! denn dein, deiner Thaten und Tage Ziel steht nah!“ Drusus eilte zurück. Unterwegs stürzte sein Pferd; er selbst zerschellte sich den Schenkel; die Soldaten trugen ihn weiter; er starb am 30sten Tage, erst 30 Jahre alt.

Nach ihm sandte August den Tiber, einen heimtückischen Menschen. Er kam an den Rhein, berief die Fürsten der Volksstämme zu sich, um mit ihnen über den Frieden zu handeln; aber er nahm sie gefangen, fiel über die verlassenen Völker her, verpflanzte an 40,000 nach Gallien, und unterwarf sich nun alles Land zwischen Rhein und Weser. Tiber ließ die Wälder lichten, Straßen anlegen, Kastelle erbauen, und führte römische Sprache und Gerichtspflege ein, zum großen Widerwillen der Deutschen, die das fremde Joch mit verbissenem Ingrimme trugen. Darum führten die Römer die edelsten Jünglinge nach Rom, um zu Unterpfändern der Treue ihrer Väter zu dienen.

Unter diesen Geißeln war auch Armin oder Herrmann, der Sohn des Sigimer, eines Fürsten der Cherusker, damals in der Blüthe der Jahre, voll Körperkraft, heftig, doch voll

klugen Rathes, die Feuerseele im Gesicht. August zeichnete ihn aus, gab ihm das römische Bürgerrecht, und ernannte ihn zum römischen Ritter; aber Armin lernte auch die Verworfenheit der Römer, ihre Trägheit, ihren Uebermuth und ihre Feigheit kennen, und baute darauf die Hoffnung der Befreiung seines Vaterlandes. Heiße Sehnsucht trieb ihn endlich nach Deutschland zurück. Hier lernte er die Tochter des Segest, eines Heerführers der Cherusker, Thusnelda, kennen, und warb um sie. Aber dem Segest gefiel der feurige junge Mann nicht, weil er auf die Römer geschmäht hatte, und wies ihn zurück. Da entführte Armin ihm die Tochter. Bald sammelten sich wackere Männer um ihn; sein Muth erweckte ihr Vertrauen, und heimlich wurde ein Bund gemacht auf Leben und Sterben.

Damals war römischer Statthalter in Deutschland Quinctilius Varus, ein Mann von großem Geize. Schon früher war er Statthalter in Klein-Asien gewesen, und war arm hingegangen; aber als er zurückkehrte, war er reich, und das Land war arm. Dieser Mann sah, wie gehorsam die Deutschen seinen Befehlen waren, und schrieb dies den Beilen und Ruthenbündeln zu, die seine Gerichtsdiener vor ihm hertragen mußten. Aber man wollte ihn nur sicher machen, und der übermüthige Mann ging in die Falle, obgleich Segest ihn warnte; denn er hielt die Deutschen für viel zu roh, um einen Plan lange zu verbergen.

Endlich war der Anschlag reif. Der Verabredung gemäß empören sich entfernte Stämme. Varus bricht auf, sie zu züchtigen. Armin und die Gefährten nehmen Abschied von ihm, und versprechen zweideutig, bald wieder zu kommen. Jetzt fliegt der Freiheitsruf durch alle Gaue; die Deutschen eilen herbei, das Römerheer zu vertilgen. Varus war indessen, noch immer nichts ahnend, bis in die Gegend des Teutoburger-Waldes gekommen, und Soldaten, Troßbuben, Knechte, Weiber und Kinder zogen, wie in tiefem Frieden, sorglos durch einander. Ein fürchterliches Wetter fiel ein. Der Regen fiel in Strömen herab, der Sturm heulte in den Gipfeln der Bäume, und der Boden war so uneben und schlüpfrig, daß Pferde und Menschen ausglitten. Niemand wußte, wo aus und wo ein; denn die Wegweiser waren entflohen.

In dieser großen Noth erscheinen plötzlich Armin und seine Gefährten auf den Anhöhen, und schleudern Pfeile und Steine auf die Bedrängten. Aus jedem Dickicht funkeln die wilden Augen der rachedurstenden Deutschen. Varus sucht die Seinen zu ordnen; vergebens! Wald und Wetter verhindern es, und er ist nur froh, endlich auf einer waldigen Höhe ein Lager aufschlagen zu können. — Am andern Morgen wurde die Noth noch größer. Der Regen goß noch immer herab, noch immer brauste der Sturm, und die Deutschen drangen immer heftiger und kühner ein. Auch die folgende Nacht verging unter ängstlicher Erwartung, daß die Deutschen angreifen würden; denn fortwährend hörte man ihr widerliches Kriegsgeheul. — So beginnt der dritte Tag, und mit ihm neue Noth. Denn nun treffen auch aus den entfernten Gauen die Deutschen ein; immer unwiderstehlicher wird der Andrang, immer schwieriger der Marsch, den bald umgestürzte Bäume, bald brausende Waldbäche hemmen. Jetzt ordnet Armin die Haufen der Deutschen, die von allen Seiten mit Kriegsgeheul eindringen. Varus sieht sie heranstürmen, verzweifelt an der Rettung, und stürzt sich in sein eigenes Schwert. Als die Römer den Führer fallen sehen, bemächtigt sich ihrer eine unnennbare Angst. Alle Ordnung löst sich auf; einige tödten sich selbst, andere werfen die Waffen fort, und lassen sich wie Schlachtthiere niedermachen. Am unglücklichsten waren die, welche den erbitterten Deutschen lebendig in die Hände fielen. Viele wurden gleich den Todten in Gruben geworfen, andere an Bäume gehenkt, die Hauptleute aber den Göttern zu Ehren geschlachtet. Am furchtbarsten wüthete ihr Zorn gegen die römischen Advocaten; denn sie hielten die Gerichtsverwaltung dieser Leute für Rechtsverdrehung. Sie stachen ihnen die Augen aus, und hieben ihnen die Hände ab; dem einen rissen sie die Zunge heraus, stopften ihm den Mund zu, und schrien: „nun zische noch, du Natter!“ Ein römischer Anführer, der gefesselt diese Greuel sah, nahm die Ketten, und schlug sie gegen seinen Kopf, daß das Gehirn fortspritzte. Während die Deutschen das erbeutete Lager plünderten, entkamen einige wenige Römer; aber erst nach langer Zeit kamen sie, abgehungert, Leichen ähnlich, nach Rom. Einige Gefangene, zum Theil reicher Eltern Kinder, mußten den

Deutschen das Vieh hüten oder des Nachts die Dörfer bewachen. Die Schlacht im Teutoburger-Walde war im Jahre 9 nach Jesu Geburt.

Als die Nachricht nach Rom kam, erstarrte man vor Entsetzen, am meisten die, welche die Ihrigen beim Heere gehabt hatten. Die schönsten Legionen waren gefallen. August war trostlos. Er lief in wildem Grame mit dem Kopf gegen die Wand, und rief: „Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wieder!" Tiber wurde schnell mit einem neuen Heere nach dem Rheine gesandt; aber wie erstaunte er, als er die Deutschen ganz ruhig fand. Sie hatten nur das Vaterland befreien, aber nicht Rom erobern wollen. Dem Armin verdanken wir es also vorzüglich, daß fremde Sitte in Deutschland nicht einheimisch werden konnte, daß wir unsere eigene Sprache behalten haben, und die deutsche Nation unvermischt erhalten ist. Was weiter aus Armin geworden sey, ist nicht gewiß. Er soll späterhin von seinen eigenen Landsleuten erschlagen worden seyn, weil er über sie unumschränkt herrschen wollen. So erzählen die Römer.

Wir haben vorher des Augusts Glück gepriesen, daß er sich zum Herrn des großen Römerreichs machen konnte, und alle seine Feinde besiegte. Aber es war nur scheinbar. Ihm fehlte, was eigentlich das Glück des Menschen ausmacht, Friede mit sich selbst, Friede im Hause, und Freude an seinen Kindern. Die Strafe für die Verbrechen seiner Jugend kamen also noch im Alter nach. Als 3te Frau hatte er die Livia, die Wittwe eines vornehmen Römers, geheirathet, und sich dadurch einen rechten Fluch über sein Haus gebracht. Von den beiden Söhnen, die sie ihm zubrachte, starb, wie wir wissen, der beste, Drusus, ein hoffnungsvoller Mann, in Deutschland. Tiberius, der andere, war ein sehr böser, heuchlerischer, zu allen Verbrechen fähiger Mensch, und dabei der Liebling seiner Mutter. Augustus hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter Julia, ein liebenswürdiges Mädchen. Er verheirathete sie an einen trefflichen jungen Mann, den Marcell, einen Sohn der Octavia, einer Schwester jener, die des Antonius Frau gewesen war. Er war der Abgott des Kaisers und des ganzen Volks,

und sollte einmal des Augustus Nachfolger werden. Aber kaum waren sie 5 Jahre vermählt, als er starb, und man munkelte, er sey durch die Livia vergiftet worden, damit er nicht ihrem Lieblinge Tiberius vorgezogen würde. August, ja ganz Rom, war untröstlich, und dem Dichter Virgil, der seinen Tod in 27 Zeilen besang, schenkte er dafür 10,000 Thlr; so hatte er ihn geliebt! — Bald darauf vermählte er sie an seinen alten verdienten General **Agrippa**; eine sehr ungleiche Ehe! Doch freute sie den Kaiser ungemein, da ihm nach einander 3 Enkel gebohren wurden. Die Knaben wuchsen zu blühenden Jünglingen heran. Die beiden ältesten waren sehr hoffnungsvoll, und man glaubte, daß einer von ihnen dem Kaiser auf dem Throne folgen werde. Das war für die Livia hinlänglich, sie aus der Welt zu schaffen. Beide starben kaum zu Jünglingen herangewachsen, fern vom Vaterhause, der eine in Gallien, der andere in Klein-Asien, und allgemein beschuldigte man die Giftmischerkünste der Livia. Der trostlose Augustus schloß sich nun um so inniger an seine geliebte Tochter an; aber auch diese Freude wußte ihm Livia zu rauben. Julia wurde nämlich — die Unglückliche! — an den schändlichen Tiber vermählt. Das gab eine höchst unglückliche Ehe. Jeder Theil wohnte für sich, und Julia, sich ganz selbst überlassen, beging allerhand leichtsinnige Handlungen, die ihr aufs Schlimmste ausgelegt wurden. Sie hatte herrliche Paläste, worin sie täglich ihre Freunde köstlich bewirthete. Alles das, was sie gethan und auch nicht gethan hatte, wurde von der lauernden Livia dem Kaiser erzählt, und sie und ihr Lebenswandel mit den schwärzesten Farben geschildert, so daß Augustus zuletzt — das Traurigste, was einem Vater widerfahren kann — sein eignes Kind verachten mußte. Ja er glaubte, ein so öffentliches Aergerniß nicht ungestraft lassen zu dürfen, und verbannte sie auf eine kleine einsame Insel nicht weit von Gaeta im jetzigen Neapel, wo sie fast ganz verlassen und mit allen Entbehrungen kämpfend fünf Jahre lang leben mußte. Dann wurde sie nach Reggio (sprich Redscho) an der untersten Spitze von Italien verwiesen, wo sie nach Augusts Tode auf Tibers Befehl durch Hunger ums Leben gebracht wurde. Welche Schandthaten! — Indessen war des Agrippa

und der Julia dritter Sohn herangewachsen; aber er zeigte früh schon Anlagen, ein böser Mensch zu werden; wie konnte es auch bei solchen Beispielen anders seyn. August sah sich endlich genöthigt, auch ihn auf eine Insel unweit der Insel Elba zu verweisen, wo Tiber auch ihn späterhin ermorden ließ. Nun lebte noch eine Enkelin des Kaisers, Julia, eine Tochter der älteren Julia. Sie war noch leichtsinniger als ihre Mutter, und im hohen Grade verschwenderisch. Livia trug dem Kaiser auch über sie so vieles Böses zu, daß sie nach einer wüsten Insel im adriatischen Meere wandern mußte. Nun stand der arme alte Mann ganz allein, und wohin er in seinem Hause sah, begegnéten seinen Blicken nur die unheilbringenden Gesichter der Livia und des Tiber. „Wollte der Himmel," rief er einmal mit Thränen aus, „ich hätte nie geheirathet, und wäre ohne Kinder und Enkel geblieben!" Aber Livia triumphirte nun; denn ihrem Sohne Tiber stand niemand mehr im Wege, und August nahm ihn — was wollte er anders machen — zu seinem wirklichen Sohne und Nachfolger an. In den letzten Jahren seines Lebens war er oft hart, gab strenge Gesetze, legte drückende Abgaben auf, und achtete wenig mehr auf den Senat, wohl alles eine Folge seines so oft gekränkten Gemüths. Endlich starb der lebensmüde Mann, 76 Jahre alt, dem Krone und Scepter nicht den Mangel an häuslichen Freuden hatten ersetzen können. Das Jahr 14 nach Christus Geburt ist sein Todesjahr.

Von seinem Nachfolger Tiber und dessen nächsten Nachfolgern: Caligula, Claudius und Nero, möchten wir lieber gar nichts sagen, wenn man an ihnen nicht recht sehen könnte, wie tief der Mensch sinken kann, wenn er keinen Gott glaubt, und das menschliche Gefühl in ihm erstorben ist. Nur einige Züge aus ihrem Leben, um diese Menschen kennen zu lernen.

Tiber gab ein Gesetz, daß alle, die über den Kaiser und seine Verwaltung unehrerbietig sprächen, hart bestraft werden sollten, und jeder sollte belohnt werden, der sie anzeigte. Der Angeklagte wurde hingerichtet, und sein Vermögen fiel dem Kaiser zu. Ein furchtbares Gesetz! denn nun war Niemand mehr seines Lebens sicher. Einen ehrlichen Mann um Vermögen und

Leben zu bringen, dazu bedurfte es nur, daß irgend ein schlechter Mensch, von Haß oder Eigennutz getrieben, aussagte, er habe gesehen, daß jener die Bildsäule des Kaisers verächtlich angesehen, oder gehört, daß er bei Nennung des Kaisers gelächelt habe. Eine Mutter z. B. wurde hingerichtet, weil sie über die Hinrichtung ihres Sohnes Thränen vergossen hatte. So verging fast kein Tag, wo nicht Todesurtheile vollzogen wurden, und daß die Reichsten und Edelsten zuerst daran kamen, versteht sich von selbst. Mit jedem Jahre wurde Tiber grausamer und mordsüchtiger. Er wohnte den Hinrichtungen oft zum Vergnügen bei, und nahm zuletzt eine völlige Tigernatur an. Seine Mutter ließ er gar nicht mehr vor sich, besuchte sie binnen drei Jahren nur Ein Mal, und in ihrer letzten Krankheit kam er gar nicht zu ihr. Die letzten zehn Jahre brachte er auf der Insel Capri, der Stadt Neapel gegenüber zu, theils um vor Nachstellungen sicher zu seyn, theils um recht ungestört seinen Ausschweifungen und Grausamkeiten nachhängen zu können. Denn es war jedem streng verboten, ohne ausdrückliche Erlaubniß hinzukommen. Indessen regierte Sejanus, der Oberst der Prätorianer (Leibwache), für ihn in Rom, und machte sich durch Grausamkeiten und Stolz so gefürchtet, daß man seine Bildsäule in die Tempel stellte, und göttlich verehrte. Er war der Einzige, dem der mißtrauische Kaiser traute. Endlich erfuhr er, daß auch dieser Einzige ihn hintergehe, und daran arbeite, sich zum Kaiser zu machen. Himmel! wie erschrak Tiber! Wie verzogen sich die Muskeln seines boshaften Gesichts! Er schrieb an Sejan die freundlichsten Briefe, befahl aber heimlich dem Senate, sich seiner schnell zu bemächtigen, und ließ ihn nun mit seiner ganzen Familie, selbst mit seinen unschuldigen Kindern, hinrichten. Seit der Zeit war ihm das Morden ordentlich Bedürfniß geworden. Er ließ oft Verbrecher nach Capri bringen, um sie vor seinen Augen foltern und zu Tode martern zu sehen; oder er ließ sie die hohen Felsen hinab ins Meer stürzen, und unten standen Fischerknechte, welche mit langen Stangen die, welche sich durch Schwimmen retten wollten, zerschmettern mußten. Dann und wann wachte wohl sein Gewissen auf, so daß er kaum wußte, was er that und sprach;

aber durch neue Wuth suchte er es wieder zu betäuben. Was kann doch der Mensch für ein Teufel werden, wenn er keinen Menschen außer sich liebt! Tiber regierte 24 Jahre, und wurde 78 Jahre alt, und hätte vielleicht noch länger gelebt, wenn ihn nicht einer seiner Offiziere im Bette erstickt hätte.

Nun folgte Cajus Caligula, ein Enkel des Drusus, ein Mann von 25 Jahren. Von ihm weiß man nicht, ob man mehr seine Nichtswürdigkeit verachten, oder seine Thorheiten belachen soll. Nur einige Proben von beiden. Menschen bloß hinrichten zu lassen, war ihm zu wenig; er ließ sie vor seinen Augen zu Tode peinigen, und verlangte immer neue Opfer. Er klagte einmal, daß unter seiner Regierung sich gar keine großen Unglücksfälle, Seuchen oder Erdbeben ereigneten, damit die Menschen in Masse umkämen. Einst rief er aus: „o wenn doch das römische Volk nur Einen Kopf hätte, den ich auf Einen Hieb herunterschlagen könnte.“ Er ließ eine Brücke über einen Meerbusen bauen, die fast 3 Meilen lang war, und eine Menge Wirthshäuser, Springbrunnen u. s. w. enthielt, bloß um einmal hinüberzufahren und zu reiten. Am Abend gab er hier einen ungeheuren Schmaus, ließ die ganze Gegend durch Fackeln glänzend erleuchten, und befahl dann, um eine Lust zu haben, daß viele mit Zuschauern besetzte Schiffe in den Grund gebohrt würden. Wer sich durch Schwimmen retten wollte, wurde mit Stangen wieder ins Wasser gestoßen. Sein Liebling war — ein Pferd. Es stand in einem Stalle von Marmor, fraß aus einer Krippe von Elfenbein, lag auf einer purpurnen Decke, und hatte das kostbarste Sattelzeug. Eine Mahlzeit des Kaisers kostete einmal an 350,000 Thlr., und wenn der Schatz erschöpft war, so verauctionirte er seine alten Sachen; und wehe dem Reichen, der dann nicht kam, und recht viel bot. Um auch einmal einen Triumph halten zu können, unternahm er einen Feldzug nach Gallien. Doch er hütete sich wohl, den Feinden zu nahe zu kommen. Damit er aber Gefangene vorzeigen könnte, so mußten sich einige Deutsche, die unter seiner Leibwache dienten, in ein Gebüsch verstecken. Dann wurde ihm gemeldet, es hätten sich Feinde sehen lassen. Mit vielem Lärmen setzte er sich nun in Bewegung, ließ den Busch umzingeln, und nahm jene Deutschen gefangen. „Nun,“

hieß es, „will ich gegen die Britten zu Felde ziehen.“ Er marschirte bis an die Seeküste, die England gegenüber liegt, ließ wie zum Angriffe blasen, und befahl, jeder Soldat sollte Muscheln auflesen. „Seht!“ rief er, „diesen kostbaren Tribut muß uns das Meer zollen! Den wollen wir im Capitolium niederlegen!“ — Nach einer vierjährigen Regierung wurde er ermordet.

Die Prätorianer — denn das Volk wurde nicht mehr gefragt — wählten nun den schon 50 jährigen Oheim des Caligula, Claudius, einen Mann, der wegen seiner Einfalt längst das Gespötte des ganzen Hofes gewesen war. Er hatte sich, als er von der Ermordung des vorigen Kaisers gehört, unter dem Dache hinter eine Thüre versteckt. Da fanden ihn die Soldaten, und riefen den Geängsteten zum Kaiser aus. Er war von Herzen nicht böse, und hatte selbst anfangs recht guten Willen; aber er ließ sich ganz von seinen Weibern und Günstlingen leiten, die ihn alles machen und befehlen ließen, was sie wollten. Seine erste Frau, Messalina, ein Scheusal von einem Weibe, machte es endlich zu arg, und wurde hingerichtet. Eine zweite, Agrippina, war nicht viel besser. Sie hatte ihm einen Sohn, den Nero, zugebracht und da sie merkte, daß Claudius seinen eignen Sohn, Britannicus, zu seinem Nachfolger machen wollte, so vergiftete sie ihren Mann nach einer 13 jährigen Regierung.

Nun wurde jener Nero Kaiser, ein Jüngling von 16 Jahren, von dem die Römer eine recht glückliche Regierung sich versprachen, weil er recht gut anfing. Aber bald wurden sie zu ihrem Schrecken gewahr, daß er an Grausamkeit und Verruchtheit den Tiber und Caligula noch übertreffe. Seinen Stiefbruder Britannicus ließ er vergiften; der Giftmischerin schenkte er dafür mehrere Landgüter, und gab ihr Schüler, damit die edle Kunst ja nicht etwa ausstürbe. Oft lief er des Nachts mit andern seines Gleichen in der Stadt umher, und fiel die Leute an, schlug und verwundete sie, oder brach in die Häuser ein, und raubte die Sachen, die er nachher verauctionirte. Wer sich merken ließ, daß er ihn erkannt habe, war augenblicklich des Todes. Seine Frau — Poppäa hieß sie — war nicht

viel besser, wie er, und beredete ihn leicht, seine Mutter Agrippina aus dem Wege zu schaffen, weil sie sich der unschuldig verstoßenen ersten Frau Nero's angenommen hatte. Er wollte sie erst auf einem besonders dazu gebauten Schiffe auf dem Meere ertränken lassen; da das aber nicht gelang, ließ er sie mit Knitteln todtschlagen. Seitdem folterte ihn sein Gewissen so, daß er sich aus einer Thorheit und Grausamkeit in die andere stürzte, und besonders des Nachts keine Ruhe hatte. Um sich zu zerstreuen, sang und tanzte er öffentlich auf dem Theater. Seine verstoßene Frau ließ er in einem heißen Bade ersticken, und die Poppäa traf er einmal im Zorne so heftig, daß die davon starb. Um einmal einen großen Brand zu sehen, zündete er die ungeheure Stadt Rom an, die auch größtentheils abbrannte, und da die Bürger laut über ihn murrten, so gab er vor, die in der Stille lebenden Christen hätten den Brand verursacht, und ließ sie zu Tode martern; viele wurden mit Schwefel, Pech und Werg überzogen, mit den Füßen in die Erde gegraben, und dann angezündet, um wie Fackeln langsam abbrennend dem Nero beim Wagenrennen zu leuchten. Welch ein Mensch! — Seinem Erzieher, Seneca, einem als Schriftsteller berühmten Mann, ließ er die Adern öffnen, und seinen eignen Sohn, einen unschuldigen Knaben, ertränken, weil er gern Soldaten spielte, und dies sein Mißtrauen rege machte. — Nachdem Nero über 13 Jahre lang die Plage Roms gewesen war, schlug auch seine Stunde. Mehrere seiner Generale in Gallien und Spanien empörten sich, und gingen auf Rom los. Er verlor bei dieser Nachricht alle Fassung, setzte sich zu Pferde, und flüchtete sich, von Angst gefoltert, auf das Gut eines seiner Freigelassenen. Der Senat schickte ihm sein Absetzungsurtheil nach, und verdammte ihn, zu Tode gepeitscht zu werden. Aber er kam der Ausführung dieser Strafe durch einen Selbstmord zuvor. Dies geschah im Jahre 68. Mit diesem Bösewicht starb das Geschlecht Cäsars und Augustus aus; aber beide Namen blieben fortan die Titel der Kaiser.

29. Die Kaiser des 1sten, 2ten und 3ten Jahrhunderts. — Zerstörung Jerusalems 70. — Herculanum und Pompeji 79.

Nach Nero's Ermordung wurden die Kaiser nur durch die Soldaten, meist durch die Prätorianer, bestimmt. Manchmal wählten sie den, der ihnen der Würdigste schien, oft aber den, der ihnen das größte Geschenk bot. Einmal wurde gar die Kaiserwürde förmlich verauctionirt. Hielt der neue Kaiser sein Versprechen nicht, oder verlor er sonst die Liebe der Soldaten, so ermordeten sie ihn ohne Umstände, und wählten einen andern, und so geschah es, daß manche Kaiser nur einige Wochen regierten. Von den vielen Kaisern, die Rom in dem 2ten und besonders 3ten Jahrhundert hatte, sind leider nur wenige gute zu rühmen. Viele waren roh, oder nur dem Genusse ergeben, ja manche waren Ungeheuer. Einer von den dreien, die auf Nero folgten, Vitellius, war ein ausgezeichneter — Fresser. Er aß für sechs Mann, und pflegte sich bei reichen Leuten zu Gaste zu bitten, oft bei mehreren an Einem Tage, und war er bei dem einen mit Essen fertig, so ging er zu dem andern. Ein andrer Kaiser ermordete seinen eignen Bruder in den Armen seiner Mutter. Ein Dritter, erst 14 Jahre alt, beging die größten Verbrechen und Tollheiten ganz ungescheut, schminkte sich und kleidete sich als Frau. Ein Vierter war früherhin ein Hirte gewesen, ein Fünfter der Sohn eines Maurers, ein Sechster der Sohn eines Gärtners, und ein Siebenter hatte früherhin gar eine Räuberbande angeführt. Doch wir schweigen von der Geschichte dieser Plagen des menschlichen Geschlechts, und nennen lieber einige der Kaiser, die sich als Wohlthäter ihres Volks gezeigt haben.

Obenan steht Vespasian, der durch seine Soldaten im Jahre 70 vom Feldherrn zum Kaiser gewählt wurde, ein recht wackrer Mann. Er gab strenge Gesetze gegen alle Unordnungen, stellte den innern Frieden wieder her, besiegte auswärtige Feinde, lebte mäßig und sparsam, und übte Gerechtigkeit. Er erbaute das große steinerne Amphitheater in Rom, welches noch steht, und von allen Reisenden bewundert wird, worin 60,000 Menschen sitzen konnten. Es wird das Colosseum oder Colifeo genannt. — Unter ihm ist auch Jerusalem im Jahre 70 zerstört

worden. Die Juden standen, wie schon gesagt, unter der Herrschaft der Römer; aber sie waren ein unruhiges Volk, und hatten sich schon öfters empört. Das war auch unter des Nero Regierung wieder geschehen, und Vespasian wurde geschickt, sie zu züchtigen. Aber das war nicht leicht; denn sie wehrten sich mit äußerster Hartnäckigkeit. Vor einer Stadt mußten die Römer 6 Wochen lang liegen, und als sie erobert wurde, hieben sie 40,000 Juden nieder! Vierzig hatten sich in eine Höhle geflüchtet; 38 davon tödteten sich lieber selbst, ehe sie sich in die Hände der Römer lieferten. Eben fing Vespasian an, Jerusalem zu belagern; da wurde er zum Kaiser ausgerufen, mußte nach Rom, und übertrug nun seinem Sohn Titus die Fortsetzung der Belagerung. Die Stadt lag auf zwei steilen Bergen, hatte feste Mauern, und war daher schwer zu bezwingen. Titus schloß sie ganz ein, um sie auszuhungern. Das gelang. Es entstand eine gräßliche Hungersnoth. Eine Mutter schlachtete ihr eignes Kind, und aß es auf. Das vermag der Hunger! Als Titus das hörte, hob er die Hände gen Himmel, und rief Gott zum Zeugen an, daß er nicht Schuld an dieser Noth sey; er habe den Juden so oft Gnade angeboten. Endlich ließ er stürmen, und eroberte so einen Theil nach dem andern. Aber die Hartnäckigsten unter den Juden hatten sich in den steinernen Tempel geflüchtet, und glaubten, hier wären sie ganz sicher; Gott werde sie hier schützen. Gern hätte Titus das schöne Gebäude geschont; aber alle Vorstellungen waren vergebens. Da befahl er endlich, Feuer hineinzuwerfen, und nun verbrannte die ganze schöne Stadt zu einem Aschenhaufen, und unzählige Einwohner wurden erschlagen. Furchtbar ging auf diese Art die Prophezeihung Jesu in Erfüllung, und der Fluch, den die Juden selbst über sich herbeigerufen hatten, als sie zum Pilatus sprachen: „Jesu Blut komme, wenn er unschuldig ist, über uns und unsre Kinder!“ Ja wohl ist es über sie und ihre Kinder gekommen; denn über eine Million war in diesem Kriege umgekommen, und die noch Lebenden wurden als Sclaven verkauft. Seit dieser Zeit zerstreuten sich die Juden in alle Welt, und blieben unter hartem Drucke, bis auf unsere Tage, wo man erst wieder ihren Zustand zu verbessern sucht.

Nach Vespasian regierte sein noch vorzüglicherer Sohn Titus,

dessen größte Freude war, Menschen glücklich zu machen. Und wer hat dazu wohl mehr Gelegenheit als ein Fürst? Als einmal zwei Patricier auf einem Mordanschlag gegen ihn ergriffen wurden, ließ er sie zu sich kommen, stellte ihnen ihr Unrecht vor, beschenkte sie reichlich, und schickte an die Mutter des einen, welche außerhalb Rom war, einen Boten, um ihr zu melden, daß sie wegen des Schicksals ihres Sohnes außer Sorgen seyn könnte. Dann lud er sie zur Tafel ein, ließ sie am andern Tage im Theater neben sich sitzen, und als ihm, wie es Gebrauch war, die Waffen der Kämpfer vorgezeigt wurden, gab er sie jenen beiden unbesorgt in die Hände. Er wurde auch wirklich so allgemein geliebt, daß man ihn die Freude und Lust des menschlichen Geschlechts nannte. Das abscheuliche Gesetz, welches die geheimen Anklagen erlaubte, schaffte er gleich ab; „denn," sagte er, „ich thue ja nichts Böses, also kann ich ja auch nicht beschimpft werden, und wollte man gegen mich Lügen aufbringen, so würde ich sie verachten." Er hatte es sich zum Gesetz gemacht, daß niemand mißvergnügt von ihm weggehen durfte, und wenn einmal ein Tag vergangen war, ohne daß er jemanden eine Wohlthat hatte erweisen können, so rief er aus: „ach! ich habe einen Tag verloren!" — Unter ihm ereigneten sich mehrere große Unglücksfälle: eine Seuche, ein großer Brand in Rom und ein fürchterlicher Ausbruch des Vesuvs, welcher einige Städte verschüttete. Von dem letztern hier nur die Hauptsachen. Am 24. Aug. 79 erhob sich plötzlich, nachdem der Vesuv seit Menschengedenken nicht mehr Lava ausgeworfen hatte, eine ungeheure Rauchwolke aus dem Berge; bald schossen Feuerstrahlen daraus hervor, glühende Steine flogen umher, und während der folgenden Nacht und am andern Tage fiel selbst in den mehrere Meilen entfernten Orten eine solche Masse von Asche nieder, daß die ganze Gegend dick damit bedeckt wurde, und alles ein anderes Ansehn bekam. Zugleich war die Erde in fast beständiger Bewegung. Keinen Augenblick war man vor dem Einsturze der Häuser sicher. Als nun das Erdbeben am Morgen von Stunde zu Stunde heftiger wurde, eilten die Bewohner der entfernteren Städte von dannen; aber obgleich es Tag war, herrschte eine solche Finsterniß, daß man keine Hand vor

den Augen sah, weil der dichte Aschenregen keinen Sonnenstrahl durchbrechen ließ. Erst gegen Mittag wurde es dämmerig, und nun erst sah man, wie alles mit Asche dicht bedeckt, und alle Pflanzungen zerstört waren. Nachdem sich der Vulcan beruhigt hatte, und man sich wieder in seine Nähe wagte, fand man die dort liegenden Städte Herculanum und Pompeji nicht mehr. Wo sie geblieben, wußte niemand; man glaubte, die Erde habe sie mit Mann und Maus verschlungen, und fragte nicht mehr nach ihnen. Aber zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollten die Einwohner eines nahe am Vesuv liegenden Oertchens einen Brunnen graben, und fanden tief in der Erde viele Stücke schönen bunten Marmors. Sie wunderten sich zwar, wie der dahin komme, ließen aber die Sache ununtersucht. 1711 brauchte der Besitzer eines Schlosses in jener Gegend einige Marmorstücke, und ließ daher an derselben Stelle graben, und siehe da! man stieß auf einen schönen Tempel mit marmornen Säulen und Standbildern. Wir Deutschen hätten nun gewiß gleich weiter geforscht; aber die trägen Umwohner ließen das gut seyn, bis 1738 der König von Neapel weiter zu graben befahl. Man grub, und kam mitten in ein altes Theater; nun fuhr man fort, fand bald Haus an Haus, und merkte nun wohl, daß hier eine ganze unterirdische Stadt liege. In den Schriften der Alten fand man endlich, daß es Herculanum seyn müsse, und daß in der Nähe auch Pompeji untergegangen sey. Man suchte, und fand auch diese Stadt. Herculanum konnte aber nicht mit einem Male ganz ausgegraben werden, weil schon darüber eine andere Stadt gebaut war, die sonst eingestürzt seyn würde; aber man grub Straße für Straße auf, brachte die gefundenen Sachen heraus, und warf die Grube dann wieder zu. Pompeji dagegen lag im freien Felde. Von ihm ist dennoch noch nicht der vierte Theil aufgegraben, weil nur wenige Leute daran arbeiten; aber man gräbt noch, und hat schon höchst interessante Sachen gefunden. Alles liegt noch so da, wie es in dem Augenblicke lag, in welchem die Stadt mit Lava, Asche und Regengüssen bedeckt wurde. Da sieht man noch Stühle und andere Geräthschaften, Lampen, Messer, Flaschen, Ringe, Schlüssel u. d. gl. herumliegen. Die Malerei der Wände ist in den Stuben noch so

frisch, als wenn der Maler eben erst davon gegangen wäre. Ueber den Hausthüren stehen noch hier und da Inschriften, und in den Buden der Oelverkäufer die Ladentische. Im Pflaster der Straßen sieht man noch die Spuren der Wagengeleise, und vor den Häusern die Bänke, auf denen sich die Nachbarsleute zu versammeln pflegten. In einem Hause fand man gar 1700 Bücherrollen; nur Schade, daß die Blätter zerbrachen, so wie man sie entfalten wollte. Ein weibliches Skelett saß an einem Arbeitstischchen und hatte einen Knaul vor sich liegen, ein andres wurde mit einem Schlüsselbunde in der Hand, ein drittes auf einer Hühnerleiter stehend gefunden, und in den Buden am Theater lagen noch allerhand Eßwaaren, Nüsse, Weintrauben, Oliven, eine große Pastete, aber natürlich alles verbrannt von der Hitze der Lava.

Unter den Kaisern des 2ten Jahrhundert gab es wieder einige recht treffliche Kaiser. Oben an steht Trajan, der an Milde mit Titus verglichen werden kann. Er war freundlich gegen Jedermann: nur die schändlichen Angeber, die wieder ihr Spiel getrieben hatten, bestrafte er streng; er ließ sie auf Schiffe packen, und nach wüsten Inseln bringen, wo ihre Verleumdung keinen Schaden anrichten konnte. Sein Pallast stand einem Jeden offen, Jeder fand bei ihm Gehör und Hülfe, und er erhielt mit Recht von Allen den Beinamen; der Beste. Gelegenheit zu helfen gab es unter seiner Regierung sehr viele; denn Feuersbrünste, Erdbeben, Hungersnoth kamen mehrmals vor. Aber um recht reichlich geben zu können, war er sparsam, und auf seiner Tafel sah man keine prachtvollen Geschirre. Einer Leibwache bedurfte er nicht; er wurde von der Liebe seiner Unterthanen bewacht.

Nach ihm folgten noch drei gute Kaiser. Sein Vetter Hadrian durchreiste das ganze große römische Reich, um überall mit eigenen Augen zu sehen. Er erbaute sich ein ungeheures Grabmal, wo er einst ruhen wollte, die jetzige Engelsburg. Auch Antoninus Pius war ein sehr wackrer Mann. Nur eins von ihm; es war einmal eine Hungersnoth in Rom, und als er sich auf der Straße zeigte, warf der Pöbel, der die Schuld auf den unschuldigen Kaiser schob, mit Steinen nach

ihm. Ein andrer Kaiser hätte gleich die Wache einhauen lassen; Antonin aber kehrte sich gelassen um, suchte die Menschen zu besänftigen, und sagte ihnen, daß er bereits Anstalten zur Abhülfe getroffen hätte. Sobald die Kornschiffe ankamen, theilte er das Getreide unentgeltlich aus. Mit seinen Freunden ging er ganz bürgerlich und ungezwungen um, und besuchte sie. Sein Stiefsohn und Nachfolger, Mark-Aurel oder Antonin der Philosoph, war auch ein höchst braver und verständiger Mann, der jedem seinen Willen ließ, nur keine Verbrechen gestattete. Als ihm einmal jemand rieth, mit mehr Strenge zu verfahren, antwortete er: „wir können die Menschen nicht so machen, wie wir wollen; wir müssen sie so nehmen, wie sie sind.“

Aber nun folgte eine Reihe meist abscheulicher Kaiser, von denen sich rechte Unthaten erzählen ließen, hätten wir deren nicht schon genug erzählt. Manchmal regierten mehrere Kaiser zu gleicher Zeit, einmal gar fast 30; denn jede Heeresabtheilung wählte ihren General zum Kaiser. Die meisten wurden ermordet. Indessen machten die nördlicher wohnenden deutschen Volksstämme immer heftigere Anfälle auf die Gränzen Italiens, und konnten kaum noch durch Gelder, die man ihnen gab, oder durch Gewalt zurückgehalten werden. Das Ende des römischen Reichs rückte mit starken Schritten heran.

30. Erste Ausbreitung des Christenthums.

Nachdem Jesus vor den Augen seiner Jünger durch eine Wolke gen Himmel geführt war, blieben seine nächsten Schüler zunächst in Jerusalem, und empfingen den heiligen Geist, den ihnen Jesus verheißen hatte, das heißt: sie erhielten die Kraft, durch Wunderthaten die Lehre, welche sie dem Volke vortrugen, als eine göttliche zu bestätigen, und eine Freudigkeit und einen Muth, allen Gefahren entgegenzugehn, den sie früherhin nie gefühlt hatten. Aber der hohe Rath sah mit Verdruß, daß sich viele Leute zu der neuen Lehre bekannten, und verbot den Aposteln, öffentlich zu lehren; diese aber antworteten muthig: „wir müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen!“ Da ließ der hohe Rath sie stäupen; sie aber ließen sich dadurch

nicht irre machen, sondern freuten sich, daß sie gewürdigt wären, um des Evangeliums willen Leiden zu dulden, und fuhren fort, dasselbe laut zu verkünden. Diese Verfolgungen wurden zwar von den Aposteln muthig ertragen, aber andere Christen zogen sich von Jerusalem weg, und breiteten in den übrigen Städten des jüdischen Landes die neue Lehre aus. Keiner war thätiger dabei als Paulus, sonst Saul genannt, der sich durch eifrige Verfolgung der Christen sonst hervorgethan hatte. Aber auf einer Reise nach Damaskus in Syrien hatte er eine himmlische Erscheinung gehabt, und fortan war er wie umgewandelt. Kein Apostel war so thätig, so muthig, so kräftig wie er; unaufhörlich reiste er umher, belehrte das Volk, ermahnte die Schlechten, und stärkte die Schwachen durch mündliche Lehre und durch Briefe. In vielen Städten Syriens, besonders Klein-Asiens, Griechenlands, ja selbst in Rom bildeten sich christliche Gemeinden. Anfangs waren es fast nur Juden, welche sich zum Christenthum bekannten; diese wohnten nicht allein im jüdischen Lande, sondern seit der babylonischen Gefangenschaft des Handels wegen in den Handelsstädten auch andrer Länder. Aber nun wurden auch Heiden angenommen; auch diese freuten sich, nun eine bessere Gotteserkenntniß erhalten zu können. Da entstand nun die Frage, ob nicht die Heiden erst Juden werden, und wenigstens die jüdischen Gebräuche neben den christlichen beobachten müßten. Petrus war dafür, Paulus dagegen. Dieser Streit war in Antiochien, der Hauptstadt Syriens entstanden. Von hier schickte man den Paulus und Barnabas nach Jerusalem, die Apostel und die Gemeinde zu befragen, und diese entschied: „Das Christenthum ist für alle Völker ohne Unterschied; die jüdischen Gebräuche können wegfallen; haltet euch nur an die Gebote Jesu.“ So hörte das schädliche Vorurtheil auf, daß die Christen zugleich Juden seyn müßten, und nun schieden sich beide Religionspartheien ganz von einander.

Nach der Zeit scheinen alle Apostel Jerusalem verlassen zu haben. Nur Jakobus, des Johannes Bruder, blieb zurück, und war der erste Apostel, welcher für seinen Glauben starb. Herodes Agrippa, König des jüdischen Landes, ließ ihn hin-

richten. Von Petrus und Paulus wissen wir noch das meiste, von den übrigen Aposteln fast gar nichts. Petrus reiste besonders in Klein-Asien umher, und kam unter Kaiser Nero ums Leben, als dieser Kaiser die Christen verfolgte. Paulus fand fast zu gleicher Zeit auch unter Nero seinen Tod. Er soll in Rom enthauptet worden seyn. Alle gingen freudig in den Tod; denn sie wußten, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth wären, die einst an ihnen in der Ewigkeit sollte offenbar werden. Der jüngere Jakobus und Judas sollen von den Juden gesteinigt worden seyn. Johannes lebte am längsten; man sagt, in Ephesus; dort starb er in hohem Alter, der einzige Apostel, der eines natürlichen Todes starb.

Das Christenthum bot seinen Verehrern keine äußeren Vortheile dar, im Gegentheil wurden sie verachtet und verfolgt. Dennoch fand es überall eifrige Bekenner; denn was von Gott ist, läßt sich nicht von Menschen unterdrücken, und das Licht der Wahrheit dringt unaufhaltsam durch. Aber große Verfolgungen mußten die ersten Christen leiden. Erst waren es die Juden, welche ihnen nachstellten. Denn sie ärgerten sich, daß die Christen lehrten, das Judenthum sey nicht mehr hinlänglich; auch daß sie sagten, die Juden hätten ihren Messias gekreuzigt. Der hohe Rath verfolgte daher die Christen, wo er sie nur erreichen konnte. Zum Glück hörte das auf, nachdem Jerusalem zerstört war. Aber nun begannen erst recht die Verfolgungen durch die Heiden. Im römischen Reiche bekümmerte sich zwar eigentlich keiner um die Religion des Andern; Jeder konnte glauben was er wollte. Aber die Christen schalten die Heiden aus, daß sie mehrere Götter verehrten, und das brachte diese auf. Auch ließen sich damals mehrere römische Kaiser göttlich verehren; ihre Bilder wurden in den Tempeln aufgestellt, und die Leute mußten vor ihnen knien und ihnen räuchern. Das wollten aber die Christen durchaus nicht, weil sie nur allein den einigen Gott verehrten, und die Kaiser hielten das für eine strafbare Widersetzlichkeit und für Verachtung der kaiserlichen Würde. Man hielt also die unschuldigen Christen für unruhige Köpfe, für Aufrührer, um so mehr, da sie für eine jüdische Secte galten, und die Juden als Unruhstifter bekannt waren.

Dazu kam noch, daß der Eigennutz vieler Bürger durch das Christenthum litt. Viele Künstler, die für die Tempel arbeiteten, viele Kaufleute und Arbeiter, kamen dadurch außer Nahrung, und die Priester besonders verloren ihren Einfluß und ihr Einkommen. Alle diese Leute verschrien die Christen als gefährliche Leute. So hat der Eigennutz oft das Gute verhindert.

Der erste Kaiser, welcher sie verfolgte, war Nero. Es ist schon erzählt worden, warum dieser Unmensch die armen Christen zu Tode quälte. Und doch gaben sie so wenig Veranlassung dazu. Sie lebten ganz still für sich, mieden alles Aufsehen, kamen nur des Nachts in verborgenen Felsenhöhlen oder in Kellern zusammen, sangen mit leiser Stimme ihre frommen Gesänge, und baten Gott in heißen Gebeten um Stärkung ihres Glaubens. So schwer wurde es unsern Glaubens-Vorfahren gemacht, Gott nach ihrer Weise zu verehren! Selbst gute Kaiser, wie Trajan, ließen sie verfolgen, weil sie sich gar nicht denken konnten, warum die Christen ihnen nicht den Willen thäten, und die Götter verehrten; denn sie hatten gar keinen Begriff von dem Werthe und der Würde der Religion, so wie von der Begeisterung, womit sie das Gemüth des Menschen erfüllen kann. Wenn nun die römische Obrigkeit die Christen vor die Bildsäulen der Götter schleppte, und ihnen befahl, niederzuknien und anzubeten, so erklärten diese standhaft, lieber den Tod leiden zu wollen, als ihrem Gott und Heiland untreu zu werden. Das hielt dann die Obrigkeit für nichts als hartnäckige Bos[illegible], und bestrafte die Unglücklichen aufs grausamste. Diese starben unter den schrecklichsten Qualen mit der größten Ruhe und Heiterkeit, und die Römer sahen mit Erstaunen, wie immer neue Christen sich herzudrängten, um auch für die Bekennung des Glaubens an Gott und Jesum zu sterben. Jede solche Hinrichtung gewann Hunderte für das Christenthum; denn eine Lehre, die solche Standhaftigkeit, solche Freudigkeit im Tode gab, erschien den Zuschauern mit Recht als eine außerordentliche. Die Christen, welche für ihren Glauben starben, nannte man Märtyrer; wurden sie aber deshalb nur verfolgt, ohne den Tod zu leiden, so hießen sie Bekenner. Unermeßlich waren die Qualen, die man für die Mär-

tyrer erfand, und merkte nur ein Statthalter, daß der Kaiser den Christen etwas gram war, so verfolgte er sie auch ohne seinen Befehl. Von den Verfolgungen der Christen nur einige Beispiele:

Als Trajan nach Antiochien kam, stellte ihm der dortige Bischof Ignatius seine Gemeinde vor, um sie ihm zu empfehlen. Im Gespräche äußerte dieser, daß die heidnischen Götter böse Geister wären, und daß es nur Einen Gott und einen Sohn Gottes, Jesus Christus, gäbe. Da befahl der sonst so gute Kaiser, ihn zu greifen, und ließ ihn in Rom den wilden Thieren vorwerfen. Sonst war Trajan milde gegen die Christen. Er befahl einem seiner Statthalter in Klein-Asien: „aufsuchen sollst du die Christen nicht; werden sie aber als solche überführt, so müssen sie freilich bestraft werden. Sagt einer, er sey kein Christ mehr, so sprich ihn gleich los, auch wenn der Schein gegen ihn spräche." — Einige Zeit später wurden die Christen in Smyrna in Klein-Asien verfolgt. Hier war Polycarpus Bischof. Als er vor den Richter geführt wurde, und dieser ihn ermahnte, doch sein hohes Alter zu bedenken, und lieber Christus zu lästern als eines grausamen Todes zu sterben, sprach er voll Freudigkeit: „ich diene ihm schon 86 Jahre, und er hat mir nichts als Gutes erzeigt; wie sollte ich ihn, meinen Herrn und Heiland lästern können?" Der Richter hatte Mitleiden mit dem Greise; aber das Volk schrie: „das ist der Vater der Christen! der Zerstörer unsrer Götter! Er muß des Feuers sterben!" — Als er auf dem Scheiterhaufen stand, betete er noch laut zu Gott, dankte ihm mit Inbrunst, daß er gewürdigt werde, für seinen Glauben zu sterben, und bekannte nochmals Jesus den Gekreuzigten. — Einst sollte ein Vater von 7 Söhnen hingerichtet werden. Der älteste Sohn wollte durchaus dem Vater in den Tod folgen; aber die Mutter ließ ihn nicht fort. Da schrieb er wenigstens dem Vater, er möchte doch ja nicht um seinet- und der sechs jüngeren Brüder willen seinen Glauben verleugnen.

Keine Verfolgung war grausamer als unter dem Kaiser Decius, welcher um das Jahr 250 lebte. Er befahl, die Christen durch alle mögliche Martern zum Heidenthum zu zwin-

gen, und es ist unbeschreiblich, wie erfinderisch man darin war. Man kreuzigte, verbrannte, briet sie in siedendem Oele; sie wurden mit glühenden Zangen gezwickt, zwischen zwei Breter gebunden und zersägt, durch Ziehwerkzeuge auseinander gerissen, auf Kohlen gelegt, auf glühende eiserne Stühle gesetzt, oder der nackte Leib mit Honig bestrichen, und dann der Sonne und den Stichen des Ungeziefers bloß gestellt. Das konnten Menschen mit Menschen thun, und bloß deswegen, weil jeder nach seiner Weise Gott anbeten wollte! Aber dennoch richteten die Martern nichts aus. Die Märtyrer wußten wohl, daß ihrer eine große und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit warte. Darum starben sie getrost, und wurden nicht irre. So sollen auch wir unsre Ueberzeugungen zwar Keinem aufdringen, aber fest dabei beharren, und durch keine äußeren Leiden und Freuden der Welt uns davon abwendig machen lassen. Denn die Lust der Welt vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.

Trotz jener Verfolgungen breitete sich das Christenthum so reißend aus, daß schon im 2ten Jahrhundert die heidnischen Tempel fast leer standen, und in allen Ständen, selbst am Hofe, eine Menge Christen gefunden wurden. So wurde also das Gleichniß Jesu vom Senfkorn immer sichtbarer erfüllt. In allen Städten fast fand man nun schon christliche Gemeinden. Jede wählte einen Aeltesten oder Presbyter (daraus ist das Wort Priester entstanden) oder einen Aufseher oder Episkopos (woraus das Wort Bischof wurde). Diese hatten anfangs nur die Aufsicht über die Sittlichkeit der Gemeindeglieder. Nachher aber machte man sie auch zu Lehrern der Gemeinde. In den Gemeinden, die aus ehemaligen Juden bestanden, feierte man lange den Sonnabend; aber den Heiden-Christen schien der Sonntag wichtiger, als der Auferstehungstag Jesu, und dabei blieb es nachher. Ueber solche unwesentliche Dinge hatten Jesus und die Apostel sich nie bestimmt geäußert, und ein vernünftiger Christ wird auch darüber nie streiten, weil darauf nichts ankommt. Die Versammlungen wurden gewöhnlich gegen Abend gehalten, und mit einer gemeinschaftlichen, einfachen Mahlzeit beschlossen, welche man ein Liebesmahl

nannte. Die Reicheren brachten die Speisen mit, und ließen die Aermeren davon essen. Zuletzt wurde Wein und Brod herumgegeben, wobei man sich an Jesus dankbar und ehrfurchtsvoll erinnerte. Die Armen wurden aus einer gemeinschaftlichen Kasse unterstützt, und da die Apostel, und nachher die Aeltesten, bei dem Wachsthum der Gemeinden zur Armenpflege keine Zeit behielten, so wurden dazu besondere Leute bestimmt, die man Diaconen nannte. Diese Leute wurden nachher auch bei den Religionsverehrungen gebraucht; sie mußten den Bischof vertreten, und so ist es noch. Die Gemeinden standen mit einander in freundschaftlicher Verbindung; sie schickten einander die von den Aposteln erhaltenen Briefe und andere Nachrichten zu, und diese wurden der ganzen Gemeinde vorgelesen. Ein Bischof war anfangs dem andern ganz gleich; aber bald suchte sich einer vor dem andern zu erheben, und wollte mehr seyn. Das thaten besonders die Bischöfe in den größeren Städten. Doch ist das mehr erst da geschehen, als die Christen nicht mehr verfolgt wurden.

31. Constantin der Große 333. — Mönchswesen. — Theodosius der Große 395.

Es ist schon gesagt worden, daß im 3ten Jahrhundert ein Kaiser schnell auf den andern folgte, daß die meisten von den Soldaten gewählt und wieder abgesetzt, meist ermordet wurden, und daß Keiner unter ihnen sich über das Gewöhnliche erhob. Unaufhörlich hatten auch die Besseren von ihnen bald mit den deutschen Völkern, die von Jahr zu Jahr heftiger gegen die Gränzen Italiens und Griechenlands andrängten, sich herumzuschlagen, bald gegen innere Unruhen zu kämpfen. Oft wußten sie nicht, wohin sie sich zuerst wenden sollten, und darum nahmen Manche von ihnen Gehülfen an. Der Hauptkaiser gab sich dann den Titel Augustus, und der Hülfskaiser wurde Cäsar genannt. So gab es zu Anfange des 4ten Jahrhunderts zu gleicher Zeit 6 Kaiser. Der jüngste unter ihnen, Constantin, nachher der Große genannt, war der Klügste unter allen. Mit inniger Freude sah er, wie die andern fünf sich veruneinigten, und auf einander losgingen. Er hielt es

immer mit dem stärksten, und so ging einer nach dem andern unter. Dabei wußte sich der schlaue Mann die Liebe der Soldaten durch eine List zu verschaffen. Es war ihm nämlich bekannt, daß die meisten derselben Christen waren. Daher behauptete er eines Tags, als er gegen einen der Nebenkaiser im Lager stand, er habe am hellen Mittage über der sinkenden Sonne die helle Gestalt eines Kreuzes gesehen, und darüber die Worte gelesen: „in diesem Zeichen wirst du siegen!“ Am folgenden Morgen erzählte er, er habe in der Nacht einen Traum gehabt: Jesus sey ihm mit einem Kreuze erschienen, und habe ihm befohlen, ein ganz ähnliches Kreuz machen, und vor dem Heere hertragen zu lassen; dann würde er siegen. Das that Constantin schnell, und nun gingen seine christlichen Soldaten mit einem Feuer in die Schlacht, daß alles vor ihnen weichen mußte. Zuletzt blieb ihm nur Ein Nebenkaiser übrig, sein Schwager Licinius. Auch diesen besiegte er endlich in einer entscheidenden Schlacht. Licin fiel ihm zu Füßen, und bat, ihn als Privatmann leben zu lassen. Constantin versprach es ihm mit einem Schwure, brach aber diesen bald, und ließ ihn ermorden, den Mann seiner leiblichen Schwester! Das vermag die Herrschsucht!

Wir wollen Constantin zwar nicht als guten Menschen preisen; aber er war eine merkwürdige Erscheinung. Drei Stücke sind es, weswegen er für die Geschichte sehr wichtig ist: 1. er begünstigte die Christen, und bekannte sich zur christlichen Religion; 2. er verlegte die Residenz der Kaiser von Rom nach Byzanz, welche Stadt nun Constantinopel genannt wurde; und 3. er brach das Ansehen der Soldaten, indem er eine ganz neue Hof- und Staatseinrichtung machte, und die Macht der Geistlichkeit hob. Zwar ließ er sich erst zu Ende seines Lebens taufen, aber er war den Christen Zeit seines Lebens sehr geneigt, und that ihnen allen möglichen Vorschub. Er beförderte nur Christen zu Ehrenstellen, und empfahl dem Volke sich taufen zu lassen. Nun ging für diese bedrängten Leute eine ganz andere Zeit an. Nun kamen sie froh aus dem Dunkel hervor; die Zeit der harten Prüfung war vorüber. Der Kaiser ließ ihnen neue Kirchen bauen, oder verwandelte heidnische Tempel

in christliche Kirchen. Es wurde ein pomphafter Gottesdienst eingeführt, und die bis dahin so bescheidenen Priester mit herrlichen Kleidern, mit Macht, Ehre und Ansehen versehen. Ob aber die Religion dabei gewann? — Gewiß nicht! Daß zugleich der Gottesdienst mit vielen Ceremonien überladen wurde, von denen Jesus und die Apostel nichts gewußt hatten, könnte man am ersten übersehen, weil sie nur Nebensachen sind; aber die Geistlichen wurden nun stolz, herrsch- und streitsüchtig, verfolgten die anders-, oft vernünftiger-denkenden Christen, und verirrten sich nach und nach so von dem wahren Geiste des Christenthums, daß man dies kaum noch in ihrer Lehre erkennen konnte.

Constantin verbot zuletzt das Opfern in den heidnischen Tempeln ganz, und brachte dadurch die Priester sehr gegen sich auf. Das mochte wohl mit die Ursache seyn, weswegen er die Residenz nach Constantinopel verlegte. Auch lag diese Stadt mehr in der Mitte seines Reichs. Nun begann ein großer Bau. Die schönsten Bildsäulen aus Italien und Griechenland ließ er nach der neuen Residenz bringen, und einen Pallast nach dem andern aufführen. Dann führte er eine solche Menge von Beamten ein, und verordnete ein so strenges Hofceremoniel, daß von der früheren Verfassung Roms kaum noch eine Spur zu finden war.

Seit seiner Zeit machte das Christenthum reißende Fortschritte; aber die alte Einfachheit, der christlich-demuthsvolle Sinn ging immer mehr verloren; man setzte größeren Werth auf Aeußerlichkeit, und verfiel oft in lächerliche Uebertreibungen. Daß man das Andenken der M ä r t y r e r recht ehrte, war vernünftig und billig; aber nun fing man auch an, zu ihnen zu beten, und sie zu bitten, eine Fürsprache bei Gott einzulegen. Wie thörigt! Besonders wurden die Maria und die Apostel für solche Fürsprecher bei Gott gehalten, und darum göttlich verehrt, als wenn sie unsere Gebete hören könnten. Nach ihren Gräbern zu wallfahrten, besonders aber nach Jerusalem, wurde für ein großes Verdienst gehalten, und dadurch meinte man viele Sünden abbüßen zu können. Um diese Zeit entstand auch die Begierde nach R e l i q u i e n. So nannte

man die Ueberreste heiliger Personen. Constantins Mutter, die heilige Helena, glaubte bei Jerusalem das heilige Grab, das Kreuz Jesu und mehrere Nägel desselben gefunden zu haben, und nun wurde damit großer Aberglaube getrieben. Wer einen Splitter davon besaß, schätzte sich überglücklich, und glaubte, durch das bloße Berühren solcher Reliquien alle Krankheiten heilen, ja selbst Todte erwecken zu können. Nun ging es an ein Suchen nach den Knochen der Apostel und Märtyrer, und mancher Knochen wer weiß welches Sünders wurde für den Knochen eines Heiligen ausgegeben. Denn weil nun die Gräber der längst verstorbenen Heiligen gar nicht mehr auszumitteln waren, so glaubte man sie an den Erscheinungen oder Wundern zu erkennen, die auf ihnen geschehen seyn sollten; oder man erhielt im Traume die Nachweisung, daß hier oder dort ein Märtyrer begraben läge, und die albernen Leute glaubten das alles auch ohne Umstände. Besonders würden die vermeintlichen Knochen der Heiligen und andere Reliquien in die Kirchen auf die Altäre gebracht, und ein ordentlicher Handel damit getrieben.

Ein anderer recht schädlicher Mißbrauch, der jetzt aufkam, war der Glaube, daß eine besondere Heiligkeit darin bestehe, sich von allen irdischen Freuden loszusagen, und daß die Seligkeit nach dem Tode um so größer seyn würde, je mehr man sich auf der Erde selbst geplagt hätte. Solche Leute hatte es schon unter Juden und Heiden gegeben, und giebt es im Morgenlande noch. Daß aber Christen solche Thorheiten begehen konnten, war freilich arg; aber das kam daher, daß sie manche Ausdrücke Jesu nicht nach ihrem einfachen Sinne nahmen, sondern einen ganz fremden Sinn hineinlegten. So hatte Jesus gesagt: „willst du vollkommen seyn, so gehe hin, und verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen!“ Das sagte er zu einem reichen Jünglinge, der an seinem Reichthum hing, aber nicht zu Jedermann. Wollte der Jüngling Jesu Schüler werden und mit ihm umherziehen, so mußte er sich ja von allen irdischen Sorgen losmachen. Aber die Thoren meinten, das verlange Jesus von allen Menschen. Manche gingen gar an einsame Oerter, und lebten da von Wurzeln und Kräutern.

Der erste der Art soll Paul von Theben, ein Aegypter im 3ten Jahrhundert, gewesen seyn, der von seinem 15ten—117ten Jahre in einer einsamen Höhle lebte. Noch berühmter ist Antonius, auch ein Aegypter, zu Anfange des 4ten Jahrhunderts. Der Mann lebte auch in einer Wüste, wusch sich nie, und sah wie ein Wilder aus. Aber dennoch bewunderten ihn die Leute als einen Heiligen, und viele machten es ihm nach.

Einer seiner Schüler, Pachomius in Aegypten, ging noch weiter. Da so viele Menschen zu ihm in die Wüste kamen, um seine Heiligkeit zu bewundern und nachzuahmen, so erlaubte er ihnen, sich bei ihm anzubauen, aber sie mußten, wie er, fasten, beten und arbeiten, und um die kleinen Hütten wurde ein gemeinschaftlicher Zaun gezogen. Solche Wohnungen mehrerer Einsiedler zusammen nannte man ein Kloster. Die Sache fand Beifall, und bald baute man sich auch in andern Ländern solche Klöster. Die beisammen wohnenden Einsiedler wurden Mönche genannt, und den, welchen sie zu ihrem Vorsteher wählten, nannten sie ihren Abt. Die Frauen wollten nicht zurückbleiben, und traten auch in Klöster zusammen. Sie wurden Nonnen genannt, und ihre Obere hieß Aebtissin. Geistliche waren die Mönche zunächst nicht; aber da man aus ihnen gern die Geistlichen wählte, und die Mönche späterhin eine Art geistlicher Kleidung trugen, so kamen sie dem geistlichen Stande immer näher. Es war allen Mönchen ein Gesetz, von der Welt geschieden, arm, in völliger Unterwürfigkeit unter die Befehle der Oberen zu leben, fleißig zu beten und zu arbeiten. Anfangs war ihnen wohl erlaubt, wieder in die Welt zurückzutreten; späterhin hörte das auf, und wer einmal ganz aufgenommen war, durfte das Kloster nicht wieder verlassen. Darum wurde jedem, der sich zur Aufnahme meldete, eine zweijährige Prüfungszeit gesetzt, während deren ihm recht schwere Arbeiten aufgelegt wurden. Die Prüfungen waren zum Theil unmenschlich, und sollten alles menschliche Gefühl ersticken. So meldete sich einst ein Mann zur Aufnahme in ein Kloster, und brachte seinen 8jährigen Sohn mit. Nachdem beide eine Zeit lang vor dem Kloster gekniet hatten, wurde der Vater zugelassen, aber der Sohn sogleich von ihm getrennt. Ja um ihn zu prüfen, ob er

dem Gehorsam gegen Jesus alle natürlichen Gefühle aufopfern könnte, hielt man den armen Knaben sehr schlecht, schlug ihn oft vor seinen Augen erbärmlich, und zeigte ihm denselben nie anders als schmutzig und weinend. Zuletzt befahl ihm der Abt, er sollte den Knaben in den nahen Fluß werfen, und — er that es, obgleich er nicht wußte, daß Leute bestellt waren, das Kind wieder herauszuziehen. Nun erst hielt man ihn für würdig, ins Kloster aufgenommen zu werden.

Die Hauptbeschäftigung der Mönche und Nonnen war, recht viel zu beten. Ja sie wetteiferten darin ordentlich mit einander. Mancher brachte es bis auf 300 Gebete an einem Tage, ja eine Nonne gar auf 700. Damit wollten sich die Thoren den Himmel erwerben! — Aber es kam noch besser. Ein gewisser Simeon errichtete sich in der Nähe von Antiochien in Syrien im 5ten Jahrhundert eine Säule, die kaum 2 Ellen im Umfange hatte, auf der er also nur stehen konnte. Nach und nach machte er sie immer höher, bis sie zuletzt 40 Ellen hoch war. Von ihr ging er nie herunter, und hat 56 Jahre auf ihr gelebt. Die Leute hätten ihn als einen Narren auslachen sollen; aber nein! sie hielten ihn für einen Heiligen, und viele machten es ihm nach. So können sich die Menschen verirren, wenn sie von dem Geiste des Christenthums einmal abweichen!

Nach Constantins des Großen Tode war es wieder recht verwirrt im römischen Reiche hergegangen. Da trat zu Ende des vierten Jahrhunderts ein kräftiger Kaiser auf, Theodosius der Große. Er hatte zwei Söhne, und da er wohl einsah, daß das ganze Reich zu regieren für einen zu schwer seyn möchte, so theilte er 395 das Ganze in zwei große Theile. Das Morgenland erhielt Arcadius, das Abendland Honorius. Die Gränze ging ungefähr etwas östlich vom adriatischen Meere. Von da an gab es also zwei römische Reiche. Das morgenländische wird auch das griechische Kaiserthum genannt, und hatte seinen Sitz in Constantinopel; das abendländische hatte Rom oder Ravenna zur Hauptstadt. Den Untergang des letztern werden wir bald sehen; das griechische aber dauerte noch fast 1000 Jahre länger.

32. Große Völkerwanderung seit 374. — Untergang des römischen Kaiserthums. 476.

Das sonst so herrliche Römervolk war jetzt so tief herabgesunken, daß die alten Römer ihre ausgearteten Nachkommen gewiß nicht mehr erkannt haben würden. Einzelne kraftvolle Kaiser vermochten nicht mehr, das wankende Reich zu halten. Die Vorsehung hatte beschlossen, das entartete Volk auszurotten, und eine neue bessere Zeit herbeizuführen. Solche große Veränderungen führen freilich anfangs Verwirrung herbei; aber nach und nach löst sich unter der Leitung der gütigen Vorsehung alles schön auf. So auch hier. Das Mittel dazu sollte eine große Bewegung unter den Völkern werden, welche damals Europa bewohnten. Diese sollten dem römischen Reiche ein Ende machen, und aus der allgemeinen Verwirrung und Zerstörung eine schönere Zeit hervorgehen. Jene Bewegung nennt man die große Völkerwanderung.

Lange schon waren die deutschen Völker in Bewegung gerathen, und suchten die Gränzen Italiens zu überwältigen. Aber jetzt kam ein neuer Anstoß dazu, und brachte alles in Gährung. Mitten in Asien auf den Hochgebirgen wohnten die Hunnen, ein wildes Volk. Plötzlich erschienen diese am Flusse Don, der damals Europa von Asien schied, und drangen hinüber, in Europa ein. Was sie zu diesem Zuge veranlaßte, weiß man nicht gewiß, vermuthlich ein Angriff der Chinesen. Die Hunnen werden uns von einem Zeitgenossen als ein äußerst wildes Reitervolk geschildert. „Ihre Glieder sind fest und untersetzt," sagt er, „ihre Hälse dick, ihr ganzer Körperbau so ungeschlacht und plump, daß man sie für zweibeinige Thiere oder für Pfosten an Brückengeländern halten möchte. Gleich nach der Geburt zerfetzt man den Kindern Wange und Kinn mit tiefen Schnitten, damit der Bartwuchs unterdrückt werde. Dabei sind sie so roh, daß sie kein Feuer zur Zubereitung der Speisen bedürfen. Denn sie leben von Wurzeln, oder von dem rohen Fleische des ersten besten Thieres. Haben sie ein Stück rohen Fleisches, so legen sie es statt des Sattels auf den Rücken des Pferdes, und machen es durch einen tüchtigen Ritt mürbe; so essen sie es. In Häuser gehen sie ungern, und nur, wenn die größte Noth

sie dazu treibt: und sie betrachten sie wie die Gräber der Lebendigen. Aber Berge und Thäler wild zu durchstreichen, das ist ihre Lust, und so gewöhnen sie sich von Kindheit an an Frost, Hunger und Durst. Ihre Kleidung besteht aus leinenen Kitteln, oder aus Pelzen von zusammengenähten Fellen der Waldmäuse. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze mit überhängender Krempe, und die Beine sind mit Bockfellen umwickelt. Ihre Stiefeln sind höchst ungeschickt, und erschweren ihnen das Gehen; daher fechten sie auch ungern zu Fuß, und sind von ihren Pferden unzertrennlich. Diese sind zwar klein und häßlich, aber dauerhaft, und auf ihnen verrichten sie alle ihre Geschäfte. Die Schlacht beginnen sie mit einem fürchterlichen Geheule. Wie der Blitz fliegen sie herbei, aber in demselben Augenblicke verschwinden sie auch schon wieder, um schnell zurückzukehren, und ehe man ihrer wegen ihrer großen Schnelligkeit gewahr wird, erstürmen sie schon die Umschanzung oder plündern das Lager. Keiner von ihnen baut das Feld; ohne feste Wohnung, ohne Heimath, ohne Gesetz und bleibende Sitte schweifen sie umher. Ihre schmutzigen Weiber wohnen auf Wagen, auf denen sie ihre groben Kleider weben und ihre häßlichen Kinder groß ziehen. Treu und Glauben sind bei ihnen unbekannte Dinge; wie die unvernünftigen Thiere wissen sie nichts von Recht und Unrecht, und sind so veränderlich, daß sie eben so ohne Ursache ihre Bundsgenossen anfallen als sich wieder mit ihnen aussöhnen." So werden uns die Hunnen beschrieben.

Im Jahre 374 drangen sie über den Don vor, und rissen zunächst die dort wohnenden Alanen mit sich fort. Beide warfen sich dann auf die Gothen, ein großes, ursprünglich deutsches Volk, welches aber damals an den Ufern der untern Donau wohnte, und sich in Ost- und Westgothen theilte. Viele der Gothen wurden erschlagen; die Westgothen baten den griechischen Kaiser — Valens hieß er — um Aufnahme jenseits der Donau und um Lebensmittel; dann wollten sie ihm beistehn gegen die Hunnen. Der Kaiser ging das ein, aber seine Leute handelten treulos gegen die Westgothen und gaben ihnen für schweres Geld Hundefleisch und schlechtes Brot; ja Manche mußten aus Hunger die eigenen Kinder für Brot verkaufen.

Da griffen sie zu den Waffen, verbrannten die Dörfer bis Adrianopel hin, wo Valens damals wohnte, und er fand seinen Tod in einer Hütte, in welcher er verbrannte. Nun baten die Griechen um Frieden, und beide Völker wohnten friedlich neben einander an 30 Jahre.

Aber ums Jahr 408 war Alarich, ein muthiger, kühner Mann, König der Westgothen. Arcadius wollte ihn gern aus seiner Nähe los seyn; darum redete er ihm zu, nach Italien zu ziehen, und das Reich seines Bruders Honorius zu erobern. Das war dem Alarich recht. Er erschien an den Gränzen Italiens, und ließ dem Honorius sagen: „das Volk der Westgothen ist mit Weibern, Kindern und Heerden angekommen, und bittet um Land. Beliebt es dem Kaiser, so bestimme er einen Tag, an welchem Gothen und Römer in offener Feldschlacht sich messen können." Honorius ließ ihm antworten: „ich erlaube euch, in Gallien und Spanien Land einzunehmen." Das war aber ein Betrug; denn dort hausten bereits mehrere deutsche Völker. Die Gothen wußten das nicht, und zogen ruhig durch Oberitalien bis an den Fuß der Seealpen, die dies Land von Frankreich trennen. Eben feierten sie friedlich das Osterfest. Da erschienen plötzlich die treulosen Römer, die ihnen heimtückisch nachgeschlichen waren, und fielen sie an. Aber die Gothen entbrannten von Zorn, griffen schnell zu ihren Schwertern, und schlugen die Römer zurück. Nun aber wandten sie sich, die Tücke zu strafen, und zogen schnell auf Rom los. Alarich nahm die Stadt ein, plünderte das Kaiserschloß und die Häuser der Großen, ließ aber kein Blut vergießen, auch nicht die Stadt anzünden; denn er war schon ein Christ, und das Christenthum hatte selbst diese wilde Nation milder gemacht. Auch die Kirchen rührte er nicht an. Nach 6 Tagen zog er wieder ab, und wollte auch Sicilien erobern; aber er starb unterwegs. Da leiteten seine Gothen einen Fluß ab, begruben ihn in das Flußbette, und ließen dann das Wasser wieder darüber hinströmen, damit niemand seine Grabesruhe störe.

Solche Anfälle auf Italien zwangen die Römer, ihre Soldaten, die sie sonst in den entfernten Provinzen stehen gehabt

hatten, nach Italien zu ziehen, und nun brach unaufhaltsam der wilde Strom vieler deutschen Völker über den Rhein nach Gallien. Hier wohnten schon die Franken, (von ihnen hat Frankreich seinen Namen) die etwas früher von Deutschland aus dort eingezogen waren. Sie wurden bald über den Haufen geworfen, und nun drängten sich die Völker hin und her. Die Franken blieben oben in Frankreich wohnen; die Alemannen blieben im jetzigen Würtemberg und Baden sitzen; die Burgunder nahmen das südliche Frankreich an der Rhone ein; die Westgothen errichteten ein Reich auf beiden Seiten der Pyrenäen, und drängten die Sueven und Vandalen, auch deutsche Völker, bis nach Spanien. Da blieben die Sueven wohnen; die Vandalen aber, die wildesten unter allen, setzten gar nach Afrika über, und errichteten, wo einst Karthago lag, ein mächtiges Reich. Das geschah alles in den ersten 30 Jahren des fünften Jahrhunderts.

Aber was war aus den Hunnen geworden, die ja zu der großen Bewegung den ersten Anstoß gegeben hatten? — Sie waren in Ungarn sitzen geblieben, und jagten oder weideten ihre Heerden funfzig Jahre lang, ohne sich um andere Völker viel zu bekümmern. Um das Jahr 450 erhoben sie sich aufs Neue, und das Land bebte unter ihren Schritten. Sie hatten damals einen König, Attila, einen wilden Menschen, der sich selbst die Gottesgeißel zu nennen pflegte, und von dem die Hunnen rühmten, daß, wenn er nur sein Schwert in die Erde stieße, hundert Völker zitterten, und Rom und Constantinopel in ihren Grundfesten erbebten. Er war klein von Körper, aber breitschulterig, hatte einen großen Kopf, eine breite Brust, eine stolze, gebieterische Haltung, und seine kleinen, wildfunkelnden Augen, die er stolz umherwarf, kündigten den Herrscher an. Er selbst war mäßig, sprach wenig, und trank aus einem hölzernen Becher; aber seine Gäste speisten von Silber und Gold, und er sah es gern, wenn sie laut um ihn herum jubelten und tobten. Dieser Attila erhob sich 450 mit 700,000 Barbaren, und fluthete, alles verwüstend, durch Süddeutschland durch, nach dem Rheine zu. Wie entsetzte sich der römische Kaiser! Er schrieb eilig an den König der Westgothen in Toulouse: „der Hunnen-

könig will alles unterjochen. Stehe auf, edler Fürst der Westgothen! streite für uns und für dich!" — „Ja! das will ich," antwortete er, „nie hat es einen gerechteren Krieg gegeben. Das ganze Volk der Westgothen greift freudig zu seinen siegreichen Waffen." Alle Völker, die in Frankreich wohnten, traten zusammen, und bei Chalons an der Marne trafen sie auf das Hunnenheer. Attila ordnete seine Schaaren, sammelte die Heerführer um sich, und sprach kurz, aber gebieterisch, wie er pflegte: „seyd Männer! greift an, brecht ein, werfet alles nieder! fallet an! fallet an! Müßt ihr sterben, so werdet ihr es, auch wenn ihr flieht. Seht nur auf mich! Ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes!" Nun begann die Schlacht. Es war ein entsetzliches Würgen; aber Attila konnte nicht vordringen; er brach am andern Tage auf, und zog nach Ungarn zurück. Im folgenden Jahre zog er wieder aus, dies Mal nach Italien. Er verlangte des Kaisers Schwester zur Frau, und große Schätze als Mitgift. Natürlich wurde ihm dies abgeschlagen. Alle Städte gingen in Feuer auf; wer flüchten konnte, floh. Einige retteten sich nach den kleinen Inseln oben im adriatischen Meere, und legten dadurch den Grund zu der nachher so herrlichen Stadt Venedig. Attila kam bis nach Ravenna. Hier kam ihm der Bischof von Rom, Leo, umgeben von vielen Großen des Hofs, entgegen, brachte ihm Geschenke, und mahnte ihn ab, nach Rom zu kommen. „Bedenke," sprach er, „daß der Erste der Apostel Rom in seinen mächtigen Schutz genommen hat. Auch Alarich kam nach Rom, aber darum hat er frühen Tod erlitten. Hüte dich zu kommen!" Die ehrwürdige Gestalt des Greises mit silberweißem Barte machte Eindruck auf den wilden Attila; vielleicht wirkten auch die Geschenke. Er ließ sich besänftigen, und kehrte zurück. Bald darauf starb er plötzlich in Ungarn. Die Hunnen legten ihn in einen goldenen Sarg; diesen setzten sie in einen silbernen, und den in einen eisernen. So begruben sie ihn mit seinem Pferdegeschirr, seinen Waffen und anderem Geräth. Die aber das Grab gemacht hatten, wurden erschlagen, damit Keiner wisse, wo der große Hunnenkönig liege.

In demselben Jahre eroberten die Angelsachsen England. So lange die Römer dies Land besetzt hielten, wurden

die wilden Bewohner Schottlands, die Pikten und Scoten, in Zaum gehalten. Aber als jene ihre Truppen nach Italien zurückzogen, konnten sich die Britten nicht mehr der wilden Nachbarn erwehren, und schickten nach Rom, und baten um Hülfe. „Von der einen Seite," so sprachen sie, „treiben uns unsere Feinde ins Meer; von der andern wirft uns das Meer wieder zurück in die Hände unsrer Feinde. Wir haben nur die Wahl, ob wir in den Wellen oder durch das Schwert der Feinde umkommen wollen." Aber die Römer wiesen sie ab. „Wir können euch nicht helfen!" hieß es. Da wandten sich die Britten an die Angelsachsen, ein deutsches Volk im jetzigen Westphalen. Von diesen setzte ein Schwarm unter Hengist und Horsa 450 nach England über, jagte die Pikten und Scoten nach Schottland zurück, setzte sich aber nun selbst fest im Lande, und machte sich zum Herrn desselben. Und die armen Britten? Die mußten sich unterwerfen; viele aber wanderten in die Berge von Wallis, oder setzten nach Bretagne in Frankreich über. In beiden Ländern wohnen ihre Nachkommen noch.

Fünf Jahre darauf wurde die Stadt Rom wirklich, was Attila ihr nur gedroht hatte, von einem Barbarenhaufen überfallen und ausgeplündert. Es ist schon gesagt worden, daß die Vandalen sich auf der Nordküste von Afrika niedergelassen hatten. Ihr König um die Mitte des 5ten Jahrhunderts hieß Genserich oder Geiserich. Zu derselben Zeit war in Rom eine Kaiserin, welche Eudoxia hieß. Ein General hatte ihren Mann, den Kaiser, todtgeschlagen, und zwang sie nun, ihn selbst zu heirathen. Das rachsüchtige Weib dachte nur darauf, ihrem zweiten Manne, den sie mit Recht verabscheute, den Untergang zu bereiten, ohne daran zu denken, daß sie sich selbst und ihre ganze Stadt unglücklich machte, und lud den Genserich ein, nach Rom zu kommen, und sie von ihrem Manne zu befreien. Genserich kam 455, eroberte Rom, und verwüstete die herrliche Stadt so fürchterlich, daß man jetzt noch eine recht greuliche Verwüstung eine vandalische zu nennen pflegt. Nicht einmal die Tempel und Kirchen wurden verschont. So hauste er 14 Tage lang; dann packte er seine Schätze in die Schiffe, nahm

Eudoxia mit sammt ihren Töchtern mit, und kehrte nach Afrika zurück.

Nach dieser Zeit regierten noch einige Kaiser nach einander; dann setzte man den Romulus Augustulus, einen guten, aber schwachen Knaben, auf den Thron. Die Heruler und Rugier, ein paar Stämme aus der Gegend des heutigen Pommerns, die als Miethstruppen unter dem Kaiser dienten, verlangten den 3ten Theil aller Aecker in Italien, und da ihnen das nicht bewilligt werden konnte, so empörten sie sich. Odoacer, ein tapfrer Feldherr, führte sie an. Er setzte den unschädlichen Romulus ab, gab ihm ein Landgut, um da in der Stille zu leben, und machte sich selbst — zum Kaiser? — Nein! der Kaisertitel war ihm zu verächtlich. Er begnügte sich, König von Italien zu seyn, ohne sich so zu nennen, und so hatte also das abendländisch-römische Reich ein Ende. Dies geschah 476. Hiermit endigt sich die alte Geschichte, und wir gehen nun zur mittlern über.

Mittlere Geschichte.

(Von 476 — 1517.)

Erste Periode.

Von dem Untergange des römischen Kaiserthums bis zum Tode Karls des Großen, 476 — 814.

33. Theoderich 500. — Chlodwig I. 500. — Justinian 555.

Ehe wir die Begebenheiten nach dem Untergange des abendländischen römischen Reiches erzählen, wollen wir einen Blick auf die Vertheilung der Völker zu dieser Zeit werfen. In dem heutigen Portugal und dem nordwestlichen Spanien wohnten die Sueven. Das übrige Spanien und das südliche Frankreich bis zur Loire machte das Reich der Westgothen aus, dessen Hauptstadt Toulouse war. Das ganze nördliche Frankreich bis über den Rhein hinüber gehörte den Franken. Um die Rhone herum bis an die Schweiz hinein saßen die Burgunder; mitten in Deutschland um den Main und die Saale die Thüringer; am Neckar und Schwarzwalde die Alemannen; rechts neben ihnen die Bojer oder Baiern. In den Niederlanden und im nördlichen Deutschlande waren die Wohnsitze der Friesen und Sachsen. Um die Oder und Weichsel fand man slavische Nationen, die damals wenig bekannt waren. Italien gehörte dem Odoacer. Griechenland machte ein besonderes Kaiserthum aus. Darüber wohnten die Ostgothen. Die Küste von Afrika, die Balearen, Sardinien uud Corsica waren von den Vandalen besetzt. In England waren Angelsachsen, und in Schottland endlich Picten und Scoten. Die übrigen Länder Europa's kannte man nur wenig.

Aber auch so blieb es nicht lange. Die große Bewegung der Völker war noch keineswegs beendigt. Odoacer war kaum 13 Jahre König von Italien gewesen, als ein Stärkerer erschien, und ihn verdrängte. Es war Theoderich, König der Westgothen. Der griechische Kaiser sah diesen kühn aufstrebenden jungen Mann mit Besorgniß in seiner Nähe, und gab ihm daher den Rath, nach Italien zu ziehen, und es der angemaßten Herrschaft Odoacers abzunehmen. Theoderich hatte das längst gewünscht. Er sammelte seine Gothen, und brach mit einem ungeheuren Haufen von Männern, Weibern und Kindern, denen eine unabsehbare Wagenreihe folgte, auf, und zog oben um das adriatische Meer herum. Als er hier ankam, erschien Odoacer, griff ihn an, und wurde zum 1sten Male geschlagen. Theoderich folgte ihm schnell, und brachte ihm bei Verona eine 2te Niederlage bei, so daß Odoacer sich hinter den Mauern Ravenna's verbergen mußte. Noch einmal wagte sich dieser hervor; aber als er auch die 3te Schlacht verlor, an den Ufern der Adda, erkannte er, was die ganze Geschichte beweist, daß bei einem mit Unrecht erlangten Vortheile kein Segen und Gedeihen ist, und floh nach Ravenna. Bis ins 3te Jahr lag Theoderich vor dieser Stadt. Da erst ergab sich Odoacer, und bat um Leben und Freiheit. Aber Theoderich hielt ihm den Vertrag nicht, sondern ermordete ihn wenige Tage darauf bei einem gemeinschaftlichen Gastmahle mit eigener Hand. Dies geschah 493.

So war also Italien ein Besitzthum der Ostgothen geworden, und Theoderich nannte sich König von Italien. Er wird auch der Große genannt, und nicht mit Unrecht. Ob er gleich eigentlich einer wilden Nation angehörte, und den Römern alles hätte nehmen können, so begnügte er sich doch, für seine Gothen nur den 3ten Theil der Ländereien in Besitz zu nehmen. Er behandelte die Unterworfenen mit Milde, und suchte es sie vergessen zu machen, daß er ein Eroberer sey. Die noch übrigen herrlichen Gebäude Roms und Ravenna befahl er zu erhalten, und erbaute neue, hielt durch gute Gesetze streng auf Ordnung und Gerechtigkeit, und suchte durch Anlegung von Schulen die Wissenschaften und Künste wieder zu heben.

Aber diese können nur gedeihen, wo das Volk sich wohl befindet. Sie verfielen trotz seinen Bemühungen immer mehr, und es riß eine Barbarei ein, welche befürchten ließ, daß endlich alle Wissenschaften untergehen möchten. Theoderich regierte 33 Jahre, und machte durch väterliche Regierung das Unrecht wieder gut, welches er durch die Ermordung Odoacers begangen hatte. Unter ihm herrschte in Italien eine solche Sicherheit, daß man zu sagen pflegte, man könne ruhig seinen Geldbeutel auf dem Felde liegen lassen.

Ungefähr zu derselben Zeit (um das Jahr 500) hatten auch die Franken einen tüchtigen König, Chlodwig I. Das ist der Gang der göttlichen Vorsehung, daß sie nach einer Zeit der Verwirrung und des Unglücks hochbegabte Männer auftreten läßt, welche die in Barbarei versinkenden Völker schneller weiter fördert, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge sonst nicht in Jahrhunderten geschieht. Dieser Chlodwig war aus dem Königsstamme der Merowinger, und anfangs noch ein Heide. Er machte sich zum Herrn des ganzen Frankenvolks, jagte die letzten Römer aus Frankreich, machte dem Reiche der Westgothen, so weit es zu Frankreich gehörte, ein Ende, bezwang die Thüringer und Alemannen, und siegte über die Burgunder. Freilich beging er dabei viele Treulosigkeiten und Grausamkeiten, und daher mag es auch gekommen seyn, daß auf seinen mit Gewalt zusammengebrachten Ländern kein Segen ruhte; denn nach seinem Tode zerfiel sein Reich; seine Söhne waren uneins, und ihre Nachfolger waren elende, schwache Regenten. Daß er ein Christ wurde, machte seine Verbrechen nicht wieder gut; denn er war kein Christ mit ganzer Seele, sondern er hatte einst seiner Frau, die eine Christin war, versprochen, wenn er in der nächsten Schlacht siegte, so wolle er sich taufen lassen. Er siegte, und trat nun zum Christenthum über, aber ohne seinen Sinn und Wandel zu ändern.

Bald nach seinem Tode regierte im entgegengesetzten Theile Europa's, in Griechenland, ein Kaiser, der durch weise Einrichtungen, so wie durch glückliche Eroberungen berühmt geworden ist, Justinian, von 527 — 565. Wie unruhig es damals zuging, beweist auch, daß er, als der Enkel eines ungrischen

Bauers, bis zum Kaiserthron hatte emporsteigen können. Justinian regierte gut und kräftig. Vielen Theil daran hat seine Frau, Theodora, eine äußerst kluge, entschlossene Frau. Sie war eine verachtete Schauspielerin gewesen, hatte aber durch Schönheit und Verstellung den Kaiser so eingenommen, daß er sie auf den Thron erhob. Ob sie gleich ein böses, ränkevolles Weib war, so verdankte ihr der Kaiser doch viel; er konnte sich ganz auf ihren Rath verlassen. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung ließ Justinian von den besten Rechtsgelehrten ein treffliches Gesetzbuch, das Corpus juris, ausarbeiten, welches wir noch übrig haben, und welches vielen unsrer Gesetze zum Grunde liegt. Aber es that auch Noth, durch feste Gesetze der täglichen mehr einreißenden Verwirrung Einhalt zu thun.

Ein Beispiel von der damaligen Zügellosigkeit der Unterthanen ist folgendes. In der großen Rennbahn in Constantinopel wurden häufig Spiele, besonders Wagenrennen, angestellt, denen das Volk mit Begierde beiwohnte. Dabei hatten sich zwei Partheien gebildet, die sich durch die Farbe ihrer Kleidung unterschieden, die Blauen und die Grünen. Der Kaiser, statt diese Partheisucht zu unterdrücken, nahm daran Theil, und hielt sich zur Blauen. Einst, am 13ten Jan. 532, als Justinian das Fest seiner Thronbesteigung mit großen Spielen feierte, und eine ungeheure Volksmasse versammelt war, standen die Grünen auf, und klagten laut über die Partheilichkeit des Kaisers. Dieser schrie: „Schweigt, ihr Lästerer! ihr Juden und Samariter!" Die Grünen, erbittert, daß sie kein Gehör fanden, schimpften wieder, und nannten den Kaiser einen Esel, Tyrannen und Mörder. Die Blauen schlugen auf die Grünen los, und es entstand ein großes Blutbad. Am andern Tage ließ der Stadt-Oberst einige der Unruhigsten von beiden Partheien greifen und hinrichten. Darüber entstand aber ein greulicher Aufruhr. Die Blauen und Grünen rotteten sich zusammen, hieben die Besatzung nieder, sprengten die Gefängnisse auf, schleiften das Haus des Stadtobersten, zündeten die Stadt an, die größtentheils niederbrannte, und wütheten vier Tage lang auf die ausgelassenste Weise. Schon hatte der Kaiser seine besten

Habseligkeiten in ein Schiff gepackt, und wollte fort; da rief Theodora seinen Muth zurück, und bewog ihn zu bleiben. „Die Feigen fliehen bei großen Gefahren," sprach sie; „aber die Muthigen widerstehen. Mögen sie nun siegen oder untergehen, so erndten sie gleichen Ruhm. Sterben müssen wir ja doch Alle; aber seine Ehre muß man nicht überleben wollen." Endlich rettete Belisar, der tapfere Feldherr Justinians, seinen Herrn. Er hieb mit den treuen Soldaten auf die Aufrührer ein, und richtete ein fürchterliches Blutbad an. 30,000 Menschen wurden an diesem Tage erschlagen. Nun erst war das Volk ruhig; aber die Straßen standen leer, die Läden waren verschlossen: überall herrschte ein fürchterliches Schweigen. Auch die Sophienkirche, ein Werk Constantin des Großen, war mit abgebrannt, und wurde nun von Justinian schöner und prächtiger aufgebaut. Sie steht noch, und dient den Türken zur Moschee.

Nun sandte Justinian seinen Feldherrn Belisar nach Nordafrika, um das vandalische Reich zu erobern. Hier war eigentlich Hilderich König, ein Freund Justinians; aber er wurde von seinem Neffen Gelimer vom Throne gestoßen, und in den Kerker geworfen. Darum fing der Kaiser Krieg mit Gelimer an. Er schrieb ihn: „setze den Hilderich wieder auf den Thron! Ist es nicht besser, auf eine rechtmäßige Art einige Augenblicke später König zu werden, als einen Raub zu begehen?" Aber Gelimer antwortete nicht, und ließ den armen Hilderich in einen noch engeren Kerker werfen. Da erschien Belisar in Afrika, und nun ließ Gelimer seinen unglücklichen Gefangenen gar umbringen. Aber die Strafe folgte schnell nach. Seine Vandalen wurden geschlagen, Gelimer flüchtete in das rauhe Gebirge, in das Land der Mauren, und litt große Noth, während Belisar einen glänzenden Einzug in Karthago hielt. Ein General des Belisar, der jenen eng eingeschlossen hatte, redete ihm zu, sich zu ergeben. „Wäre es nicht besser," schrieb er ihm, „du bettelteſt bei den Römern, als daß du unter den Mauren verhungerst? Füge dir doch nicht selbst größeres Uebel zu, als deine Feinde selbst dir zufügen wollen." Gelimer antwortete ihm: „ich kann nicht der Sclave eines ungerechten Feindes seyn, den ich mit keinem Wort beleidigt hatte, und der mich

doch mit Krieg verfolgt. Er ist ein Mensch wie ich; auch ihn kann noch, wie mich, die Hand des Unglücks ereilen. Mehr kann ich nicht schreiben; die Größe meiner Leiden raubt mir die Gedanken. Lebe wohl! Ich bitte, sende mir eine Cither, ein Brot und einen Schwamm." Das Brot wollte er essen, weil er seit lange keins gesehen, noch weniger eins gegessen hatte; mit dem Schwamme wollte er sich die von Thränen geschwollenen Augen trocknen, und mit der Cither sich den Gram zerstreuen. Er erhielt das Verlangte; aber seine Noth endete noch nicht; seine Verwandten verhungerten vor seinen Augen; er sah, wie sich das Kind seiner Schwester mit einem jungen Mauren um ein halb ausgebackenes, heißes, von Asche beschmutztes Brot herumschlug. Nun erst ergab er sich. Als er mit Belisar zusammentraf, schlug er ein lautes Gelächter auf. Man hielt ihn für wahnsinnig; er aber sprach: „ich bin von königlichem Geblüte, selbst ein König gewesen, habe in Pracht und Ueberfluß gelebt, und nun? — Nun bin ich ein halb verhungerter Mensch, ein elender Gefangener! Muß ich nicht über die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Hoheit lachen?" — Gewiß! er hatte Recht; wer denkt hierbei nicht an Crösus? Gelimer wurde nach Constantinopel geführt. Als er vor den Thron des Kaisers gebracht wurde, und vor ihm niederknieen sollte, vergoß er keine Thräne, und ließ keinen Seufzer hören; aber er biß die Lippen zusammen, und sprach für sich: „O Eitelkeit! o Eitelkeit! es ist doch alles eitel!" Der Kaiser wies ihm ein anständiges Einkommen an, und schickte ihn auf ein Landgut in Klein-Asien, das Vandalen-Reich aber blieb dem Justinian unterworfen. Auch Sardinien, Corsica und die Balearen huldigten dem mächtigen Kaiser.

Gleich darauf fing Justinian einen neuen Eroberungskrieg an. Italien gehörte, wie wir wissen, damals den Ostgothen. Aber Theoderich war schon todt, und seine Tochter Amalasuntha von einem Verwandten ermordet worden. Das benutzte Justinian als Vorwand, die Ostgothen mit Krieg zu überziehen. Belisar wurde mit einem Heere hinübergeschickt, nahm Sicilien ein, ging dann nach Unteritalien über, und rückte vor Neapel.

Die Stadt verschloß ihre Thore; aber Belisar ließ Sturm laufen, und nahm sie ein, wobei ein großes Blutbad unter Männern, Weibern und Kindern angerichtet, und selbst Kirchen und Priester gemißhandelt wurden. So ging es damals allen Städten, die mit stürmender Hand eingenommen wurden. Nun zog Belisar auf Rom los. Die Römer waren, wie die Griechen, dem katholischen Glauben zugethan; darum öffneten sie ihnen willig die Thore; denn sie haßten die Gothen, weil diese einer andern christlichen Parthei angehörten. Aber die Gothen hatten jetzt einen neuen König, den tapfern Vitiges, gewählt, indem sie ihn auf ein Schild setzten, und unter Schwertergeklirr und Trompetenschall im Lager umhertrugen. Dieser Vitiges sammelte 150,000 Mann, und rückte vor Rom, zu dessen Vertheidigung Belisar kaum 8000 Mann hatte. Das war keine leichte Aufgabe, die große Stadt mit so wenigen Leuten gegen den Andrang so vieler Tausende zu vertheidigen. Aber man sah hier recht, was ein einziger Mann in der Zeit der Noth werth ist. Ueberall war Belisar, wo die Gefahr am größten war; er munterte die Muthlosen auf, belohnte die Tapfern, Allen leuchtete er durch sein Beispiel vor, und war unerschöpflich in Auffindung neuer Hülfsmittel, so daß der zahlreiche Feind endlich nach einer einjährigen Belagerung schimpflich abziehen mußte. Dafür verloren die Griechen die große Stadt Mailand. Die Gothen drangen ein, weil unter den Griechen keine Einigkeit war, und hieben alle erwachsenen Männer, 300,000 an der Zahl, nieder; die Weiber gaben sie ihren Bundesgenossen, den Burgundern, um sie als Sclavinnen zu verkaufen, und die Stadt zerstörten sie bis auf den Grund. So wurden damals die Städte erobert! — Dennoch verzweifelten die Gothen an ihrer Rettung, und ließen dem Belisar sagen, sie wollten sich ihm unterwerfen, wenn er ihr König werden wollte. Belisar schwankte keinen Augenblick, ob er seinem Kaiser treu bleiben wollte; aber er stellte sich willig, und wurde nun in Ravenna eingelassen. Hier nahm er den Vitiges gefangen, und wenig fehlte noch, die Gothen vollends aus Italien zu vertreiben. Da rief ihn der mißtrauische Kaiser nach Constantinopel zurück; der treue Feldherr gehorchte sogleich, und

nahm den Vitiges mit, der eben so gütig wie Gelimer behandelt wurde.

Nun rafften die Ostgothen noch einmal alle ihre Kraft zusammen, und wählten den Totilas, einen gar wackern und tapfern Mann, zum König, und da er die griechischen Generale, die an Belisars Stelle gekommen waren, an Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit übertraf, so siegte er auch überall, und binnen zwei Jahren hatte er, bis auf wenige Städte, ganz Italien wieder eingenommen. Noch einmal schickte Justinian den alten Belisar; der sollte helfen; aber aus lauter Mißtrauen gab ihm der Kaiser so wenige Soldaten mit, daß er überall vor Totilas zurückweichen mußte. Selbst Rom ging wieder an die Gothen verloren. Da bat Belisar nach 5 Jahren seinen Kaiser, ihm die Rückkehr nach Griechenland zu erlauben. Das geschah 549. Der große Feldherr wurde, wie das oft geschieht, mit Undank belohnt. Die Sage übrigens, daß er in seinem hohen Alter habe von Thüre zu Thüre betteln müssen, ist ungegründet.

Jetzt schickte der Kaiser den Narses nach Italien. Das war ein kleiner, gebrechlicher Mann, aber voll Muth und Seelenstärke. Auch hatte ihm Justinian Geld und Soldaten hinreichend gegeben. Er zog zu Lande um das adriatische Meer herum, und traf in Toscana, da, wo einst Camill die Gallier geschlagen hatte, auf Totilas, und eine blutige Schlacht wurde geliefert. Die Ostgothen flohen, Totilas wurde mit fortgerissen, auf der Flucht tödtlich verwundet, und starb nach wenigen Tagen, 552. Narses eroberte nun auch Rom, das durch die häufigen Eroberungen und Plünderungen sich kaum mehr ähnlich sah, und nur noch 500 Bürger zählte. Der Gothen Ueberrest wählte den Tejas zum König, und versuchte noch einen Kampf auf Leben und Tod. Am Fuße des Vesuvs stießen die beiden Heere auf einander. Tejas focht mit einer Tapferkeit, die an die der homerischen Helden erinnert, sank aber endlich von einem Pfeil durchbohrt, todt zu Boden. Die Entronnenen, etwa 7000 Mann stark, ergaben sich bald, und wurden nach Constantinopel geschickt. So endigte sich nach 19jährigem Kampfe 554 der gothische Krieg, und das ostgothische Reich in Italien hatte ein Ende. Das sonst so blühende Italien bot einen erschütternden

Anblick dar. Kein Feld wurde bebaut, der Krieg hatte alles danieder gestampft, die Städte waren geplündert und zerstört, eine gräßliche Hungersnoth und Seuchen wütheten unter denen, die den Krieg überlebt hatten, die Wissenschaften lagen danieder, und die Unsittlichkeit nahm auf eine schauderhafte Weise zu. Das ist der Unsegen, der auf der Eroberungssucht liegt! Und während Justinian hier neue Länder eroberte, wurde er im Osten von den Persern, im Norden von den Bulgaren und andern barbarischen Völkern bedrängt, und mußte ihnen einen schimpflichen Tribut bezahlen.

Ehe wir den Justinian verlassen, muß noch erwähnt werden, daß unter ihm der so wichtige Seidenbau nach Europa gekommen ist. Schon die Griechen und Römer hatten Seide; aber sie bekamen sie aus dem weitentlegenen China und Indien durch persische und indische Karawanen, und wußten von ihrem Ursprunge so wenig, daß sie glaubten, sie wüchse auf den Bäumen. Das mochte daher kommen, weil es wirklich in China eine Art Seidenwürmer giebt, welche keine Cocons machen, sondern auf den Bäumen Faden anspinnen, wie etwa die Spinnen. Der weite Transport machte die Seide im Abendlande so theuer, daß man sie mit Golde aufwog, und als ein Kaiser in Rom sich einmal ein ganz seidenes Kleid machen ließ, so wurde das für eine solche Verschwendung gehalten, daß man gar nicht aufhören konnte, darüber zu reden. Als nun Justinian mit den Persern Krieg führte, blieben die Seiden-Karawanen ganz aus, und schon gab er Befehle, daß Schiffe das rothe Meer hinunter bis nach Indien fahren sollten, um Seide zu holen, als sich zwei Mönche bei ihm melden ließen, die auf ihren Bekehrungsreisen Indien und China besucht hatten, und ihm Cocons mitbrachten. Sie meinten, der Seidenbau lasse sich in Griechenland leicht einführen, wenn man nur erst Seidenwürmer hätte. Dies hielt aber schwer, da jene Völker die Ausfuhr dieser Thiere verboten hatten. Justinian gab den beiden Mönchen Geld zu einer zweiten Reise. 555 kamen sie zurück, und brachten in ihren hohlen Wanderstäben Eierchen mit, die glücklich auskrochen. Nun richtete Justinian einige Seidenfabriken ein, die bald in Flor kamen. Von Griechenland aus wurde der Seidenbau späterhin nach Un-

teritalien verpflanzt, und fand dann auch in Genua, in Spanien, in Frankreich, und zuletzt in Deutschland Eingang, und hat seitdem vielen tausend Händen Arbeit und Nahrung verschafft. — Auch ist die Regierung Justinians merkwürdig, weil unter ihm die Menschenblattern sich zuerst gezeigt haben sollen.

34. Die Longobarden in Italien 568. — Das Lehnwesen. — Die Ordalien.

Italien war jetzt eine griechische Provinz, und wurde von einem Statthalter regiert, der den Namen eines Exarchen führte, und in Ravenna residirte. Narses bekleidete zuerst diesen Posten. Zuletzt fiel er in Ungnade, wurde zurückberufen, und von der Kaiserin mit Hohn behandelt. Er könne nun, hatte sie gesagt, weil er einen schwächlichen Körper hatte, wieder in die Weiberstuben zurückkehren, und am Rocken spinnen. „Gut!" rief er zornig aus, „ich will ihr einen Faden spinnen, an dem sie genug abzuwickeln haben soll." Und nun rief er die Longobarden ins Land. So wird ihm wenigstens Schuld gegeben.

Die Longobarden waren ursprünglich ein norddeutsches Volk, hatten sich aber im Laufe der Völkerwanderung mehr nach Süden gezogen, und waren endlich in Ungarn eingedrungen. Zu der Zeit Justinians hatten sie einen jungen unternehmenden König, den Alboin. Dieser warf sich auf das Volk der Gepiden, hieb sie so zusammen, daß von ihnen in der Geschichte nicht mehr die Rede ist, erschlug ihren König Kühnemund, und zwang die Tochter desselben, Rosamunda, ihn zu heirathen. Sie gehorchte, aber mit Rache im Herzen. Wie konnte sie auch den Mörder ihres Vaters lieben? Besonders da sie täglich auf seiner Tafel den Schädel desselben sah, den Alboin als Trinkgeschirr gebrauchte. Mit seinen Longobarden und einem gemischten Haufen anderer Barbaren setzte sich nun Alboin 568 gegen Italien in Bewegung, brach ein, verheerte das Land, plünderte Mailand, und vollendete mit der Eroberung von Pavia die Unterwerfung von ganz Oberitalien. Die unglücklichen Einwohner wurden sehr hart behandelt; die Longobarden nahmen ihnen ihre Ländereien,

so viel als ihnen nur beliebte, weg, und die ehemaligen Besitzer mußten nun die Aecker als Knechte bebauen. Alboin lebte nur noch ein Jahr nach der Eroberung von Pavia. Es heißt, er habe einst bei einem Gastmahle, als er vom Weine berauscht war, Rosamunden gezwungen, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. So sehr sie auch schauderte, sie mußte gehorchen. Aber sie bewog den Schildträger des Königs, ihren Gemahl zu ermorden. So starb der mächtige Alboin. Sein Reich blieb unter seinen Nachfolgern noch über 200 Jahre.

Man schreibt den Longobarden gewöhnlich die Einrichtung des Lehnwesens zu. Aber es findet sich nicht allein bei ihnen, sondern bei allen germanischen Völkern. Diese Völker bestanden aus Freien und Unfreien. Die Freien waren entweder Edle, oder gemeine Freie, oder Freigelassene. Daß die Edeln vor diesen viele Vorrechte hatten, reicher und mächtiger waren, versteht sich von selbst; aber alle drei Klassen hingen von sich selbst ab, und konnten Ländereien besitzen. Anders war es mit den Unfreien. Zu ihnen gehörten die Geleitsmänner und die Leibeigenen. Die ersteren waren frei gebohren, aber entweder um Ruhm zu erwerben, oder Brot zu erwerben, in die Dienste eines Edeln getreten. Gefiel es diesem, so konnte er sie entlassen; auch stand es ihnen frei, ihm selbst den Dienst aufzukündigen. In beiden Fällen trat der Geleitsmann wieder in den Stand eines Freien zurück. Der Leibeigene dagegen war ein Eigenthum seines Herrn, der mit ihm machen konnte, was er wollte. Wenn nun ein germanisches Volk ein Land erobert hatte, so theilten sich die verschiedenen Stände, die Leibeigenen ausgenommen, in die Ländereien, und ließen sich darin nieder. Aber nicht Jeder bekam ein gleiches Theil; denn die Edeln hatten ja mit ihren Geleitsmännern mehr zur Eroberung beigetragen, als die einzelnen Freien oder Freigelassenen; auch hatten sie mehr Land nöthig, um sich und ihr Geleite zu unterhalten. Daher war es ebenso billig als nöthig, daß sie mehr Land erhielten, als die gemeinen Freien. Also waren die verschiedenen Antheile sehr ungleich, und es war demnach ein großer Unterschied an Macht und Reichthum. Aber dessenungeachtet hatte der gemeine

Freie auf seinem kleinen Besitzthum eben so viele Freiheit, als der reiche Edle auf seinen weitläuftigen Ländereien. Ein solches Gut oder Gütchen nannte man Alodium; es war ein besonderes Gebiet im Kleinen, und der Besitzer konnte damit und darauf machen, was er nur wollte. — Nachdem die Eroberung vollendet war, hätten die Edeln ihr Geleite abdanken können; aber sie behielten es bei, weil es an Kriegen nicht fehlte, und ohne Geleite würde der Edle eben so ohnmächtig wie ein gemeiner Freier gewesen seyn. Von seinen weitläuftigen Ländereien gab nun der Edle jedem seiner Geleitsmänner ein Stück zur Benutzung ab, aber nur auf so lange, als der Geleitsmann in seinem Dienste blieb. Solche abgetretene Stücke Feld oder Land nannte man nun ein Lehen. Der es erhielt, hieß Vasall oder Lehnsmann; der es verlieh: der Herr oder Lehnsherr. Aber weder der eine noch der andere hatte Lust oder Zeit, selbst den Acker zu bauen; das mußten die Leibeigenen thun, die man auch Hörige nannte. Noch eine Klasse von Einwohnern gab es; das waren die alten Bewohner des eroberten Landes. Die, welche bei dem Einfalle der Feinde nicht ums Leben gekommen waren, mußten zum Theil als Leibeigene demjenigen Edeln dienen, auf dessen Gebiet sie wohnten. Ein Theil von ihnen aber gehörte gewiß auch zu den Freien, und vertrug sich mit den Siegern so gut, wie es möglich war.

Wenn ein germanisches Volk angegriffen wurde, so rief der König den Heerbann auf. Das hieß so viel als: jeder freie Besitzer eines Grundstücks, gleichviel ob eines großen oder kleinen, mußte wohlbewaffnet erscheinen. Kein Unfreier, und wenn er auch ein reiches Lehn besessen hätte, durfte dabei seyn, außer wenn sein Lehnsherr ihn mitnahm, und dann fochten die Vasallen und Geleitsmänner nur in der 2ten Linie, weil es für eine große Ehre gehalten wurde, für das bedrohte Vaterland zu fechten.

Die deutschen Völker dieser und der folgenden Jahrhunderte waren überaus roh und wild. Daher ist die Geschichte dieser Zeit voll der schauderhaftesten Verbrechen. Ohne Erziehung aufgewachsen, waren ihnen die Pflichten, die jeder gegen

seinen Nebenmenschen hat, ganz unbekannt. Seine Untergebenen zu mißhandeln, schien ihnen etwas ganz Erlaubtes; ja bei vielen dieser Völker mußte man eine grössere Strafe erlegen, wenn man den Jagdhund oder das Pferd seines Nachbarn getödtet hatte, als dessen Sclaven. Diese Leute, meinte man, wären nur für ihre Herren in der Welt. Sich an seinem Feinde zu rächen, war nicht nur erlaubt, sondern selbst Pflicht der Ehre. Bei der leisesten Beleidigung fuhren sie daher auf, und fühlte einer im Geringsten seine Ueberlegenheit, so war er trotzig und übermüthig. Der unaufhörliche Krieg machte diese Menschen fühllos gegen jeden Jammer ihrer Mitmenschen; sie blieben kalt bei dem Anblicke des tiefsten Elendes, und die völlige Geschäftslosigkeit und der Ueberfluß, in dem die Edeln lebten, verleiteten sie zum Trunke und zu andern Lastern. Die Gemeinen endlich waren gleichfalls in tiefer Unsittlichkeit versunken. Knechtisch schmiegten sie sich unter die Peitsche ihrer Herren, und bekamen sie ja einmal Freiheit zu handeln, so waren sie unbändig wie die wilden Thiere. Denn allen diesen Menschen fehlte eine vernünftige Religion; sie glaubten genug gethan zu haben, wenn sie die ihnen vorgeschriebenen Büßungen und zum Theil lächerlichen Gebräuche mitgemacht hatten, aber ihr Herz hatte keine Scheu vor Gott. Bei allen Völkern ist sonst der Mittelstand der ehrwürdigste, sittlichste und geschickteste; aber einen solchen Mittelstand gab es bei ihnen noch nicht; es gab nur Herren und Knechte. Das war die „gute alte Zeit" unsrer deutschen Vorfahren!

Auch die Rechtspflege war damals in schlechtem Zustande. Gesetze gab es wohl, aber sie waren sehr unvollkommen, und besonders war die Art, wie man in solchen Fällen verfuhr, in welchen schwer war zu entscheiden, wer Recht oder Unrecht habe, sehr sonderbar. Je unwissender ein Volk ist, desto mehr ist es dem Aberglauben ergeben. So waren auch diese Völker des Mittelalters. Sie konnten nicht begreifen, daß Gott durch natürliche Ursachen die Welt regiere, und glaubten daher bei jeder nur irgend ungewöhnlichen Begebenheit, daß Gott unmittelbar sich in die menschlichen Handlungen mische. Das ging so weit, daß sie meinten, er greife selbst bei alltäglichen Vor-

fällen unmittelbar ein. Besonders wandte man diesen thörigten Glauben auf die Rechtspflege an. Vor Gericht durfte sich Jeder auf Gottes Ausspruch berufen; Gott würde, sagte man, schon die Schuld oder Unschuld durch irgend ein Wunderwerk offenbar machen. Konnte also nicht gleich entschieden werden, wer schuldig oder unschuldig sey, so unterwarf man die Partheien einer Probe, durch welche Gott, meinte man, selbst den Ausspruch thue. Dergleichen Proben nannte man Gottesurtheile oder Ordalien, und sie bestanden vornehmlich in der Feuerprobe, der Probe mit kochendem und kaltem Wasser, der Kreuzprobe und dem gerichtlichen Zweikampfe. Wer solche Probe bestehen wollte, nahm vorher das Abendmahl, und mußte sich verschiedenen Ceremonien unterwerfen. Wer die Probe glücklich bestand, wurde feierlich für unschuldig erklärt. Die Feuerprobe bestand darin, daß man zwischen zwei nahe neben einander angezündete Feuer hindurchging; oder man mußte 4½ Schritte, mit einem glühenden Eisen auf der Hand, laufen. Dann wurde die Hand verbunden und versiegelt. Wenn nach 3 Tagen keine Wunde zu sehen war, so hielt man ihn für unschuldig. Die Probe mit kochendem Wasser erfoderte, daß man die Hand in siedendes Wasser oder Oel steckte, und einen Ring oder ein Geldstück vom Boden des Gefäßes heraufholte. Dann verfuhr man, wie bei der Feuerprobe. Man nannte dies auch den Kesselfang. Die kalte Wasserprobe unternahm man so, daß man an Händen und Füßen gebunden ins Wasser geworfen wurde. Sank man unter, so wurde man mit einem Stricke, der um den Leib gebunden war, geschwind wieder herausgezogen, und losgesprochen; schwamm man aber, so war man schuldig. Die Kreuzprobe bestand darin, daß beide Theile, der Kläger wie der Verklagte, sich mit ausgebreiteten Armen an ein Kreuz stellten. Wer in dieser Stellung am längsten aushielt, hatte Recht; der Andere wurde bestraft. Alle diese Proben aber hielt der Mann, welcher das Recht hatte, die Waffen zu führen, für seiner unwürdig, und unterwarf sich lieber dem gerichtlichen Zweikampfe. Diese Probe war die gefährlichste, thörigtste und unsittlichste, weil dabei der

eine Theil gewöhnlich das Leben einbüßte, und Schuld oder Unschuld von der Stärke der Faust oder der Gewandtheit des Körpers abhängig gemacht wurde. Dennoch war der Zweikampf das gewöhnlichste Mittel, die Unschuld zu beweisen. Daraus entstanden die noch in manchen Ständen zuweilen vorkommenden Duelle, die also der barbarischsten Zeit der Völker ihren Ursprung verdanken, und eben so unmoralisch als thörigt sind.

35. Mahomed 622.

Die Halbinsel Arabien, die sich zwischen dem arabischen und persischen Meerbusen hinzieht, ist ein Land, welches alle Arten von Boden enthält. Während sich in der Mitte zum Theil ungeheure Sandwüsten ausbreiten, in denen kein Gräschen, geschweige denn ein Baum fortkommt, und in den nördlichen Gegenden hier und da Gebirge und Klippen sich hinziehen, enthält es an der Meeresküste, besonders im Süden, so herrliche Gegenden, daß da die köstlichsten Früchte und Apothekerkräuter, auch der beste Kaffee *), wachsen, und man das

*) Der Kaffee stammt aus dem mittlern Afrika, von wo lebende Pflanzen im Mittelalter nach Arabien gebracht wurden. Hier gediehen sie so gut, daß dies Land bald alle benachbarten Morgenländer damit versehen konnte. Zu Anfange des 10ten Jahrhunderts wird er zuerst von arabischen Schriftstellern erwähnt. Ums Jahr 1550 wurde das daraus bereitete Getränk in Constantinopel eingeführt, und erst 1644 kamen die ersten Kaffeebohnen ins Abendland, nämlich nach Marseille, und man nannte diesen Kaffee levantischen, weil er zunächst aus Klein-Asien (Levante) eingeführt wurde. Von nun an wurde er zwar in den vornehmsten Handelsstädten Europa's bekannt, indessen, wegen seines hohen Preises, nur von Reichen getrunken. Dies trieb die Holländer an, den Kaffeebaum in ihren ostindischen Besitzungen anzupflanzen. Um das Jahr 1650 brachten sie einige Bäume aus Arabien nach Batavia auf Java, und wenn auch diese durch ein Erdbeben zerstört wurden, so wurden doch gleich neue angepflanzt, so daß zu Anfange des 18ten Jahrhunderts der Handel der Holländer mit Kaffeebohnen schon sehr bedeutend und einträglich war. Bis dahin kam also der Kaffee theils aus Arabien, theils aus Batavia. Aber 1714 erhielt Ludwig 14. einen Kaffeebaum geschenkt, der aus Batavia gekommen war, und den man im botanischen Gar-

Land das glückliche Arabien genannt hat. In diesem Lande wohnten die Araber, ein munteres, thätiges Volk. Ihr ausgebreiteter Handel hatte ihnen mancherlei Kenntnisse verschafft; ihre ausgedehnten Wüsten hatten sie vor den Kriegen mit den benachbarten Nationen bewahrt, und ihr unabhängiges Hirtenleben ihnen eine große Vorliebe für Freiheit verschafft. Sie waren tapfer, edelmüthig, und zeichneten sich durch eine sehr glückliche Fassungskraft aus, so daß zu der Zeit, als das Abendland noch in tiefer Unwissenheit lag, in Arabien schon gute Dichter, geschickte Aerzte und tiefsinnige Mathematiker gefunden wurden. In Mecca hatten sie einen ihnen sehr heiligen Tempel, die Kaaba, in welchem die Götzenbilder der verschiedenen Stämme des Landes standen. Doch war durch die unter ihnen wohnenden Juden und Christen die Lehre von Einem Gotte und einer geoffenbarten Religion schon bekannt worden.

Unter diesem Volke mit schönen Anlagen und mannigfaltigen Kenntnissen trat zu Anfange des 7ten Jahrhunderts ein Mann auf, der dazu bestimmt schien, große Bewegungen im Morgen- und Abendlande hervorzubringen. Das war Abul Casem Muhamed oder Mahomed. Er war um das Jahr 569 in Mecca gebohren. Sein Vater hieß Abdallah, seine Mutter Amina, und der Stamm, zu dem er gehörte, war der Stamm Koreisch, aus dem die Beherrscher Mecca's und die Beschützer der heiligen Kaaba gewählt wurden. Mahomed war kaum 2 Jahre alt, da starb schon sein Vater, und hinterließ nur 5 Kameele und eine alte Sclavin; auch die Mutter lebte nicht lange. Nun nahm sein Großvater den 6jährigen Knaben zu sich, und als er 9 Jahre alt war, erzog

---

ten in Leiden angepflanzt hatte. Ludwig schickte einen Abkömmling dieses Baums 1720 nach der westindischen Insel Martinique, wo er sich bald unendlich vermehrte, so daß nun Westindien den meisten Kaffee liefert, obgleich der arabische oder levantische mehr geschätzt wird. Von 1750 ungefähr an wurde der Kaffee, weil er nun wohlfeiler geworden war, immer allgemeiner, und verdrängte endlich alle andern Getränke, die man zum Frühstücke genossen hatte, Mehl-, Grütz-, Biersuppen u. dergl.; ob zum Schaden oder Vortheil der Gesundheit, mögen die Aerzte entscheiden.

ihn sein Oheim Abu-Taleb, ein thätiger Kaufmann, der ihn auf seinen weiten Handelsreisen mitnahm. Indessen wuchs der Knabe zu einem herrlichen Jüngling heran. Das Feuer seiner schwarzen Augen, seine schöne, edle Haltung, sein kräftiger Wuchs zog Aller Augen auf sich, und ließen den künftigen Herrscher ahnen. Dazu hatte ihm die Natur eine große Kraft der Beredsamkeit gegeben. Keiner konnte seinen Worten widerstehen, wenn er mit Begeisterung sprach. Auf seinen Reisen beobachtete er Länder und Völker mit großer Aufmerksamkeit; über alles, was er sah, dachte er nach, und so konnte es nicht fehlen, daß sein Geist Riesenschritte machte. Er hatte sich der Handlung gewidmet, und führte von seinem 25sten bis 40sten Jahre die Geschäfte einer reichen Wittwe, der Chadidscha, mit solcher Thätigkeit, daß sie ihn endlich heirathete, wodurch er ein reicher Mann wurde. Aber die Bequemlichkeit des Lebens konnte seinen feurigen Geist nicht befriedigen. Wenn er mit großen Karawanen auf den Handelsstraßen hinzog, und die redseligen Reisegefährten schwatzten oder fröhliche Lieder sangen, ritt er schweigend, in tiefe Gedanken verloren, für sich allein, dachte über höhere Dinge, über Gott, Unsterblichkeit und Bestimmung des Menschen nach, und hörte und sah nicht, was um ihn herum vorging. „Die Menschen um dich herum," so dachte er, „sind im düstern Aberglauben versunken. Wie? wenn du ihnen bessere Begriffe beibrächtest?" Zuerst dachte er an die jüdische Religion; aber die Juden waren damals schon eine verachtete Nation, und ihre Religion erschien ihm so engherzig, daß er kein Herz zu ihr fassen konnte. Auch die christliche Religion sprach ihn nicht an; denn ihren wahren Geist hatte er nicht gefaßt, weil er in den Handelsstädten Klein-Asiens wo er mit den Christen zusammengetroffen war, nur die Streitigkeiten der Partheien, nicht aber den Geist der Liebe, Milde und des Gottvertrauens kennen gelernt hatte. Aber jede dieser Religionen enthielt, wie ihm schien, manches Gute; dies wollte er sammeln, der Phantasie seiner Morgenländer anschaulich vorstellen, und so der Stifter einer neuen Religion werden. Dieser Gedanke entzückte ihn so, daß er nun für nichts Anderes Sinn hatte. Er gab seine Handelsgeschäfte auf, suchte die

Einsamkeit, und da sich sein Geist in übersinnliche Grübeleien verlor, sein Körper aber wenig Nahrung erhielt, so ist kein Wunder, daß er manchmal seltsame Gestalten zu sehen glaubte. Endlich bildete er sich wirklich ein, was er so gern glaubte, daß Gott ihn zu seinem Propheten ausersehen habe, daß Engel zu ihm herabstiegen, und ihm den Willen Gottes verkündigten. Jetzt war er 40 Jahre alt; er stand da in seiner vollen Kraft, ganz dazu gemacht, die Idee, von deren Wahrheit und Wichtigkeit er so fest überzeugt war, standhaft auszuführen. Er lehrte: „es ist nur Ein Gott, und Mahomed ist sein Prophet.“ Anfangs theilte er seine Lehre nur seiner Frau, seinem Vetter Ali, seinem Freunde Abubekr und noch 11 andern Personen mit, die alle fest an seine göttliche Sendung glaubten. Er gebot ihnen oft wiederholte Waschungen, täglich 5 Mal zu beten, reichlich Almosen auszutheilen, und schilderte ihnen die Belohnungen des Frommen nach dem Tode wie sie den sinnlichen Morgenländer am meisten ansprechen mußten. Erst im vierten Jahre trat er mit seiner Lehre, die er den Islam (Glauben) nannte, dreister hervor, und theilte ihn erst seiner Familie, dann auch Andern mit. Aber nur Wenige glaubten an ihn; die Meisten hielten ihn für einen Wahnsinnigen oder für einen gefährlichen Betrüger; ja es verschwor sich sein eigener Stamm, die Koreischiten, gegen sein Leben, und nur eine schleunige Flucht aus Mecca konnte ihn retten. Er ging nach Medina, wo ihn die Einwohner, weil sie Feinde der Meccaner waren, gut aufnahmen, und als Propheten anerkannten. Daher wird vom Jahre seiner Flucht (Hedschra,) 622, der Anfang seiner Herrschaft und die Stiftung seiner Religion gerechnet, und noch heute rechnen die Muhamedaner ihre Jahre darnach. In Medina wurde er aber nicht nur als Prophet, sondern auch als König verehrt. Er sammelte nun seine Anhänger, bewaffnete sie, und führte den wilden, begeisterten Haufen gegen seine Feinde. Besonders nützlich war ihm aber die Lehre, daß, wer für den Islam den Tod fände, geradezu ins Himmelreich käme, wo seine Wunden wie der köstlichste Ambra dufteten, und die köstlichsten Freuden seiner warteten. Auch schärfte er seinen Anhängern ein, daß über jeden Menschen ein unwiderrufliches Schicksal walte. Wer also sterben

sollte, fände seinen Tod auch daheim; wen aber Gott erhalten wollte, der würde auch unter den Schwertern seiner Feinde bewährt. Dies nennt man den Türkenglauben.

Nach einer siebenjährigen Abwesenheit eroberte Mahomed Mecca, und bald darauf ganz Arabien; denn wer seine Lehre nicht annehmen wollte, würde dazu mit Gewalt der Waffen gezwungen. So viel Sinnliches auch seine Religion haben mag, so hat er doch das Verdienst, daß er den Glauben an Einen, allbarmherzigen, ewigen Gott im Morgenlande verbreitete. Er starb 632, nachdem er den Seinigen ausdrücklich eingeschärft hatte: „streitet wider alle die, welche an keinen Gott und an keinen Tag des Gerichts glauben, aber auch gegen die Juden und Christen, bis sie euch Tribut zahlen und sich unterwerfen.“ In Medina liegt er begraben. Seine Anhänger nannten sich Gläubiger oder Moslamin, woraus der Name Muselmänner entstanden ist. Seine Lehren und Aussprüche wurden nach seinem Tode in ein Buch zusammengetragen, welches der Koran genannt wird, und viel Gutes, aber auch vielen Aberglauben enthält.

Nach Mahomeds Tode wurde Abubekr zum Chalifen gewählt; so nannte man die Nachfolger des Propheten. Er setzte die Eroberungen fort; denn der Geist der Araber war einmal aufgeregt, und nicht mehr zu dämpfen. Unwiderstehlich drangen sie in Persien und Syrien ein, und unter Omar, dem folgenden Chalifen, eroberten sie gar auch Phönicien, Mesopotamien, Armenien, Palästina, gingen über die Landenge von Suez, und nahmen Aegypten ein. Unter dieses Omars Regierung unterwarfen sich die Araber 36,000 Städte, zerstörten 4000 Kirchen, und erbauten 1400 Moscheen. Omar war ein braver und gerechter Mann, und so mäßig, daß er nur Gerstenbrod, Datteln und Wasser genoß, und grobe Kleider trug. Aber von seiner großen Unwissenheit ist die Zerstörung der schönen Bibliothek in Alexandrien ein Beweis. Diese Stadt war mehrere Jahrhunderte hindurch der Hauptsitz der Gelehrsamkeit gewesen, und nach und nach ein großer Schatz von Büchern hier zusammengebracht worden. Die Bibliothek war von unschätzbarem Werthe, weil damals Bücher weit seltener waren als jetzt, und die meisten gewiß außerdem gar nicht mehr vor-

handen seyn mochten. Nun kam Omar, und nahm nach einem heißen Kampfe Alexandrien ein. Seine Araber fragten ihn, was sie mit den vielen Pergamentrollen, von denen sie keine einzige verstanden, machen sollten. „Werft sie ins Feuer!" rief der unwissende Omar; „denn entweder steht in ihnen das, was schon im Koran steht, und dann sind sie unnütz; oder sie enthalten andere Dinge, und dann sind sie verderblich; also fort mit ihnen ins Feuer!" So sind für die Nachwelt viele kostbare Geisteswerke verloren gegangen.

Unter den folgenden Chalifen wurden die Eroberungen in Asien sowohl als in Afrika fortgesetzt, so daß sie zuletzt bis an die Meerenge von Gibraltar vorgedrungen waren. Aber nach und nach erkaltete die hohe Begeisterung; an die Stelle der Mäßigkeit und Sitteneinfalt traten Pracht und Schwelgerei, und im Hause der Chalifen entstanden Partheiungen. So geht es aber zuletzt mit allen übermächtigen Staaten, weil der Mensch das Glück nicht ertragen kann.

36. Fernere Schicksale des Christenthums. — Bonifacius.

Von der Verehrung der Heiligen und der Reliquien haben wir schon gesprochen, ebenso von dem Ursprunge des Klosterwesens, lauter Dinge, von denen Jesus und die Apostel nichts gelehrt hatten. Wenn hier und da ein vernünftiger Mann auftrat, und sich dagegen erklärte, weil ja in der Bibel nichts davon stehe, so antworteten ihm die Neuerer: vieles, was die Apostel lehrten, ist nicht aufgeschrieben worden, sondern durch Tradition auf uns gekommen, und dazu gehören auch die neuen Einrichtungen. Auf diese Weise konnte man freilich jede unchristliche Neuerung rechtfertigen. Dazu kam, daß jetzt gelehrt wurde, eine Versammlung von hohen Geistlichen aus allen christlichen Ländern (Concilium) könne gar nicht irren; denn sie würden vom heiligen Geiste getrieben, und was sie beschlössen, das sey unwidersprechlich wahr. Und doch behaupteten die Concilien oft Dinge, die der Lehre Christi ganz entgegengesetzt waren. Widersprach nun etwa ein freidenkender Mann, und berief sich auf die Bibel, so wurde er gleich für einen Ketzer erklärt, und

in den Kirchenbann gethan, d. i. er wurde von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und ihm gesagt, er könne, wenn er im Banne stürbe, nicht der Seligkeit theilhaftig werden. Wollte er nun wieder aufgenommen werden, so mußte er seine Reue bezeigen und Kirchenbuße thun, d. i. er mußte in Trauerkleidern, wohl gar barfuß, an der Kirchenthüre stehen, und die Vorübergehenden um Verzeihung anflehen. Erst wenn er dies einige Wochen oder Monate fortgesetzt hatte, erhielt er die Erlaubniß, dem Gottesdienste beizuwohnen. Erst später ließ man ihn zum Gebete zu, und noch später zum Abendmahle. Dadurch erhielten die Geistlichen eine ungeheure Gewalt über die Gemeineglieder, und selbst Kaiser Theodosius der Große mußte sich solcher Kirchenbuße unterwerfen.

So löblich auch die Strenge war, mit welcher die Bischöfe auf Sittenreinheit hielten, so mißbrauchten sie doch ihre Gewalt oft sehr, und verfolgten alle Andersdenkende, die es eben so gut mit der Religion meinten, und nicht selten eine vernünftigere Meinung hatten, als sie. Ueberhaupt wurden die Geistlichen immer übermüthiger und herrschsüchtiger. Die Bischöfe der Städte unterwarfen sich die Landgemeinden, und die der Hauptstädte maßten sich wieder die Aufsicht über die Bischöfe der kleineren Städte an. Jene nannten sich Metropoliten oder Primaten. Die Bischöfe in Rom, Constantinopel, Antiochien (in Syrien) und Alexandrien wollten die ersten seyn, weil diese Städte theils Hauptstädte, theils auch die Gemeinden daselbst die ältesten waren. Sie nahmen, um sich von den andern Metropoliten zu unterscheiden, den Namen Patriarchen an. Zuletzt blieben die in Rom und Constantinopel die vornehmsten, und stritten sich nun um den Vorrang. Der in Rom wollte der erste seyn, weil Petrus die Gemeinde dieser Stadt gestiftet habe, was aber gar nicht bewiesen werden konnte; Petrus sey der vornehmste Apostel gewesen, also müsse auch der Bischof von Rom als sein Nachfolger der vornehmste Bischof, ja der Stellvertreter Jesu auf Erden seyn.

Wo war nun die christliche Einfalt und Demuth geblieben, die Jesus so dringend empfohlen hatte? Aber es wurde nach und nach noch ärger. Mit dem Hochmuthe der Geistlichen war

auch Rechthaberei verbunden und was einer für wahr hielt, das sollten auch alle Andere für wahr halten. Das gab nun Anlaß zu unsäglichen bittern Streitigkeiten, bei denen zweierlei am meisten zu verwundern ist: einmal daß der Streit entweder Nebensachen betraf, auf welche gar nichts ankommt, oder solche Dinge, welche gar nicht ausgemacht werden können, z. B. über Jesu Natur und über sein Verhältniß zu Gott; und zum andern, daß die, deren Meinung als ketzerisch verdammt wurde, gewöhnlich die Vernünftigsten waren. Auf jeden Fall war die Heftigkeit und der persönliche Haß, mit dem gestritten wurde, höchst unchristlich. Nun entstanden mehrere Partheien unter den Christen schon im 4ten und 5ten Jahrhundert, von denen die der Arianer die wichtigste ist. Sie hatten den Namen von einem Geistlichen in Alexandrien, Arius, der da lehrte, er könne nicht glauben, daß Jesus mit Gott ganz eins und ganz gleicher Natur sey; denn er sey ja Gottes Sohn, also doch ihm unterthan und einst von ihm erschaffen. Das widerstritt aber der Lehre der katholischen Kirche. Der Streit wurde dadurch bedeutend, daß sich nun alle Christen in die zwei Secten theilten und entweder Arianer oder katholische Christen wurden.

Alle diese Verirrungen waren freilich recht traurig. Aber von einer andern Seite zeigt uns die Geschichte der christlichen Kirche jener Zeit eine erfreuliche Erscheinung, nämlich einen recht frommen Eifer, die Religion unter den noch heidnischen Völkern auszubreiten. Diejenigen Männer, die dies unternahmen, wurden Missionare genannt, und es ist recht rührend, wenn man sieht, wie sie, während die Völker gegen einander in Kriege entbrannten, und die hohen Geistlichen einander in Stolz und Herrschsucht überboten, still und friedlich durch die wüsten Wälder Deutschlands, Frankreichs und anderer Länder wanderten, überall die Lehre des gekreuzigten Heilands verkündigten, dabei aller Bequemlichkeit des Lebens entsagten, willig mit Hunger, Kälte und Beschwerden kämpften, ja selbst den größten Gefahren, von den rohen Völkern erschlagen zu werden, mit getrostem Muthe entgegengingen, weil sie die feste Ueberzeugung hatten, daß der allmächtige Gott ihnen zur Seite stehe, und weil sie fühlten, daß das Bewußtseyn, Gutes auszubreiten, eine höhere

Seligkeit gebe, als alle Genüsse der Sinnlichkeit. Diese wackern Männern waren aber nicht aus den Ländern, wo das Christenthum entstanden war, oder schon lange blühte, sondern meist aus dem entfernten England und Irland. Hier erweckte Gott um die Zeit des 7ten und 8ten Jahrhunderts mehrere solche Männer, die nach Deutschland überschifften, und die Länder der heidnischen Völker durchzogen. Im 6ten Jahrhundert schon waren die Franken zum Theil bekehrt worden. Im 7ten geschah dasselbe mit den Baiern und Schwaben. Keiner war thätiger als Willibrod, ein ehrwürdiger Geistlicher aus Irland, der nach Friesland ging, wo ein wildes Volk ein ganz mit Sümpfen durchzogenes Land bewohnte. Was der brave Mann hier ausstand, läßt sich nicht beschreiben; aber nichts schreckte ihn ab, sein wohlthätiges Werk fortzusetzen, selbst nachdem die wilden Friesen seinen Gefährten todtgeschlagen, und ihren Götzen geopfert hatten.

Im 8ten Jahrhundert war der berühmteste und thätigste Missionar der englische Mönch Winfried, auch Bonifacius genannt, der mit Recht der Apostel der Deutschen heißt. Das Beispiel des heiligen Willibrod bewog ihn, schon früh sein Kloster zu verlassen. Zuerst reiste er nach Rom, und ließ sich vom dortigen Bischof zu seinem heiligen Werke einweihen. Dann ging er nach Thüringen, und lehrte die Heiden; von da begleitete er den heiligen Willibrod mehrere Jahre lang unter die Friesen, und theilte mit ihm alle Gefahren. Darauf ging er wieder nach Deutschland zurück, zu den Hessen, und legte hier ein Kloster an, in welchem junge fromme Männer zu künftigen Lehrern gebildet werden sollten. Als er darauf zum 2ten Male nach Rom kam, weihte ihn der Bischof zum Bischof von Deutschland, ohne ihm einen bestimmten Sitz anzuweisen; aber Bonifacius mußte ihm schwören, nichts zu lehren, als was mit den Lehren der römischen Kirche übereinstimme. Von hier begab er sich zurück nach Hessen und Thüringen, überall das Wort Gottes lehrend, und die Götzenbilder zerstörend. Bei Geismar in Hessen fand er eine uralte Eiche, welche von den Umwohnern als heilig verehrt wurde. Das hinderte ihn nicht, sie umzuhauen. Zwar wollte ihn schon ein Haufen

der umstehenden Heiden ermorden; aber andere hielten sie zurück: der mächtige Gott im Baume würde sich schon selbst helfen, und den Frevler niederschmettern. Das geschah aber nicht, sondern der Baum fiel endlich krachend zu Boden, und die Hessen glaubten nun an das ihnen verkündigte Wort des Christenthums. Aus dem Holze der Eiche baute er nun eine Kirche, und legte überhaupt viele Kirchen und Klöster an, wodurch immer mehr Licht und Aufklärung in diese Gegenden kam. Einer seiner Schüler erbaute das Kloster Fulda, woraus nachher die Stadt gleiches Namens entstand. In seinem hohen Alter wurde Bonifacius vom römischen Bischof zum Erzbischof von Mainz ernannt; aber der thätige Mann wollte nicht ruhen, sondern war bald hier, bald dort, und lehrte unermüdet die Lehre Jesu, wo sie noch nicht angenommen war. Zuletzt ging er noch einmal zu den Friesen, wurde aber von ihnen erschlagen. Das geschah 754. Seine Gebeine ruhen in Fulda.

37. Die Franken. — Karl Martell und Pipin der Kleine.

Es ist schon oben erzählt worden, daß die Franken im jetzigen Frankreich um das Jahr 500 einen mächtigen König hatten, der Chlodwig I. hieß, und aus dem Königsstamme der Merowinger war. Er, wie seine Nachfolger, hatten die Gewohnheit, ihr Land unter ihre Söhne zu theilen. Dadurch wurde ihre Macht geschwächt, und es entstanden in Frankreich mehrere kleine Reiche, welche fast immer Kriege gegen einander und gegen die Nachbarreiche führten. Unter andern wurde das Reich der Burgunder bezwungen, und dem Frankenreiche einverleibt. Die vielen Verbrechen, welche die fränkischen Könige begingen, waren wohl hauptsächlich Schuld, daß ihre Macht immer mehr herabsank; denn die Geschichte lehrt uns überall, daß die Gerechtigkeit Gottes nur das bestehen läßt, was durch rechtmäßige Mittel erworben wird.

Das ganze Frankenreich war im 6ten und 7ten Jahrhundert eingetheilt in die 3 Reiche: Neustrien, das westliche Frankreich; Austrasien, das östliche; und Burgundien, das südöstliche. Die Macht der Könige litt zunächst durch die

Leudes. Jeder König nämlich hatte einen Haufen Franken in seinem Dienste, welche für Geschenke, Ehrenstellen oder Ländereien ihrer Freiheit entsagt hatten. Sie waren immer schlagfertig, und zu jeder Gewaltthat bereit. Man nannte sie die Getreuen oder Leudes, woraus das Wort Leute entstanden ist. Aber diese Leudes wurden immer zahlreicher und daher auch mächtiger; denn der Gewinn lockte immer mehrere herbei, und zuletzt gehörte alles, was am Hofe lebte oder Aemter bekleidete, zu ihnen. Der Erste aber dieser Leudes war der Major Domus. Er wurde von ihnen gewählt, führte sie als Oberfeldherr an, und war das für das ganze Land, was ein Hausmeier für eine einzelne Wirthschaft ist. Die Gewalt eines solchen Mannes (in jedem der drei Reiche pflegte ein besonderer zu seyn) war außerordentlich groß, und um so größer, je unbedeutender gerade der König war. Denn es traf sich oft, daß dieser noch unmündig war, und dann regierte der Major Domus als Vormund. Glücklicherweise hatte das Frankenland eine ganze Reihe recht verständiger Majores Domus, die des Reiches Wohlstand und Bestes beförderten.

Um das Jahr 700 lebte ein Mann im Frankenlande, der sich zum Major Domus des ganzen Reiches machte. Er hieß Pipin von Heristal, weil er am liebsten auf seinem Schlosse Heristal an der Maas lebte. Ihn ehrte der König, wie der Schwache den Starken ehrt; die Großen fürchteten ihn, und das Volk sah mit innigem Vertrauen zu ihm hinauf. Seine Macht war größer als die des Königs; denn er überlebte deren mehrere, die in der Blüthe der Jahre starben, und es war keiner unter ihnen, der es mit seinem Geiste hätte aufnehmen können.

Als Pipin von Heristal gestorben war, wurde sein Sohn Karl Martell Major Domus. Wie sein Vater durch Klugheit geherrscht hatte, so er durch Stärke und Tapferkeit 25 Jahr lang. Am berühmtesten haben ihn seine Siege über die Araber gemacht. Diese waren, wie schon gesagt, auf der Nordküste von Afrika bis an die jetzige Straße von Gibraltar vorgedrungen. In Spanien hatten damals, um das Jahr 700, noch die Westgothen ein Reich. Ein König derselben beleidigte einen seiner Grafen, und dieser rief die Araber über die Meerenge, um sich

zu rächen. Leicht ist es, ein Haus anzuzünden; wer kann aber der Flamme gebieten, und ihr eine Gränze setzen? So ging es dem Grafen. Im Jahr 711 ging Tarik, ein Feldherr der Araber, mit einem Heere dieses eroberungssüchtigen Volks über die Meerenge nach Spanien über. Er befestigte den hohen Felsen, der nun Gebel al Tarik genannt wurde, woraus der Name Gibraltar entstand. In einer blutigen Schlacht würden die heldenmüthig kämpfenden Westgothen geschlagen; die Blüthe des Heeres fiel mit dem Könige zugleich, und die herrenlosen Westgothen mußten sich den Arabern unterwerfen, die sich schnell über die Halbinsel ausbreiteten. Nur wenige Tapfere der Gothen, die lieber unter Entbehrungen, als in Unterwürfigkeit leben wollten, flüchteten nach Asturien in das Gebirge, welches sich von den Pyrenäen durch den ganzen Norden von Spanien hinzieht. Hier wählten sie den tapfern Pelagius zu ihrem Haupte, und warteten auf die Zeit, wo sie stark genug seyn würden, das Land ihrer Väter wieder einzunehmen. Dies ist ihnen auch, wie unten erzählt werden soll, späterhin gelungen.

Nachdem die Araber Herren von Spanien geworden waren, zogen sie, 400,000 Mann stark, über die Pyrenäen, drangen in Südfrankreich ein, zerstörten Städte, und der Schrecken flog vor ihnen her. Der Herzog von Aquitanien (so hieß das südwestliche Frankreich) floh, und bat den mächtigen Karl Martell um Hülfe. Dieser kam. Bei Poitiers (oder Tours; eigentlich zwischen beiden Städten) traf er 732 auf die bis dahin unbesiegten Araber, welche der Held Abderrahman führte. Sieben Tage lang standen sie einander gegenüber, ehe sie anzugreifen wagten. An einem Sonnabende des Monats Octobers begann die Schlacht. Kühn, in todesverachtender Begeisterung, stürmten die Araber, aber unerschütterlich wie Mauern, wie das ewige Eis des Nordpols, standen die Deutschen. Da strömte das Blut von Hundertausenden, lange vergeblich. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, und noch währte das Morden fort. Jetzt erhob sich Karls Kraft zermalmender als je zuvor. Er brach ein, warf alles vor sich nieder, blutig mähten die Schwerter der Franken unter den

Reihen der Araber. Aber den Erfolg sah keiner, weil die Nacht das blutige Feld bedeckte. Als der Morgen dämmerte, rüsteten sich die Franken zu neuem Streite; denn noch sahen sie die arabischen Zelte in der vorigen Ordnung in der Ebene stehen. Da brachten Kundschafter die Nachricht: „375,000 Araber liegen erschlagen in der Ebene, das Lager ist verlassen, der Feind in der Nacht entflohen." Karl ließ die Ueberlebenden ruhig nach Spanien abziehen, weil er Hinterhalt fürchtete. Durch diese glorwürdige Schlacht hat der kräftige Majordom das Abendland vor der Eroberung der Araber bewahrt, und ihm vornehmlich verdanken wir, daß wir noch Christen, und nicht Muhamedaner sind. Er bekam von diesem Tage an, weil er alles mit unermüdeter Faust niedergeschlagen hatte, den Beinamen Martell d. i. der Hammer. Im Frankenlande war nur von ihm die Rede; nach dem ohnmächtigen Könige aber fragte niemand, und als dieser starb, regierte Karl das Reich 4 Jahre lang, ohne einen neuen König wählen zu lassen.

Nach seinem Tode regierten seine beiden Söhne, Pipin der Kleine und Karlomann gemeinschaftlich, und, nachdem Karlomann der Welt überdrüssig, ins Kloster gegangen war, Pipin allein. Auf ihm ruhte ganz der Geist seines Vaters, und sein Körper besaß eine solche Kraft, daß er einst bei einer Thierhetze einem Löwen, der auf einen Büffel gesprungen war, den Kopf mit einem so gewaltigen Hiebe abschlug, daß das Schwert selbst dem Büffel tief in den Nacken fuhr. Da das Volk einen König wünschte, setzte er zwar den letzten Merowinger, einen elenden Schwächling, auf den Thron, behielt aber alle Gewalt für sich allein. Nur der Name fehlte ihm zum Könige. Endlich im Jahr 752 erhielt er auch diesen. Er fragte nämlich bei dem Papste — so nannte sich jetzt der Bischof von Rom — an: ob es besser sey, daß der König sey und heiße, der alle Macht und Geschäfte, oder der bloß den Namen desselben besitze? Der Papst antwortete, wie Pipin es wünschte; „es scheint mir besser und nützlicher, daß jener König sey und heiße, der alle Gewalt in der Regierung habe, als welcher mit Unrecht König genannt werde." Sogleich ließ Pipin den blödsinnigen Childerich — so hieß der letzte Merowinger —

nebst seinem Sohne in ein Kloster bringen, er selbst aber wurde zum König ausgerufen.

Mit ihm begann also eine neue Herrscherfamilie, die man die Karolinger nennt, von Karl Martell oder Pipins Sohn, Karl dem Großen.

Zweimal ist Pipin über die Alpen nach Italien gezogen, und hat dem Papst gegen die Longobarden beigestanden, die wiederholte Einfälle nach Mittel-Italien unternahmen. Pipin nahm ihnen das eroberte Land wieder ab, und schenkte es — dem Papste, so daß dieser geistliche Herr nun auch ein Landesherr wurde. Dies Gebiet war der erste Anfang zum Kirchenstaate. — Pipin starb 768, und machte einem noch größeren Manne, seinem Sohne Karl, Platz.

38. Karl der Große, 768 — 814.

Karl war Pipins ältester Sohn, und bei seines Vaters Tode 27 Jahre alt, ein Mann voll Kraft und Feuer, aber dabei von so herrlichem Gemüth, daß er, wo er konnte, Gutes that, das Beste seines Volks nie vergaß, und nur dann strafte, wenn er mußte. In seiner Jugend hatte er — so unwissend war seine Zeit — nicht einmal schreiben gelernt. Das that ihm nachmals sehr leid; er lernte noch als König schreiben, und übte sich darin in jeder müssigen Stunde, ob er es gleich nie weit darin gebracht hat. Aber seine große Wißbegierde macht ihm um so größere Ehre, da sein Unterricht so kläglich gewesen war.

Anfangs regierte er mit seinem Bruder Karlomann zugleich; doch dieser starb bald, und nun fiel Karln das ganze Frankenreich zu. Gewiß wäre es ihm recht erwünscht gewesen, sein Land in Ruhe zu regieren; aber so gut wurde es ihm nicht. Er hat fast in der ganzen Zeit seiner 46jährigen Regierung Kriege führen müssen, die ihn bald nach dieser, bald nach jener Weltgegend zogen.

Sein erster Krieg war gegen den Herzog von Aquitanien, den alten Hunold, der ihm den Gehorsam aufgesagt hatte. Karl bricht ein in sein Land, nimmt ihn gefangen, und schickt ihn ins Kloster. Aquitanien aber wird mit dem großen Reiche

vereinigt, welches nun nicht nur ganz Frankreich, sondern auch die westliche Hälfte von Deutschland in sich begriff.

Kein Volk hat aber Karln mehr zu schaffen gemacht, als die Sachsen. Dies kriegerische, freiheitsliebende Volk wohnte damals nicht in dem heutigen Sachsen, sondern in dem jetzigen Westphalen, also ungefähr zwischen dem Niederhein bis nahe an die Elbe. Sie waren noch dem Heidenthum ergeben, standen unter Herzogen und Grafen, und hatten schon unter Pipin oft verwüstende Einfälle in das Gebiet der Franken unternommen. Das wollte ihnen Karl abgewöhnen; zugleich hoffte er sie zu Christen zu machen. Karl mochte das recht gut meinen; aber wie sehr irrte er sich, wenn er meinte, daß das Christenthum den Menschen aufgedrungen werden könnte. Die Sachsen betrachteten es dagegen als das größte Unglück, den Franken gehorchen und Christen werden zu müssen, weil sie vor allem Zwange Abscheu hatten. Auf einer Versammlung der Franken zu Worms wurde der Krieg gegen die Sachsen beschlossen 772; und Karl ahnte wohl nicht, daß dieser unglückliche Krieg mit wenigen Unterbrechungen ganzer 33 Jahre dauern würde.

Karl drang schnell in Sachsenland ein, eroberte die Eresburg, eine Festung der Sachsen, und zerstörte hier einen heidnischen Tempel und die Irmensäule, von welcher man nicht gewiß weiß, ob sie eine Denksäule auf Armin oder Herrmann, oder ein Götzenbild gewesen sey. Ein Stück davon ist, wenn wir nicht irren, noch in Hildesheim in der Domkirche. Die Sachsen machten Friede, und Karl ging ihn gern ein, weil er schon wieder auf einen andern Hauptplatz gerufen wurde.

In Pavia, der Hauptstadt des Longobardenreichs, herrschte damals Desiderius. Seine Tochter hatte Karl auf Zureden seiner von ihm hochverehrten Mutter geheirathet, aber sich schon ein Jahr darauf von ihr getrennt, weil sie sich nicht vertragen konnten. Das konnte Desider ihm nicht vergessen, und er dachte auf Rache. Darum nahm er an seinem Hofe alle die Franken auf, die mit Karln unzufrieden waren, und fiel endlich dem Papste Hadrian, Karls Freunde und Bundsgenossen, ins Land. Hadrian bat, drohte; nichts half. Da wandte er sich an den mächtigen Karl, und flehte um Hülfe. Karl ließ sich nicht zwei Mal

bitten, gab den Sachsen den oben erwähnten Frieden, und eilte gen Italien. Bei Genf sammelte er sein Heer. Er selbst führte den einen Theil desselben über den beschneiten Cenis, während sein Oheim mit dem andern über den eisigen Bernhard eindrang. In der That ein großes Unternehmen! — Desiderius war überrascht, und zog sich erschrocken nach seiner Hauptstadt Pavia zurück. Hier stand er auf seinem höchsten Thurme, und schaute weithin nach der Ankunft des Feindes aus. Neben ihm stand Otker, sein Rathgeber, der schon mehrmals im Frankenlande gewesen war, und Karln und seine Macht genau kannte. Zuerst erschien Karls Gepäck. „Ist das Karl?" fragte der besorgte Desider. „Noch nicht!" antwortete Otker. Jetzt kam ein Zug gemeines Volkes; Desider fragte dasselbe, und erhielt dieselbe Antwort. Da wurde der König unruhig; Schweißtropfen traten vor seine Stirn. „Was sollen wir thun, wenn Mehrere kommen?" rief er besorgt. — „Du wirst ja sehen, wie er kommt!" sprach Otker; „was aus uns werden soll, das weiß ich nicht." — Kaum hatten sie ausgeredet, so zeigte sich ein neuer Haufen, vermuthlich die Leibwache. „Das ist er gewiß selbst?" fragte Desider. — „Immer noch nicht!" war Otkers Antwort. Nun kamen in langem Zuge die Bischöfe, die Aebte, die ganze Geistlichkeit mit den Capellanen und Dienern heran. „O laß uns hinabsteigen," rief Desider mit bebender Stimme, „und uns unter die Erde verbergen vor dem furchtbaren Antlitze eines so grimmigen Feindes!" — Da sprach Otker: „wenn du wirst eine eiserne Saat auf dem Felde starren, und einen eisernen Po und Tessino die Mauern der Stadt mit schwarzen Fluthen überschwemmen sehen — dann glaube du, daß Karl komme." Noch hatte er nicht ausgesprochen, da zeigte sich von Abend her wie eine düstre Wolke, die den hellen Tag verdunkelte. Als sie sich näherte, erkannte Otker den durchaus in Eisen gepanzerten Karl im eisernen bebuschten Helme, einen eisernen hochaufgehobenen Spieß in der Linken, und das breite, nie bezwungene Schwert in der Rechten schwingend. Auch sein Schild war ganz mit Eisen bedeckt, und selbst sein Roß schien von Eisen zu seyn. Fast ebenso war auch sein ganzes Heer gerüstet. Die Straße, das ganze Feld war mit eisernen Männern bedeckt,

und die Schwerter blitzten in der Sonne. „Da ist der, den du zu sehen begehrt hast!" rief Otker, und stürzte fast besinnungslos zu Boden. — Pavia wurde nun von Karln eingeschlossen. Während dessen reiste er, um das Osterfest zu feiern, nach Rom. Er war neugierig, die berühmte Hauptstadt der Welt, die trotz aller Zerstörungen noch so viele herrliche Ueberreste aus dem Alterthume enthielt, mit eigenen Augen zu sehen. Der Papst und das ganze Volk empfingen ihn feierlichst, und als er nach der Peterskirche zog, erwartete ihn der Papst an der Thüre. Sie umarmten sich, ein hehrer Anblick für das Volk! denn beide waren Männer von majestätischem Wuchse, und es ist ein rührender und erfreulicher Anblick, die Mächtigen der Erde in Einigkeit beisammen zu sehen. Karl wohnte dem Gottesdienst mit inniger Andacht bei, betete knieend am vermeintlichen Grabe des Apostels Petrus, und schwur dann dem Papste ewige Freundschaft. — Nachdem Karl in das Lager vor Pavia zurückgekehrt war, ergab sich diese Stadt. Desider wurde nach Lüttich ins Kloster geschickt, Karl aber nannte sich nun auch König der Longobarden, so daß diese und die Franken unter Einem Könige vereinigt waren. Das geschah 774.

Indessen hatten die Sachsen den Frieden gebrochen, und waren bis Fritzlar verheerend vorgedrungen. Karl eilte herbei, trieb sie zurück, fiel ein ins Sachsenland, setzte über die Weser, und ließ sich wieder durch Friedensanträge von den Sachsen bethören. Sie gaben Versprechungen und Geißeln, und Karl ging in sein Land zurück, um einen neuen Feind zu bekriegen.

Rodgaud, Herzog von Friaul, ein longobardischer Fürst, hatte sich empört. Karl geht schnell auf ihn los, nimmt ihn gefangen, und läßt ihn enthaupten.

Aber schon waren die treulosen Sachsen wieder aufgestanden. Karl wandte sich sogleich gegen sie, und sie hielten es für gerathen, sich zu unterwerfen und Geißeln zu geben. Auch ließen sich viele von ihnen taufen. Karl ließ Besatzung in ihrem Lande.

Im folgenden Jahre 777 erschien er in Paderborn, und berief dahin eine große Reichsversammlung. Auch die Sachsen erschienen, nur ihr Herzog Wittekind nicht, der zum Könige

von Dänemark entflohen war. Sie versprachen, Karln als Oberherrn zu erkennen; dagegen sollten sie ihre Gesetze und Freiheiten behalten.

Hier in Paderborn kam eine sonderbare Gesandtschaft zu Karln. Ein arabischer Emir von Saragossa, der sich gegen seinen Herrn, den Chalifen, empört hatte, war von diesem vertrieben worden, und erschien nun in Paderborn mit großem Gefolge, den mächtigen Karl um Hülfe zu bitten. Wie staunten nicht Sachsen und Franken über die seltsamen Fremden, die lange Kaftans und Turbane trugen, und sich auf keinen Stuhl setzen konnten! Karl versprach ihnen zu kommen, und im folgenden Jahre 778 sehen wir ihn schon mit einem stattlichen Heere über die Pyrenäen ziehen, Saragossa erobern, und den vertriebenen Emir wieder einsetzen. Alles Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen (die spanische Mark) schlug er zu seinem großen Frankenreiche. Er selbst kam mit dem Hauptheere unangefochten zurück; aber als sein Nachtrab in langem Zuge durch die Engpässe der Pyrenäen zurückzog, stürzten plötzlich die Bergbewohner aus einem Hinterhalte über ihn her, tödteten alle, und nahmen das Gepäck weg. Unter den Todten waren die tapfersten Helden der Franken: der Pfalzgraf Anshelm, der Seneschall Eghart, und Rutland oder Roland, der Karls Sohn genannt wird. Die Thaten dieser Helden sind von den Dichtern des Mittelalters in mehreren Sprachen besungen und ins Riesenhafte ausgeschmückt worden; besonders wird Roland als ein unbesiegbarer Held geschildert, der es nicht selten mit ganzen Heeren der Ungläubigen aufnahm. Zu seinem Andenken wurden auf den Marktplätzen der meisten Städte Niederdeutschlands Standbilder von Stein und Holz errichtet, die man noch hier und da sieht. Die Niederlage sollen die Franken im Thale Ronceval erlitten haben. In einer hier stehenden Capelle zeigen noch die Mönche das Grab Rolands und drei seiner Gefährten. Reisende haben hier wohl alte, halb vermoderte Gebeine gesehen, aber sie nicht von so riesenmäßiger Größe gefunden, als die Mönche sie zu schildern pflegen. Noch unterwegs erhielt Karl die Nachricht, daß die Sachsen schon wieder einen Einfall unternommen hätten. Sie waren 778 bis an den Rhein vorgedrungen, und hatten fürchter-

lich gehaust. Karl eilte ihnen nach, und jagte sie in ihre Gränzen zurück. Im folgenden Frühjahre 779 aber zog er in ihr Land, und ließ sich wieder durch Friedensanträge beruhigen. Er beschied sie 780 zu einem großen Landtage, und sie erschienen auch, gelobten aufs Neue Frieden, und ließen sich zum Theil taufen. Auch schickte Karl Grafen in ihr Land, um sie zu regieren. Er ließ Kirchen und Klöster in ihrem Lande bauen, und errichtete Bisthümer, aus denen nach und nach blühende Städte entstanden. Als solche werden Bremen, Verden, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Paderborn, Münster und Osnabrück genannt. Von ihnen ging die Bildung der Deutschen ganz besonders aus; denn Karl ließ bei jedem Domstift zugleich eine Schule anlegen, um recht tüchtige Volkslehrer zu bilden. Diese Schulen existiren in den vorgenannten Städten zum Theil noch.

780 reiste Karl nach Italien, und nahm, weil er in seiner Familie am glücklichsten war,*) seine Frau Hildegard und seine drei Söhnchen, Karl, Pipin und Ludwig mit. Er besuchte Rom zum 2ten Male, und machte in Pavia die Bekanntschaft mit einem Manne, der sowohl auf ihn, als besonders auf die Bildung der Franken großen Einfluß hatte. Das war Alcuin, ein englischer Geistlicher, ein Mann von einer für jene Zeit seltenen Gelehrsamkeit. Karl nahm ihn an seinen Hof, behielt ihn bis an seinen Tod bei sich, und brachte seine liebsten Stunden in seiner Gesellschaft zu. Ueberhaupt zog Karl jeden Gelehrten oder sonst viel versprechenden Kopf an sich, und so fand sich bald eine ganze Gesellschaft unterrichteter Männer an seinem Hofe beisammen. Dahin gehört auch Eginhard, den Karl schon als einen hoffnungsvollen Knaben zu sich genommen hatte, und nachher zu seinem Schreiber und Kanzler machte. Der wackere Mann hat uns in lateinischer Sprache eine sehr brauchbare Geschichte seines Wohlthäters hinterlassen, soll auch endlich Schwiegersohn Karls geworden seyn. Durch

*) Sein Geschichtschreiber Eginhard sagt: „an seinen Kindern hing sein Herz dergestalt, daß er ihrer Gesellschaft weder bei Tische noch auf Reisen entbehren konnte.“

diese Männer wurde ein eifriger Trieb nach Wissenschaften unter den Franken ausgebreitet.

Karl war kaum zurück, so standen die Sachsen schon wieder auf. Wittekind hatte sie dazu verleitet. Sie umringten ein fränkisches Heer, und hieben es gänzlich zusammen. Das brachte Karl in äußersten Zorn. Racheschnaubend zog er in ihr Land, und verlangte drohend die Auslieferung der Anstifter. Wittekind war wieder nach Dänemark entflohen, aber 4500 Sachsen wurden ihm ausgeliefert, und diesen ließ er an einem Tage die Köpfe abschlagen, eine grausame That, weswegen Karl nicht entschuldigt werden kann. Diese Grausamkeit brachte die Sachsen aufs Aeußerste. Im folgenden Jahre (783) erhob sich das ganze Sachsenvolk bis in die entlegensten Gauen. Nun begann ein blutiger Krieg, der bis ins Jahr 785 währte, und halb durch Gewalt, halb durch Unterhandlung bewirkte Karl endlich einen neuen Frieden. Selbst Wittekind und Albion, auch einer der Sachsenhäuptlinge, versprachen dies Mal, sich bei Karl einzufinden. Sie kamen, fanden gütige Aufnahme, und empfingen die Taufe. Ihrem Beispiele folgte das ganze Volk. Es ist noch aus einer alten Urkunde die Formel übrig, welche jeder sächsische Kriegshauptmann bei seiner Taufe beschwören mußte. An ihr erkennt man recht, wie sich seit jener Zeit die deutsche Sprache verändert habe. Darum mag sie hier stehen:

Hilken maktik Konnink Karelo, ik tin vanken Oddo, pana of thousand, vorsaki ten krotten Woudanabelta up Artisbarko. So ok all men godmanni ok krisknekti to kerstene. Al min siltoma ok rekto is in thin will ok anda. We bit di otmode um levens ok fridoms. We will oldena bi Gotto almaktik ten vater, ten son, ten illiken ost, so we nu lernet, ok an ti, us nadik konnink, d. i.

Heiliger mächtiger König Karl, ich dein Gefangener, Otto, Panierherr über Tausend, entsage dem großen Wodansbilde auf dem Harzberge. So auch alle meine Mannen und Kriegsknechte zu Christen. All mein Besitzthum und Recht ist in deinem Willen und Hand. Wir bitten dich demüthig um Leben und Frieden. Wir wollen halten bei Gott dem allmächtigen

Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist, den wir nun gelernt, und an dir, unserm gnädigen König.

Nun hoffte Karl sich der lang entbehrten Ruhe überlassen zu können. Aber ein neuer Krieg rief ihn wieder ins Feld. Desiderius hatte zwei Töchter hinterlassen. Die eine war an den Herzog Aregis von Benevent, einen Longobarden, vermählt, die andere an den Herzog Tassilo von Baiern. Beide rachsüchtige Weiber beredeten ihre Männer, sich von Karls Oberherrschaft loszumachen. Aregis that es zuerst. Aber Karl erschien 786 so plötzlich in Unteritalien, daß Aregis um Frieden bat, Unterwerfung gelobte, und Geißeln gab.

Noch schlimmer ging es Tassilo, dem Baiernherzog, einem stolzen, ungestümen Manne. Schon einmal hatte ihm Karl seine unbesonnenen Reden und seine Anmaßung vergeben. Aber er wiederholte seine Widersetzlichkeit, und wurde auf einen Reichstag nach Ingelheim bei Mainz geladen, wo er auch erschien. Man überführte ihn hier, daß er mehrmals treulos gegen Karl gehandelt habe, und verurtheilte ihn zum Tode. Karl begnadigte ihn, schickte ihn aber ins Kloster, und ließ Baiern durch Grafen verwalten. Das geschah 788.

In demselben Jahre noch fielen die Hunnen oder Avaren von Ungarn aus in das fränkische Gebiet ein; Tassilo hatte sie gerufen. Karl warf sie aber in mehreren Schlachten zurück, und glaubte, ihnen fürs erste die Lust wieder zu kommen genommen zu haben.

Dann zog er im Jahr 789 gegen die Wilzen, ein slavisches Volk, welches in der Nähe der Ostsee wohnte; denn sie hatten Streifereien in das fränkische Gebiet unternommen. Jetzt versprachen sie Ruhe, und Karl ging zurück.

Statt nun ruhen zu können, mußte er sich eiligst wieder gegen die Avaren rüsten, die den Frieden gebrochen hatten. Dieser Krieg dauerte mit einigen Unterbrechungen von 791 — 799. Karl drang bis über die Donau und Raab vor, und züchtigte das wilde Volk so, daß es endlich die Oberherrschaft der Franken anerkannte.

Während dieses Kriegs hatte er wieder mehrere Züge gegen einzelne Stämme der Sachsen zu thun, die einige seiner

Kriegshaufen erschlagen hatten. So viel machte dies unruhige Volk dem sich so nach Frieden sehnenden Karl zu thun!

Indessen war Karls Freund, der Papst Hadrian, gestorben. Karl war gerade in Paderborn, als päpstliche Gesandte eintrafen, und den neuen Papst Leo bei ihm anmeldeten. Er war bei einer Prozession von seinen Feinden überfallen und gemißhandelt worden, uud kam nun, den mächtigen Karl um Hülfe zu bitten. Dieser nahm ihn mit großer Ehrerbietung auf, und versprach, im nächsten Jahre selbst nach Rom zu kommen, und die Bösewichter zu züchtigen.

Das geschah auch im Herbste 800. Er wurde in Rom aufs Feierlichste empfangen, und hielt dann Gericht über die Feinde des Papstes. Am 1sten Weihnachtstage hatte er eine Ueberraschung. Nachdem er, in einen langen Purpurmantel gekleidet, am Altare knieend sein andächtiges Gebet verrichtet hatte, und eben aufgestanden war, ging Leo rasch auf ihn zu, und setzte ihm eine goldene Krone auf das Haupt, das ganze Volk aber rief drei Mal laut aus: „Leben und Sieg Karln dem Großen, dem von Gott gekrönten, frommen, friedebringenden Kaiser der Römer!“ dann hob der Papst anbetend die Hände zu ihm auf, segnete und salbte ihn zum römischen Kaiser. Der bescheidene Karl war so überrascht, daß er erklärte, die Würde sey gar zu erhaben, als daß er sie je würde aus eigenem Antriebe angenommen haben, und er versicherte, hätte er die Absicht des Papstes vorher gewußt, er würde an dem Tage nicht in die Kirche gegangen seyn. Dem sey nun wie ihm wolle, er hieß von nun an römischer Kaiser, und so wurden auch seine Nachfolger genannt, selbst da noch, als ihnen längst alle Macht über Rom vom Papste entrissen worden war.

Nach seiner Rückkehr gelang es ihm endlich, die aufsätzigen Sachsen ganz zu beruhigen. Er ließ nämlich aus den nördlichen Gegenden, wo die unruhigsten waren, 10,000 Familien in seine andern Provinzen abführen. Nun erst war der Sachsenkrieg als beendigt anzusehen. Das geschah 804.

Dieser Zeitpunkt ist höchst wichtig. Das durch so viele Jahrhunderte getrennt gewesene deutsche Volk, welches aus so vielen einzelnen Stämmen bestanden hatte, gehorchte nun nicht

nur Einem Herrn, sondern war auch nun als Ein Volk zu betrachten. Es redete Eine Sprache, hatte einerlei Reichsversammlung, einerlei Gesetze, dieselbe Verfassung. Nun erst war es möglich, daß die Deutschen gesitteter, klüger, gebildeter werden konnten, weil die Kriege unter den einzelnen Stämmen nach und nach aufhörten, wenigstens nur noch selten vorkamen.

Was war nun aus dem vor Chlodwig so unbedeutenden Frankenkönige geworden? Jene Könige besaßen nur einen Theil des jetzigen Nordfrankreichs, und Karls Reich umfaßte ganz Frankreich, und den größten Theil von Deutschland und Italien. Es reichte von der Ostsee bis zum Ebro, vom atlantischen Meere bis zur Theiß.

Nach der Zeit hat Karl weniger Kriege geführt als in der ersten Hälfte seiner Regierung. Indessen ganz fehlte es daran auch nicht. So mußte er mehrmals mit den Wilzen und Sörben, die in der Gegend der Havel und Spree wohnten, Kriege führen. Um sie zurückzuhalten, baute er eine Festung an der Saale, und eine an der Elbe. Aus jener ist Halle, aus dieser Magdeburg entstanden. Einmal schickte er auch ein Heer nach Böhmen.

Seine vielen, zum Theil wirklich großen Thaten verschafften ihm allerwärts einen großen Ruhm. Nicht nur seine eigenen Völker sahen mit Ehrfurcht an ihm hinauf, sondern auch Fremde sprachen mit Bewunderung von ihm. Selbst weit entfernte Könige suchten seine Freundschaft, und schickten Gesandtschaften an ihn. Ueber keine mochte sich Karl mehr wundern, als über die, welche Harun Arreschid, der mächtige und weise Kalif von Bagdad, 807 an ihn schickte. Diese Morgenländer brachten ihm Geschenke mit, die vieles Aufsehen erregten. Es waren darunter Gezelte von schönen bunten Zeugen, seidene Stoffe, Rosenöl, Balsam, Räucherwerk, zwei große metallene Leuchter, und eine Uhr. Solche Maschine hatte man noch nie im Abendlande gesehen, und sie erregte daher die allgemeinste Bewunderung. Es war eine Wasseruhr von Messing. Nach jeder Stunde fielen so viele Erzkügelchen, als der Seiger Stunden angab, auf eine Metallplatte herab, und erregten ein Geklingel; zugleich sprangen eben so viele Fenster auf, aus denen

Reiter heraussprengten; sie jagten rings um die Uhr, und verschwanden dann wieder hinter denselben Fenstern. Ferner erhielt Karl ein Schachspiel, auch ein noch nie gesehenes Kunstwerk.*) Karl schickte dem Kalifen Gegengeschenke, und zwar spanische Maulthiere, rheinländische Pferde, friesische Leinewand, blau, grau, gestreift und weiß, auch große Hunde, die der Kalif zur Löwen- und Tigerjagd sich ausgebeten hatte. Ein alter Geschichtschreiber erzählt recht ergötzlich von der Verwunderung, welche die morgenländischen Gesandten bei dem vielen Ungewöhnlichen, welches sie sahen, bezeigten. „Fast nach Jahresverlauf trafen sie im Frankenlande ein. Am hohen Osterfeste hatte sich der unvergleichliche Karl so geschmückt, daß er ihnen über die Maaßen schrecklich vorkam. Neugierig baten sie, Alles besehen und betasten zu dürfen. Er erlaubte es. Da stiegen sie allenthalben umher, liefen hierhin und dorthin, besahen Alles mit Staunen, befühlten Alles, und so oft sie vom Söller herab die Pracht der Geistlichen und Höflinge geschaut hatten, kamen sie mit hellem Gelächter zum Kaiser zurück, schlugen die Hände zusammen, und riefen ohne Aufhören: „Ei! sonst haben wir nur Menschen von Erde gesehen; aber diese hier sind von eitel Gold!“ So hat es noch lange gedauert. Endlich hat sie der Kaiser mit auf die Jagd genommen; aber beim Anblicke der schrecklichen Auerochsen hat sich ihr Staunen in gewaltige Furcht gekehrt, in welcher sie sich bald wieder fortmachten.“ — Bei dieser Jagd wäre Karl beinahe um sein Leben gekommen. Um die Fremden zu beruhigen, sprengte er selbst auf einen der wilden Auerochsen los, und versetzte dem Thiere einen kräftigen Hieb in den Nacken, um den Kopf herunterzuhauen. Aber er traf nicht recht, und nun rannte es wüthend auf ihn ein. Er wäre verloren gewesen, wenn nicht in dem Augenblicke einer seiner Großen herzugesprungen wäre, und das wüthende Thier durch einen geschickten Lanzenstoß niedergestoßen hätte. Karl kam mit einem zerrissenen Stiefel und einer Wunde am Beine davon. — Früher schon hatte Karl von dem Kalifen einen Elephanten zum Geschenk erhalten. Wie staunten nicht die

*) Es wird noch auf der königlichen Bibliothek in Paris gezeigt.

Franken, diese lebende Fleischmasse zu sehen! Solchen Anblick hatten sie noch nie gehabt.

Karl heißt mit Recht der Große, nicht blos, weil er viele Völker bezwang, sondern weil er sie weise regierte, und trotz so vieler Versuchungen zum Bösen ein trefflicher Mensch blieb. Unablässig war er bemüht, seine Völker weiser und besser, und dadurch glücklicher zu machen. Er war gütig gegen die Schwachen, aber streng gegen die Bösen. Jeder Ungerechtigkeit suchte er zu wehren. Darum reiste er fast immer umher, und Jeder hatte freien Zutritt zu ihm. Wo er nicht selbst hinkommen konnte, dahin sandte er seine Grafen. Man leitet den Namen von grau her, weil man graue d. i. alte und ehrwürdige Männer dazu genommen habe. Die Grafen hatten verschiedene Namen. Die, welche über einen Gau d. i. District gesetzt waren, hießen Gaugrafen. Die Pfalzgrafen bewohnten die kaiserlichen Schlösser; denn Pfalz bedeutet ein Schloß. Die Markgrafen bewachten die Gränzen oder Marken, und die Sendgrafen waren die, welche vom Kaiser umhergesandt wurden um nach den Rechten zu sehen.

Stehende Heere hatte Karl nicht. Sollte ein Krieg geführt werden, so sagten die Grafen in ihrem Bezirke es denen an, die sich dazu zu stellen verpflichtet waren, d. i. nach der damaligen Sprache: er mahnte sie zum Heerbann. Die Freien brauchten nur dann mitzuziehn, wenn es die Vertheidigung des Landes galt; sonst nur die Lehnsleute. Waffen und Lebensmittel mußten sie selbst mitbringen. Das hatte aber den Nachtheil, daß die Krieger sich durch Plündern für den gemachten Aufwand zu entschädigen suchten; oder sie suchten Gefangene zu machen, und verkauften diese, oder gebrauchten sie als Knechte.

An dem Christenthum hing Karl mit ganzer Seele. Darum suchte er gute Geistliche zu bilden, und hielt darauf, daß sie sich ihrer Würde gemäß betrügen. Daß dies damals nicht immer geschah, sehen wir aus seinen Vorschriften, worin es heißt: die Geistlichen sollen keine Waffen tragen, sich ohne Erlaubniß nicht bei dem Heere aufhalten, weder Christen- noch Heidenblut vergießen, nicht jagen und in den Wäldern mit Hunden umherstreifen, keine Stoßvögel und Possenreißer halten,

und überhaupt keine weltlichen Dinge treiben. Er verlangte von ihnen, „daß sie innen voll Andacht, außen gelehrt, keusch im Wandel, und unterrichtet in der Rede seyn sollten, damit, wer sie in Gottes Namen und um der heiligen Beschauung willen zu sehen begehrte, sein Auge an ihnen erbauen, gerüstet mit ihrer Weisheit hinweggehen, und den allmächtigen Gott, dafür dankend, preisen möchte." Für die Kranken und Armen baute er Hospitäler, selbst nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago schickte er Geld zur Unterstützung der dortigen armen Christen, und den Kalifen Harun Arraschid bewog er, die nach dem heiligen Grabe in Jerusalem Pilgernden zu schützen. Jeden Tag besuchte er den Gottesdienst; andächtig kniete er am Altare nieder, und entäußerte sich aller irdischen Hoheit. Den damals noch sehr unvollkommenen Gottesdienst suchte er zu verbessern, besonders den Kirchengesang, der noch sehr schlecht war. Denn die Franken hatten eine rauhe Sprache, und sangen so schlecht, daß ein Schriftsteller jener Zeit sagt: wie sie am Leibe groß wären, wie Berge, so donnerte auch ihre Stimme brausend daher, und wenn sie im Gesange Uebergänge machen oder den Ton aushalten wollten, so stießen sie die harten Töne mit solchem Geprassel heraus, daß es klänge, als wenn ein Lastwagen über Steine rasselte, so daß Ohr und Gefühl erschreckt würde. Karl ließ daher aus Italien geschickte Sänger kommen, um seine Franken an einen besseren Gesang zu gewöhnen. Einst kam ein fremder Geistlicher an Karls Hof, und stellte sich beim Gottesdienst auf das Chor, auf welchem bloß die Sänger standen. Jetzt begann der Gesang, der Fremde aber sang nicht mit, weil er nicht singen konnte. Der Gesangmeister, der das bemerkte, gab ihm einen Stoß mit seinem Stabe damit er singen sollte; da sich der arme Mensch aber dazu nicht fähig hielt, so machte er wenigstens die Gebehrden eines Singenden, doch ohne einen Laut hören zu lassen. Das erregte das Gelächter aller Mitsänger, die alle nach ihm hin sahen, worüber er über und über roth wurde. Endlich machte die Sache Aufsehen in der Kirche, auch Karl sah hinauf, und da er die Verlegenheit des Mannes bemerkte, so winkte er, man sollte ihn in Ruhe lassen. Nach geendigtem Gottesdienste ließ er ihn zu sich kommen, machte ihm für

die ausgestandene Angst ein Geschenk, und gab ihm den Rath, sich nicht eher wieder unter die Sänger zu stellen, bis er singen könnte.

Wie er die Wissenschaften liebte und beförderte, ist schon gesagt worden. Seine Kinder ließ er sorgfältig unterrichten, weil er an sich selbst erfahren hatte, wie übel es wäre, wenn man in der Jugend versäumt würde. An seinem Hofe hatte er eine Schule, welche von den Kindern aller Vornehmen und Geringen, die zum Hofe gehörten, besucht werden mußte. Einst besuchte er die Versammlung der Knaben, um ihren Fleiß zu prüfen. Er ließ sich ihre Arbeiten zeigen, und fand, daß die Aermeren gerade die Fleißigsten, die Reicheren aber die Trägsten gewesen waren. Jene mußten auf seine rechte, diese auf seine linke Seite treten. Dann sprach er zu den Fleißigen: „ich danke euch, meine Söhne, daß ihr meinen Befehlen zu Eurem eigenen Vortheile, so viel ihr vermochtet, nachgekommen seyd. Fahrt in eurem Fleiße so fort. Dann sollt ihr einst gute Aemter von mir erhalten!“ Jetzt aber wandte er sich zu den Trägen, und sprach mit zorniger Gebehrde und blitzenden Augen, daß alle zusammenbebten: „ihr Junker, ihr Söhne der Vornehmen, ihr Weichlinge mit den glatten Gesichtern, ihr bildet euch wohl viel auf eure Herkunft und eure Güter ein, und habt darum eure Zeit in Müssiggang verbracht. Aber“ — hier hob er drohend seine Hand gen Himmel — „euer Adel und eure Schönheit gelten mir nichts. Wisset, daß ihr nie wieder ein freundliches Wort von mir hören sollt, wenn ihr von eurer Faulheit nicht ablaßt.“ Wie mögen die Kinder erschrocken seyn! Ob sie sich gebessert haben, sagt die Geschichte nicht; es läßt sich aber wohl erwarten.

Karl war ein zärtlicher Familienvater. Er ließ die Kinder nicht nur sorgfältig erziehen, sondern hielt sie auch zur Thätigkeit und Arbeit an. Seine Töchter spannen fleißig und webten Wolle. Gegen Unglücksfälle war er standhaft; nur der Tod seiner Kinder beugte ihn tief, und preßte ihm Thränen aus. Von Pracht war er kein Freund. Seine Kleidung unterschied sich wenig von der Tracht des gemeinen Volks. Er trug nur Hemden, welche ihm seine Töchter gewebt hatten, lange Bein-

Kleider, die aber mit farbigen Bändern umwunden wurden, und Schuhe. Im Winter verwahrte er Brust und Schultern noch durch ein Wamms von Otterfellen. Außerdem trug er einen venetianischen Mantel, und nie fehlte ihm sein Schwert mit silbernem oder goldenem Knopf und Wehrgehenk. Ausländische Kleidung war ihm zuwider. Nur bei Festlichkeiten zeigte er größere Pracht. Dann war er mit einem golddurchwirkten Rocke, mit Schuhen, die mit Edelsteinen besetzt waren, mit einem reich besetzten Degen, und einem von Gold und Edelsteinen strahlenden Diadem angethan. Einige seiner Höflinge hatten einmal kostbare Mäntel mit rothen und braunen Streifen und mit Vogelfedern besetzt mitgebracht; Andere trugen Pelze aus Rattenfellen oder anderem weichem Pelzwerk, während Karl ganz einfach seinen Schafpelz trug. Um sie recht anzuführen, stellte Karl eine Jagd an. Alle erschienen in ihren schönsten Pelzen; denn es war ein rauher Tag. „Hört!" sprach Karl; „Keiner von euch gehe eher wieder nach Hause, bis er ein Wild erlegt hat." Es regnete aber heftig, und die kostbaren Kleider wurden durchnäßt, dazu von Dornen zerrissen, und von Blut befleckt. Als die Jagd vorüber war, befahl Karl, daß sie die Kleider vor dem Schlafengehen nicht ablegen sollten, damit sie auf dem Leibe besser trockneten. So lästig ihnen das auch war, so mußten sie doch dem Kaiser gehorchen. Sie trockneten sich am Feuer, so gut es gehen wollte. Als sie aber am Abende die schönen Pelze ablegten, wie sahen diese da aus! Sie waren so verdorben, daß sie nicht mehr gebraucht werden konnten. Und doch befahl der Kaiser am andern Morgen, daß Jeder in demselben Anzuge wieder bei ihm erscheinen sollte. Es war ein kläglicher Anblick, die schönen Kleider so zugerichtet zu sehen. Karl lächelte, und ließ sich seinen Schafpelz bringen. Er rieb ihn vor ihren Augen aus, und alsbald hatte er dasselbe frische Ansehen wie gestern vor der Jagd. „Seht, ihr Thoren!" sprach er, „wo giebt es wohl ein besseres Pelzwerk? Und das kostet mir nur einen Gulden, während eure Pelze viele Pfunde Silbers gekostet haben!" Alle schlugen beschämt die Augen nieder; in einem ausländischen Pelze ist gewiß Keiner wieder erschienen.

Es ist zu bewundern, mit welcher Genauigkeit der große

Karl bei seinen großen Unternehmungen auch die kleineren Geschäfte verwaltete. Wenn er Frieden hatte, so bereiste er seine Landgüter, und ließ sich die Rechnungen seiner Verwalter vorlegen. Wir haben noch eine Anweisung übrig, welche er für diese Leute entworfen hat. Er bestimmt darin genau, wie Butter, Käse, Honig und Wachs bereitet, wie Wein gekeltert, Bier gebraut, wie viele Eyer verkauft, wie viele Gänse, Enten und Hühner gehalten werden sollen, als wenn er ein gelernter Landwirth wäre. Eine bestimmte Residenz hatte er nicht. Am liebsten wohnte er in Aachen, Nimwegen und Ingelheim bei Mainz; sonst war er bald hier, bald dort. Die warmen Bäder in Aachen, die schon die alten Römer gekannt hatten, schätzte er sehr. Er erweiterte sie so, daß über hundert Menschen zugleich darin Raum hatten. Auch baute er in Aachen ein Münster von gar großer Pracht, schmückte es mit Gold und Silber, und die Gitter und Thüren waren von gediegenem Erz. Die Säulen und Marmorstücke ließ er dazu aus Rom und Ravenna kommen, und kostbares Kirchengeräth schaffte er in Menge an.*)

In Speise und Trank, und besonders in letzterem, war Karl sehr mäßig. Selten nur hielt er große Gastmahle. Speiste er mit den Seinigen, so kamen nur vier Schüsseln, außer dem Braten, auf seinen Tisch. So wie ihm nichts kostbarer als die Zeit war, so brachte er auch die Essenszeit nicht ungenützt hin. Er ließ sich hier vorlesen, sonderlich von den Thaten großer Männer in der Vorzeit. Des Schlafes bedurfte er wenig. Selbst des Nachts stand er mehrmals auf, und arbeitete dann, oder er betete, oder er stellte sich auch ans Fenster, und betrachtete mit Ehrfurcht und Bewunderung die zahllosen Gestirne. Auch beim Ankleiden war er thätig; er ließ die Partheien hereintreten, und entschied, als wenn er auf dem Richterstuhle säße, ertheilte seine Befehle, und ließ sich über die Ausführung der früher gegebenen Rechenschaft ablegen. Wie hätte er sonst

*) Jetzt steht das Gebäude nicht mehr. Doch enthält die jetzige, auch sehr alte Domkirche noch einige Säulen, die wahrscheinlich zu denen gehörten, welche Karl aufrichten ließ.

auch so Vieles und Großes ausrichten können, wenn er nicht jeden kleinen Zeitpunkt benutzt hätte?

Er hatte eine eindringende Beredtsamkeit, und wußte, was er dachte, mit großer Klarheit auszudrücken, war nicht nur der deutschen, sondern auch der lateinischen Sprache mächtig,*) und verstand selbst das Griechische. Er versuchte selbst eine deutsche Sprachlehre zu schreiben. Wie Schade, daß sie nicht mehr übrig ist! Den Monaten und Winden gab er deutsche Namen. Die ersteren sind zum Theil noch im Gebrauch. Sie hießen: Wintarmanoth, Horning, Lenzinmanoth, Ostermanath, Winnemanoth (d. i. der freundliche Monat), Brachmanoth, Heuemanoth, Aranmanoth (Aerndtemond), Herbstmanoth, Windumemanoth (Weintraubenmond), Windamanoth, Heilagmanoth. Die Winde nannte er: Ostroniwind, Sundroni, Westroni und Nordroni!

Der schon erwähnte Eginhart beschreibt uns sein Aeußeres. Er sagt: „vom Körper war er voll und stark, hohen Wuchses**). Sein Scheitel war rund, seine Augen gar groß und lebhaft; die Nase überschritt in etwas das Mittelmaaß; sein greises Haar war ehrwürdig anzuschauen, sein Angesicht fröhlich und heiter, wodurch seine Gestalt im Stehen wie im Sitzen besondere Würde und Ansehen erhielt. Wiewohl sein Nacken fleischigt und kurz, und der Bauch etwas zu vorragend schien, so wurde doch dies durch der übrigen Glieder Ebenmaaß verborgen. Er hatte einen festen Gang und eine durchaus männliche Haltung; seine Stimme war hell, aber der Gestalt seines Körpers nicht ganz angemessen. Er genoß steter Gesundheit, außer daß er in den vier letzten Jahren vor seinem Tode häufig vom Fiebern befallen wurde, so daß er zuletzt gar auf einem Fuße hinkte. Er übte sich unablässig im Reiten und Jagen, und im Schwimmen war er so geschickt, daß ihm hierin mit Recht Keiner vorgezogen werden konnte."

So glücklich er auch im Schooße seiner Familie lebte, so

*) Wir haben noch lateinische Briefe von ihm übrig, aus denen wir aber sehen, daß er in der Grammatik nicht tactfest war.

**) Nach unserem Maaße 6 Fuß 3 Zoll, eine ansehnliche Größe!

traf ihn doch viel häuslicher Kummer. Vier Frauen starben ihm nach einander, und von seinen Söhnen hat ihn nur einer überlebt. Mit seinem liebsten Sohne Karl wurden seine letzten Lebensfreuden zu Grabe getragen, und er, der mächtige Kaiser, der überall geehrt und gefürchtet wurde, erkannte die Hinfälligkeit aller irdischen Größe. Alter und Kränklichkeit drückten ihn danieder; er fühlte, daß sich der Tod mit starken Schritten nähere. Darum ließ er seinen Sohn Ludwig, der fern von ihm in Aquitanien wohnte, nach Aachen kommen. Hier versammelte er die fränkischen Großen, und fragte sie, ob sie ihn zum Herrn haben, und ihm treu gehorchen wollten. Alle riefen: „ja! denn wir erkennen darin den Willen Gottes!“ Am folgenden Tage ließ sich Karl noch einmal den kaiserlichen Schmuck anlegen. In feierlichem Zuge schwankte er hinüber nach dem Münster, kniete mit seinem Sohne still betend vor dem Altare nieder, und ermahnte ihn dann laut vor allem Volke: vor allen Dingen den allmächtigen Gott zu fürchten und zu lieben, seinen Geboten immerdar zu gehorchen, und die Kirche Gottes gegen die Bösen zu schützen, seine Schwestern und Verwandten nie zu verlassen, die Geistlichen zu ehren, seine Unterthanen wie ein Vater zu lieben, die Armen zu trösten, und vor Gott aller Wege unsträflich zu wandeln. Zuletzt fragte er ihn gerührt: „Bist du auch gesonnen, daß alles zu thun, mein lieber Sohn?“ — „Ja!“ rief Ludwig unter Thränen aus, „mit Freuden will ich gehorchen, und mit Gottes Hülfe das Alles vollbringen, was du mir befohlen hast!“ — „Gut!“ fuhr Karl fort, „so nimm die Krone mit eigenen Händen vom Altare, und setze sie dir auf das Haupt.“ Nachdem dies geschehen war, begab sich Karl tief gerührt in den Pallast zurück, und dankte Gott, daß er ihm vergönnt habe, noch seinen Sohn mit der Kaiserkrone geschmückt zu sehen.

Ludwig reiste wieder ab, und Karl erholte sich so, daß er noch einige Wochen lang sich mit der Jagd vergnügen konnte. Aber wenige Monate darauf, im Jan. 814, bekam er das Fieber, und wurde zusehends schwächer. Geschwind ließ er seinen Vertrauten, den Bischof Hildbald, rufen, und nahm das Abendmahl, um sich auf die große Reise in das unbekannte

Land vorzubereiten. Am folgenden Tage merkte er, daß der Tod herantrete. Mit der letzten Kraft hob er seine rechte Hand auf, drückte auf Stirn und Brust das Zeichen des heiligen Kreuzes, streckte die Hände noch einmal aus, faltete sie über die Brust, und sang mit geschlossenen Augen und leiser Stimme: „in deine Hände, Vater, befehle ich meinen Geist."

So entschlief der wahrhaft große Karl am 28sten Jan. 814, im 72sten Jahre seines Alters, nach einer fast 47jährigen glorreichen Regierung. Seine irdischen Ueberreste wurden in dem von ihm selbst erbauten Münster in Aachen feierlich beigesetzt. Das Grab zeigt man noch, auch einige Gebeine, welche die seinigen gewesen seyn sollen.

Zweite Periode.

Von dem Tode Karls des Großen bis zum Anfange der Kreuzzüge, 814—1096.

---

39. Ludwig der Fromme. — Die letzten Carolinger in Deutschland, Frankreich und Italien.

Mit Karls des Großen Tode war auch sein guter, kräftiger Geist gewichen, der allein im Stande war, das große Reich beisammen zu erhalten. Eine ähnliche Erscheinung haben wir schon bei dem Tode Alexander des Großen gesehen. Karls einziger Sohn, Ludwig I. der Fromme, war ein herzensguter, lieber, freundlicher Mann; aber der feste Ernst, der nie zu beugende Muth, strafende Strenge gegen die Uebelwollenden fehlte ihm ganz; dagegen war er furchtsam, nachgiebig, veränderlich, der Geistlichkeit übertrieben ergeben, und sein schönes, männliches Aeußere konnte den Mangel aller Regententugenden nicht ersetzen.

Von seinem guten Herzen gab Ludwig gleich im ersten Jahre einen schönen Beweis. Er ließ nämlich auf einem Reichstage, den er zu Aachen hielt, bekannt machen, daß er entschlossen sey, Jedem, dem unter der Regierung seines Vaters irgend Unrecht

geschehen sey, das Unrecht zu vergüten; ja er schickte Männer im ganzen Lande umher, welche die Klagen derer, die sich glaubten beschweren zu dürfen, anhören und untersuchen sollten. Daß sich eine Unzahl solcher Leute gefunden habe, versteht sich von selbst, und wirklich ließ Ludwig eine Menge derselben entschädigen; Andere wurden in Freiheit gesetzt, kurz überall segnete man den guten, gerechten Kaiser; aber freilich klug hatte er wohl nicht gehandelt; denn wie war es möglich, allen, oft vielleicht ungerechten Klagen abzuhelfen?

Ludwig hatte eine Frau, die Irmengard hieß, und von dieser drei Söhne: Lothar, Pipin und Ludwig den Deutschen. Unter diese drei theilte er schon 817 sein Reich, so daß Pipin Aquitanien, der kaum aus dem Knabenalter getretene Ludwig Baiern, und Lothar das übrige mit dem Kaisertitel erhielt. Daß diese Theilung sehr ungleich war, fällt in die Augen. Lothar wurde dabei ungemein begünstigt, besonders da die beiden andern noch dazu ihn als ihren Oberherrn betrachten sollten. Der Vater behielt sich nur die Oberhoheit vor. Hätte er ahnen können, welchen Kummer ihm diese Theilung bereiten würde, er hätte sie gewiß nicht vorgenommen; auch hatte er es um so weniger nöthig, da er ja erst 39 Jahre alt war.

Pipin und Ludwig schwiegen zwar fürs erste still, nicht aber Bernhard, sein Neffe. Dieser war ein Sohn des verstorbenen Pipins, Karls des Großen Sohnes, und hatte bisher — so hatten es Karl und Ludwig verordnet — über Italien regiert. Jetzt glaubte er aber, es würde ihm zu nahe getreten; denn sein Vater Pipin sey ja älter gewesen als Ludwig, und die Kaiserwürde müsse nicht von der Regierung über Italien getrennt werden. Darum empörte er sich gegen seinen Oheim. Schnell ging dieser auf ihn los. Bernhard verzweifelte an seinem Glück, und unterwarf sich. Er eilte zu seinem Oheim, und warf sich ihm zu Füßen. Schon wollte ihm der gutmüthige Mann verzeihen; da riefen seine Räthe, er müsse des Beispiels wegen mit Strenge verfahren, und Ludwig ließ sich bereden, in die Blendung des unglücklichen Bernhard zu willigen. Es wurden ihm die Augen ausgestochen, aber schon am 3ten Tage

starb er an den Folgen dieser Mißhandlung, worüber sich Ludwig — und das mit Recht — große Vorwürfe machte.

Gleich darauf verlor der Kaiser seine Irmengard. Er betrübte sich so, daß er schon seine Regierung ganz niederlegen, und ins Kloster wandern wollte. Aber seine Räthe widerriethen ihm das, und beredeten ihn, wieder zu heirathen. Er wählte Jutta, die Tochter eines baierschen Grafen. Diese bekam nach einigen Jahren einen Sohn, Karl den Kahlen, und fragte nun, welches Land denn der Kleine künftig einmal erhalten sollte, da ja Ludwig schon alles weggegeben hätte? Dieser war in großer Verlegenheit; endlich wandte er sich an Lothar, und stellte ihm vor, es sey wohl billig, dem Stiefbruder von seinen vielen Ländern etwas abzutreten; denn Lothar hatte seit Bernhards Tode Italien noch dazu erhalten. Er ließ es sich auch gefallen, daß der Kaiser dem Karl einige seiner Provinzen gäbe, und nun wurde der sechsjährige Karl zum Könige gesalbt, so daß es also nun im Frankenreiche einen Kaiser und vier Könige gab!

Aber bald gereute den Lothar seine Nachgiebigkeit. Auch die fränkischen Großen waren mit dem Kaiser sehr unzufrieden, weil er nicht mehr auf ihren Rath hörte, sondern einem ihnen verhaßten Minister folgte, und riefen die eignen Söhne gegen den Vater auf. Der unglückliche Kaiser! Von drei Seiten rückten die Söhne gegen ihn an, nahmen ihn gefangen, und schon wollte man ihn ganz aus dem Reiche treiben; aber Ludwig der Deutsche, der überhaupt der Beste unter den Söhnen gewesen zu seyn scheint, setzte sich dagegen. Jutta mußte ins Kloster wandern, und der Kaiser nebst dem kleinen Karl wurde von Lothar gefangen gehalten. Man gab ihm bloß Mönche zur Gesellschaft, die ihn bereden sollten, auch Mönch zu werden.

Aber bald änderten sich die Sachen. Viele der Großen sahen wohl, daß es unter Lothar's Verwaltung nicht nur nicht besser, sondern bedeutend schlechter ginge. Vielen mochte auch wohl das Gewissen erwachen. Man fragte den Kaiser, ob er denn wohl künftig besser regieren wollte, wenn man ihn wieder einsetzen würde. „Ganz gewiß!" war seine Antwort. Auch versprach er dem Pipin und Ludwig dem Deutschen, ihnen noch

mehr Land zu geben, wenn sie ihm beistehen wollten. Das geschah denn auch, und Lothar, dessen Kindesliebe noch nicht ganz ertödtet seyn mochte, kam selbst, und bat den Vater um Vergebung. Man setzte den alten Herrn wieder ein, Jutta wurde feierlich aus dem Kloster geholt, Ludwig vergab allen, die sich empört hatten, und so schien alles wieder zufrieden gestellt zu seyn. Das geschah 830.

Doch schon im nächsten Jahre gingen die Unruhen wieder an. Pipin und Ludwig waren mit ihren Antheilen nicht zufrieden. Erst empörte sich Ludwig, bat aber den Vater um Vergebung, als dieser schnell über den Rhein ihm entgegen rückte. Dann kündigte ihm Pipin, wohl der Schlechteste von allen Dreien, den Gehorsam auf, und wurde dafür seines Königreichs entsetzt, welches — Karl der Kahle erhielt.

Aber nun traten alle drei Brüder wieder gegen den schwachen Vater zusammen, und wollten ihn mit Gewalt absetzen. Noch einmal ermannte sich der Kaiser, sammelte ein Heer, und zog geschwind den Söhnen entgegen, die er bei Colmar im Elsaß antraf. Eben sollte es zur Schlacht kommen; da lief der größte Theil seiner Krieger zu den Söhnen über. Darum wurde die Gegend das Lügenfeld genannt. Die wenigen Treuen fragten den Kaiser, was sie nun thun sollten? „Ach!“ sagte er, „geht nur auch zu meinen Söhnen über; denn ich will nicht, daß um meinetwegen ein Einziger sein Leben oder ein Glied verliere.“ Der Thor! Dann hätte er gar nicht erst den Krieg anfangen sollen! Kurz, er mußte sich seinen Söhnen zum zweiten Male zum Gefangenen ergeben. Jutta wurde verwiesen, Karl der Kahle in ein Kloster gebracht, und der unglückliche Kaiser vom Lothar nach Soissons geführt. Da aber Lothar merkte, daß Viele Mitleiden mit dem armen Gefangenen hatten, so wollte er ihn zur ferneren Regierung unfähig machen. Er gab ihm also eine Menge von Verbrechen schuld, um derentwillen er Kirchenbuße thun müßte. Wer aber dies that, der durfte keine Waffen mehr tragen, und konnte also auch nicht füglich mehr regieren. Die Geistlichen bestürmten und ängstigten nun den Kaiser so lange, bis er versprach, die Kirchenbuße zu verrichten. Nun führten sie ihn in die Kirche. Hier mußte er auf einen Bußsack niederknien, und vor der zahlreichen

Versammlung bekennen, daß er schlecht regiert, Gott vielfach beleidigt, die Geistlichen geärgert und das Volk durch Nachlässigkeit zerrüttet habe. Dann steckte man ihm noch einen Zettel in die Hand, von welchem er ein langes Verzeichniß seiner Uebelthaten ablesen mußte. Zuletzt zog man ihm statt seines Waffenrockes ein Bußkleid an. So hoffte Lothar den alten Vater genug herabgewürdigt zu haben. Jetzt suchte er ihn zu bereden, daß Klostergelübde abzulegen. Aber dessen weigerte sich Ludwig aufs Bestimmteste.

Diese schändliche Behandlung des alten Kaisers brachte mit Recht das Volk auf. Selbst Ludwig der Deutsche war darüber empört, und machte seinem Bruder darüber nachdrückliche Vorstellungen, und da diese vergebens waren, griffen er und Pipin zu den Waffen, um den Kaiser mit Gewalt aus Lothars Händen zu befreien. Dieser brachte den Kaiser nach dem Kloster St. Denys bei Paris, er selbst aber floh nach Südfrankreich. Dadurch wurde nun der Kaiser wieder sein eigener Herr; aber er wollte nicht eher wieder die Regierung übernehmen, bis er sich mit der Kirche ausgesöhnt hätte. Die Bischöfe führten ihn daher in die Kirche, und zogen ihm die königlichen Kleider an. So abhängig war der schwache Mann von der Geistlichkeit! Pipin und Ludwig der Deutsche eilten nun zu ihm, und wurden sehr freundlich empfangen, erhielten auch ihre Länder bestätigt. Auch Lothar mußte sich endlich unterwerfen, und Gehorsam versprechen, und nun verzieh der gute alte Kaiser allen Leuten, die etwas gegen ihn verbrochen hatten. So schön das auch an sich war, so machte er sich doch dadurch lächerlich, weil er nicht zur rechten Zeit zu strafen verstand. In Aachen, wohin ihn sein Sohn Ludwig begleitete, hatte er auch die Freude seine Jutta und seinen Karl wiederzufinden, und nun schien endlich der Friede und das Glück wieder bei ihm eingekehrt zu seyn.

Man hätte glauben sollen, der Kaiser müßte endlich eingesehen haben, daß durch die Ländervertheilung nichts als Uneinigkeit entstände. Aber kaum fühlte er sich nur wieder etwas ruhig, so kam er auch schon mit einer neuen Ländertheilung zum Vorschein, damit nur ja sein Liebling Karl recht reichlich bedacht werden könnte. Daß die andern Brüder darüber scheel sahen,

braucht nicht erst gesagt zu werden, und es wäre gleich zum Kriege gekommen, wenn nicht Pipin gerade zu rechter Zeit gestorben wäre. Nun hätte der Kaiser sein Land Karln geben können, und der Streit wäre ausgeglichen gewesen. Aber der alte Mann sollte nun einmal nichts als unkluge Maßregeln ergreifen; kurz er theilte sein ganzes großes Reich, Baiern ausgenommen, unter Lothar und Karl den Kahlen. Ludwig der Deutsche fühlte sich darüber gekränkt. Er hatte es mit seinem Vater immer noch am besten gemeint, und ihn noch erst kürzlich aus den Händen Lothars befreit, und nun sollte er dafür den andern nachstehen, und mit Baiern sich abfinden lassen. Darum griff er zu den Waffen, konnte aber nichts ausrichten. Während dieses Kriegs wurde der Kaiser Ludwig krank. Er ließ sich auf einer Rheininsel unterhalb Mainz einige Zelte aufschlagen, und erwartete den Tod. Allen seinen Feinden, nur seinem Sohne Ludwig nicht, vergab er, und theilte seine Schätze unter die beiden andern aus. Auf jenem schien der sonst so sanfte Mann einen unversöhnlichen Haß geworfen zu haben. Erst nach vielen Zuredungen seines Beichtvaters gab er nach. „Gut!“ sprach er, „es sey! Weil der Verbrecher, der mir so viel zu Leide gethan hat, nicht selbst kommen kann, so will ich das Meinige thun, und ihm vor Gott und euch alle Beleidigungen verzeihen, die er mir zugefügt hat. Aber sagt ihm, er solle nicht vergessen, daß er die grauen Haare seines alten Vaters, der ihm so oft vergeben hatte, mit Schmerzen in das Grab gebracht habe.“ Wahrlich! der arme Mann war zu bedauern; denn was kann einem Vater Härteres begegnen, als wenn ihm seine Kinder mit Undank lohnen?

Gleich darauf starb der Kaiser, 63 Jahre alt, 840, und alsbald begann der Streit unter den drei feindseligen Brüdern. Am eigennützigsten zeigte sich dabei der hinterlistige Lothar. Dafür mußte er auch unterliegen. Denn Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle traten zusammen, und trafen den Lothar 841 bei Fontenay (im Departement der Yonne). Die Schlacht war so blutig, daß 100,000 Streiter hier ihren Tod gefunden haben sollen. Lothar floh, aber die beiden andern Brüder verfolgten ihn nicht, sondern schlossen in Straßburg ein neues, festeres Bündniß. Die Eidesformeln sind uns noch

übrig geblieben, und zeigen uns, wie sehr die damalige alt-französische und die deutsche Sprache von den jetzigen abweichen. Karl schwur in deutscher, und Ludwig in französischer Sprache. Ihre Worte lauteten:

Ludwig: Pro Don amour et pro Christian poblo et nostro commun salvament; dist di en avant, in quant Deus savir et polir me dunat, si salvarai eo cest meon fradra (Karlo, et in adjudha et in cadhuna cosa,) si cum hom per dreit son fradra salvar dist, ino quid il imi altresi faret, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Karl: In Godes minna ind durch tes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi: fon thesemo dage frammordes, so fram so mir Got gewizei indi mahd furgibit, so hald ih tesan minan bruodher soso man mit rehtu sinan bruoder scal, inthiu thaz er mig sosoma duo, indi mit Lutherem inno theinni thing ne gegango, zhe minan willon imo ce scadhen wehren.

Der Sinn beider Eidesformeln ist derselbe, nämlich: Aus Liebe gegen Gott und das christliche Volk und zu unsrer beiderseitigen Erhaltung: von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Macht verleiht, so halte ich aufrecht diesen meinen Bruder, und will ihm zu Hülfe seyn in jeder Sache, so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, und damit er mir ebenso thue, und mit Lothar will ich keinen Frieden eingehen, der mit meinem Willen ihm (meinem Bruder) zum Schaden gereichte."

Noch einmal versuchte Lothar sein Waffenglück; aber es wollte ihm nicht gelingen, und nun mußte er froh seyn, daß seine Brüder noch bereit waren, mit ihm zu theilen. Alle drei schlossen den berühmten Vertrag von Verdun 843, durch welchen das ganze Frankenreich in drei von einander unabhängige Reiche getheilt wurde: Italien, Deutschland und Frankreich. Lothar wurde Kaiser, und erhielt außer Italien noch einen Strich Landes, der auf dem linken Rheinufer von der Nordsee bis zum mittelländischen Meere hinlief. Ein Theil davon wird noch von ihm Lothringen genannt. Ludwig der

Deutsche bekam ganz Deutschland diesseit des Rheins, und Karl der Kahle den übrigen Theil des heutigen Frankreichs, und Spanien bis an den Ebro. Dieser Vertrag wird mit Recht höchst wichtig genannt, weil dadurch Deutschland ein besonderes, von Italien und Frankreich unabhängiges Reich wurde.

Auf Lothars Regierung ruhte kein Segen. Wie konnte es auch anders seyn, da er alle Kindes- und Bruderpflichten verletzt hatte? Zwölf Jahre darauf starb er, und sein Stamm erlosch wenige Jahre darauf, ob er gleich drei Söhne hinterlassen hatte. Seine Länder fielen meist an Karl den Kahlen, der auch die Kaiserwürde erhielt. Aber auch seine Regierung war nicht glücklich. Ein räuberisches Volk, die Normänner, die aus Dänemark, Norwegen und Schweden kamen, landeten an der französischen Küste, und verwüsteten das Land. Dazu kam, daß die französischen Großen immer mächtiger und übermüthiger wurden, und dem Könige Gesetze vorzuschreiben anfingen. Um sie nur in Ruhe zu erhalten, mußte Karl ihnen große Vorrechte einräumen, z. B. daß die großen, ihnen verliehenen Besitzungen erblich seyn sollten, ja daß sie selbst dem Könige, wenn er Ungerechtes von ihnen verlangen würde, sich mit Gewalt widersetzen dürften. Daher war es denn kein Wunder, daß Karls Nachkommen immer ohnmächtiger wurden, und dies um so mehr, da kein einziger großer Mann unter ihnen war. Ein paar mächtige Große, Graf Boso von Provence, und Herzog Rudolph, der seine Besitzungen in der Schweiz hatte, machten sich gar unabhängig, und errichteten zwei neue Reiche aus solchen Provinzen, die bisher zu Frankreich gehört hatten. Boso stiftete das Reich Niederburgund, welches aus dem südöstlichen Frankreich bestand, und Rudolph das Reich Hochburgund, d. i. Helvetien und von Frankreich das Land auf beiden Seiten des Jura. Den armen Karolingern blieb zuletzt fast nichts mehr übrig, und ihren Befehlen gehorchte man nur so weit, als man wollte. Als endlich der letzte König aus diesem Hause, Ludwig der Einfältige, 987 starb, machte sich Hugo Capet, ein mächtiger Graf von Paris, zum Könige von Frankreich. Seine Nachkommen heißen Capetinger. Von ihm stammt noch der jetzige König von Frankreich ab.

In Deutschland ging es ungefähr ebenso, nur daß es hier mit den Karolingern noch früher ein Ende hatte. Karl der Große hatte seine Provinzen durch Grafen verwalten lassen. Ludwig der Deutsche ernannte viele von ihnen zu Herzögen, weil es rathsam war, daß die, welche die eindringenden Nachbarn zurückhalten mußten, größeres Ansehn hätten. Aber dennoch konnten sie dem Andrange der Normänner, Wenden und Ungern nicht wehren, und wer es daher irgend vermochte, baute sich eine feste Burg auf einem Berge, so daß es in Deutschland bald eine Menge großer und kleiner Herren gab, die den Anfällen der Feinde, aber auch den Befehlen des Königs trotzen konnten. Dieser konnte sie bei seinen beständigen Kriegen nicht entbehren, und mußte ihren Beistand durch immer größere Bewilligungen erkaufen. Besonders war das unter den schwachen Nachkommen Ludwigs des Deutschen der Fall. Dabei aber litt das Volk am meisten. Der nicht-adelichen Freien wurden immer weniger, so daß das ganze Volk zuletzt fast nur aus gedrückten Leibeigenen und aus übermüthigen Edelleuten bestand. Der beste Theil eines Volks, der gebildete und fleißige Mittelstand, fehlte fast ganz. Da starb endlich 911 der letzte deutsche Carolinger, Ludwig das Kind, und die Deutschen wählten nun unter den Herzogen einen neuen König, den tapfern Conrad, Herzog von Franken.

Noch verwirrter ging es in Italien zu. Es ist schon gesagt worden, daß Lothars Stamm bald ausstarb, und daß Italien an Karl den Kahlen fiel. Aber dessen Nachkommen blieben nicht lange im ruhigen Besitze; denn die mächtigen Herzoge von Spoleto und von Friaul und die Könige von Burgund kämpften um Italien und die Kaiserkrone, und bald herrschte der eine, bald der andere, so daß die Karolinger schon vor dem Ende des 9ten Jahrhundert dies schöne Land verloren hatten. Diese fortwährenden Kriege brachten vieles Elend über das Land. Die Großen und die Bischöfe unterdrückten das arme Volk, welches kaum das Leben fristen konnte. Doch nicht lange, so zeigte sich, besonders in Oberitalien, eine schöne Erscheinung. Die Städte umgaben sich mit Mauern, um vor den Räubereien der Ungern, die öfters Einfälle machten, und der

kriegführenden Partheien sicher zu seyn, und ihre Bürger wurden kriegerisch. Dadurch bekamen sie das Gefühl ihrer Wichtigkeit, und es entstand die Begierde, sich von ihren Zwingern unabhängig zu machen. Dazu kam, daß sie durch ausgebreiteten Handel recht wohlhabend wurden; der Reichthum aber vermehrte ihr Selbstgefühl und ihre Wichtigkeit. Zuletzt bildete fast jede Stadt einen besonderen kleinen Staat mit eigenen Gesetzen und Magistratspersonen, und selbst die Adligen hielten es für eine Ehre, Bürger einer solchen Stadt zu seyn.

40. Conrad I. — Heinrich der Vogler. — Otto der Große.

Als Ludwig das Kind, der letzte Karolinger in Deutschland, 911 gestorben war, traten die Sachsen und Franken zusammen, um Deutschland einen neuen König zu geben. Sie hielten den Herzog von Sachsen, Otto den Erlauchten, für den würdigsten. Der Mann lehnte aber die Würde ab, weil er zu alt sey, und empfahl ihnen den Herzog von Franken,

Conrad I., der auch wirklich gewählt wurde. *) Er war ein tapfrer und tugendhafter Mann, regierte aber zu kurze Zeit, nur 7 Jahre, um Deutschland recht aufzuhelfen. Aber was er vermochte, das that er redlich. Unter allen deutschen Herzogen war der reichste und mächtigste Heinrich von Sachsen, ein Sohn Otto's des Erlauchten. So viel auch Conrad dem Vater zu danken hatte, so hinderte ihn das nicht, die Macht des Sohnes zu beschränken, weil des Reiches Wohlfahrt das so verlangte. Aber die treuen Sachsen standen ihrem Herzoge redlich bei, und ließen ihn nicht

*) Wenn ein Kaiser gestorben war, so versammelten sich die Großen, und berathschlagten, wen sie wohl wählen könnten. Auch alle Freien aus dem Volke konnten sich dabei einfinden. Auf die Stimme der Großen kam es aber besonders an; das Volk trat der Wahl nur durch Bezeigung seines Beifalls bei. Der neue König wurde dann gesalbt und gekrönt, meist in Aachen. Hier war dazu ein besonderer Thron, den der König, nachdem man ihn mit den Insignien bekleidet hatte, bestieg. Diese bestanden bei Otto dem Großen aus einer goldenen Krone, einem Schwerte mit einer Leibbinde, einem Kleide mit einem goldenen Armschmucke, dem Regentenstabe und dem Scepter.

sinken. Zuletzt vertrugen sich beide Männer, und wenn sie sich auch nicht lieben konnten, so schieden sie wenigstens mit Achtung von einander. — Als Conrad auf dem Sterbebette lag, ließ er seinen Bruder Eberhard zu sich kommen. Jeder glaubte, er werde ihn den deutschen Herzögen zum Nachfolger empfehlen; aber Conrad hielt ihn dazu nicht für geschickt, und dachte rechtschaffen genug, das Wohl des Reichs der Sorge für seine Familie vorzuziehen. Daher sprach er zu ihm: „wohl gebieten auch wir, mein Eberhard, über große Mittel; wir können große Heere zusammenbringen, und verstehen sie anzuführen. Auch an festen Städten und an Waffen fehlt es uns nicht. Doch noch größere Macht, Weisheit und Einsicht hat Heinrich, und auf ihm beruht des Reiches Wohlfahrt. Darum nimm die Kleinodien: Lanze, Schwert, Geschmeide und die Krone der alten Könige, und bringe sie Heinrich von Sachsen. Halte Frieden mit ihm, damit du an ihm einen starken und beständigen Verbündeten habest. Sage ihm, daß der sterbende Conrad ihn allen Herzögen zum Könige empfohlen habe." Welche schöne Gesinnung!

Als Eberhard mit den Kleinodien zu Heinrich kam, fand er ihn gerade beim Vogelfang in der Nähe von Braunschweig. Darum bekam

Heinrich I. den Namen des Voglers oder Finklers. Conrad war 918 gestorben, Heinrich regierte bis 936. Er war ein gar wackrer Mann, tapfer, edelmüthig, rastlos und voll Gottvertrauen, dabei verständig und weise. Alle freuten sich über seine Wahl; nur zwei Herzoge versagten ihm den Gehorsam: Burkhard von Schwaben und Arnulf von Baiern. Aber wer konnte dem mächtigen Heinrich widerstehen? Rasch ging er auf Burkhard los, und zwang ihn zur Unterwerfung; dann zog er gegen Arnulf, bewog ihn zu einer Zusammenkunft, und hier wußte er ihn durch Vorstellungen und Drohungen so geschmeidig zu machen, daß er ihn als seinen Herrn erkannte. So wußte der kluge Heinrich die Feinde der Ruhe bald durch Gewalt, bald durch Güte zu gewinnen. Auch Lothringen, welches vorher zu Frankreich gezogen worden war, vereinigte er wieder mit Deutschland; denn die Lothringer hatten ein deutsches Herz behalten, und sehnten sich nach Deutsch-

land zurück. Heinrich entriß das Land dem ohnmächtigen Könige von Frankreich leicht, und setzte einen Herzog Giselbert dahin, dem er seine Tochter zur Frau gab, um sich seiner Treue zu versichern.

Es ist schon gesagt worden, daß damals Deutschland, Italien, ja selbst zuweilen Frankreich von den Einfällen der Ungern zu leiden hatten. Dies wilde Volk war nicht lange vorher aus der Gegend des Kaukasus gekommen, und hatte sich in dem jetzigen Ungern festgesetzt. Hier setzte es das gewohnte Räuberleben fort. Fast jedes Jahr erschien bald in diesem, bald in jenem Lande ein großer Haufen dieser Räuber auf ihren leichten, raschen Pferden. Sie mordeten die Männer, trieben die Weiber und Kinder mit sich fort, um sie daheim als Sclaven zu gebrauchen, plünderten das Land und alle offenen Oerter aus, und wenn dann geschwind die Bewaffneten zu ihrer Vertreibung herbeieilten, waren sie schon wieder über alle Berge. Denn sie verschwanden eben so schnell wieder, als sie erschienen waren. Dabei waren sie von so übermäßiger Wildheit, daß man sie nicht selten auf den Leichen ihrer erschlagenen Feinde sitzen und ihre Mahlzeiten halten sah; ja sie tranken einander von dem Blute ihrer Feinde zu. Alle Geschichtsbücher jener Zeit sind voll von Erzählungen ihrer Grausamkeit.

Diese Unmenschen erschienen nun auch in Sachsen im Jahre 924. Heinrich war nicht gerüstet, und mußte sich nach einer Festung, Werla, zurückziehen, während sie nach gewohnter Weise fürchterlich hausten, mordeten, sengten, brennten, die Weiber raubten, sie mit den Haaren an einander banden, und mit langen Peitschen vor sich hertrieben, und andere Grausamkeiten begingen. Gern wäre Heinrich ihnen entgegen gezogen; aber seine Deutschen wollten nicht heran. Zum Glück gelang es einer seiner Streifpartheien, einen vornehmen ungerschen Anführer gefangen zu nehmen, und da die Ungern um seine Loslassung baten, gab ihn Heinrich nur unter der Bedingung frei, daß sie einen neunjährigen Waffenstillstand versprächen, wogegen ihnen Heinrich einen jährlichen Tribut zusagte. So zogen sie ab.

Diese neun Jahre nun benutzte Heinrich ganz trefflich, sich in bessern Vertheidigungsstand zu setzen. Die Deutschen hatten

damals nur wenige feste Oerter; die meisten waren offen, und Städte gab es überhaupt nur wenige. Da nun Heinrich wußte, daß die Ungern vor den festen Oertern sich nicht aufzuhalten pflegten, so ließ er die Städte mit Mauern umgeben, und legte viele neue an. Das that er besonders in Thüringen und Sachsen. Damit nun aber die neuen Städte auch Einwohner hätten, so hob er aus den freien Bewohnern des Landes den neunten Mann heraus. Dieser mußte in der Stadt wohnen, und eine Wohnung für die acht Andern bereit halten, damit diese, wenn die Ungern wiederkämen, einen Zufluchtsort hätten. Dafür mußten ihm diese den dritten Theil der gewonnenen Früchte abliefern. Hiervon lebte er, und das Uebrige schüttete er auf, für den Fall der Noth. — Ferner gewöhnte er seine Deutschen an Ordnung und Zucht. Bisher hatten viele, selbst Edelleute, von Raub und Mord gelebt. Nun wurde das anders. Heinrich wies diesen Leuten Ländereien an, um sie zum Fleiße zu gewöhnen; dann gab er ihnen Waffen in die Hand, und übte sie zum Kriege. An Leibesstärke und kriegerischem Muthe hatte es wohl den Deutschen nie gefehlt; aber ihre Waffen waren zu schwer, und wenn es zur Schlacht kam, lief der Eine vor, der Andere blieb zurück, wie einen jeden der Muth trieb. Das mußte anders werden, wenn sie nicht von den Nachbarn besiegt werden sollten. Darum gab er ihnen Waffen, gewöhnte sie in Reihe und Glied zu fechten, und da die Ungern als gewandte Reiter besonders gefährlich waren, so mußten sich auch die Deutschen im Reiterdienste üben. Auch führte er Ritterspiele ein, die man zwar schon früher gekannt hatte, die durch ihn aber allgemeiner wurden. Er selbst that es dabei allen Andern zuvor, und sein Beispiel wirkte so, daß die deutschen Edelleute bald kein größeres Vergnügen kannten, als dergleichen Waffenspiele anzustellen.

Damit sie aber auch, noch ehe die neun Jahre um wären, gegen den Feind kämpfen lernten, so führte er sie in den Krieg gegen die wendischen Nationen, die in der jetzigen Mark, in der Lausitz, in Böhmen u. s. w. wohnten. Zuerst nahm er den Hevellern, die an der Havel wohnten, Brandenburg weg. Dann ging es gegen die Daleminzier im Meißnischen, und als auch diese gezüchtigt waren, brach er in Böhmen ein, und drang

selbst bis Prag vor. Auch gegen die Dänen oder Normannen unternahm er einen Zug, weil sie öfters Einfälle in Sachsen gemacht hatten. Um vor allen diesen Nachbarn künftig sicherer zu seyn, nahm er ihnen einen ganzen Strich Landes weg, der bisher im Norden und Osten an das Gebiet der Deutschen gegränzt hatte. Aus diesen Ländereien bildete er Markgrafschaften, d. i. Gränzländer, die dem dahinter liegenden Sachsen und Thüringen zur Vormauer dienen sollten. So entstand gegen die Dänen die Mark Schleßwig jenseits der Eyder, gegen die Daleminzier die Markgrafschaft Meißen, aus welcher das jetzige Sachsen nachmals entstanden ist. Auf einem schön gelegenen Berge an der Elbe ließ er das Schloß Meißen erbauen, dessen ehrwürdige alte Mauern noch jetzt an die graue Vorzeit erinnern. Gegen die Wenden aber jenseits der Havel wurde die Markgrafschaft Nordsachsen, die jetzige Altmark, errichtet, aus welcher die Mark Brandenburg hervorgegangen ist.

Während dieser Waffenübungen der Deutschen im Scherz und Ernst waren die neun Jahre des Waffenstillstandes mit den Ungern verflossen. Heinrich versammelte seine Sachsen, trat unter sie, und sprach: „jetzt ist das Reich beruhigt; nur die Ungern sind noch unbezwungen. Bisher habe ich euch besteuern müssen, um diesen Feind zu bereichern; nun muß ich gar Kirchen und Geistlichkeit berauben, um ihre Raubsucht zu genügen, bis uns zuletzt nichts als das nackte Leben übrig bleibt. Wollt ihr nun, daß ich den Gott geweihten Schatz angreife und den Feinden der Christenheit gebe, oder ihn lieber zur Ehre Gottes anwende.“ Da rief das Volk mit lauter Stimme: „das Geld werde dem heiligen Gotte geweiht!“ Zugleich hob es seine Hände gen Himmel, und versprach dem Könige thätige Hülfe. Jetzt kamen die Gesandten der Ungern, und begehrten aufs Neue die versprochenen Geschenke. Aber Heinrich ließ ihnen zum Hohn einen räudigen Hund reichen, dem die Ohren und der Schwanz abgeschnitten war; wollten sie einen andern Zins, sagte er, so möchten sie ihn mit den Schwertern holen. Da zogen die Gesandten mit drohenden Worten ab.

Im Frühjahre 933 zogen ein unabsehbarer Haufe von Ungern racheschnaubend durch Böhmen, über das Erzgebirge, und

brach in Thüringen und Sachsen ein. Was fliehen konnte, floh. Die Zurückgebliebenen wurden ermordet, die Weiber und Kinder gefangen fortgeschleppt, das offne Land verwüstet, die Saat zertreten, die Ortschaften verbrannt. Der Haufen theilte sich; der kleinere wandte sich gen Eisenach, und wurde hier von den Deutschen gänzlich aufgerieben. Der größere Haufen rückte vor Merseburg, weil die Sage ging, daß hier ein Schatz aufbewahrt würde. Eilig sammelte Heinrich seine Mannen, und stürmte herbei. Südlich von Merseburg ist ein Berg; auf diesen lagerte er sich, während die Ungern unten im Blachfeld im Lager standen. Sie zündeten große Feuer an, ein Zeichen für die Zerstreuten, sich zu sammeln zur Schlacht. Drei Tage nach einander stieg Heinrich hinab in die Ebene, ohne anzugreifen, damit seine Krieger sich an den Anblick der wilden Ungern gewöhnen möchten. Der vierte Tag war von ihm zur Schlacht bestimmt. Jetzt ordnete er seine Mannen, eilte von einer Schlachtreihe zur andern, und sprach ihnen Muth ein. „Vertraut auf die Hülfe des mächtigen Gottes. Dort steht der Feind. Laut ruft das Vaterland um Rache. Der Feind ist wild, aber männlicher Muth wird ihn besiegen.“ Vertrauensvoll blickten ihm die Krieger in das begeisterte Antlitz, und schauten empor zu dem Bilde des Engels auf der hochflatternden Reichsfahne. Nun zogen die Deutschen hinab. Als Heinrich dem Feinde nahe war, ließ er halten. Noch einmal betete er zu Gott um Kraft und Sieg, das ganze Heer mit ihm. Dann schwang er das Schwert, der Kampf begann. In dem Augenblick stürzte ein Reiterhaufen, den Heinrich Tags vorher, dem Feinde verborgen, in einen Hinterhalt gelegt hatte, hervor in die Seite der feindlichen Linie. Die Ungern, an jeder Rettung verzweifelnd, warfen sich in die schleunige Flucht, daß die nachjagenden Deutschen sie kaum einzuholen vermochten. Tausende von ihnen wurden auf dem Schlachtfelde erschlagen — noch heute sieht man die Hügel, unter denen ihre Gebeine modern, Hunnengräber genannt; — Andere fanden ihren Tod auf der Flucht. In dem verlassenen Lager fand man — o Freude! — die ganze Schaar der zusammengebundenen deutschen Frauen und Kinder, die nun Gott preisend, den Ihrigen zurückgegeben wurden. Heinrich zog nach Merseburg zurück,

sang hier mit gerührtem Herzen das Tedeum, und befahl, das Andenken an die Ungernschlacht durch ein Gemälde zu verewigen, welches im Schlosse aufgehängt wurde. Seit der Zeit wagten die Ungern nur noch ein Mal, und nur auf kurze Zeit, im nördlichen Deutschlande sich blicken zu lassen.

Drei Jahre darauf starb der wackere Heinrich, 60 Jahre alt, 936. Die Stelle, wo seine und seiner Frau Gebeine ruhen, wird noch in Quedlinburg in der Schloßkirche gezeigt. Von ihm ist noch ganz besonders zu rühmen, daß er der Stifter des **Bürgerstandes** geworden ist. Die meisten Freien waren zu seiner Zeit ausgestorben; es gab fast nichts als Edelleute und Knechte, und während jene ihre Zeit mit Trinken, Jagen, Rauben, höchstens mit Ritterspielen und Kriegen hinbrachten, mußten diese den Acker bebauen, und die nöthigsten Handwerke treiben. Da kam Heinrich, und erbaute Städte. Er munterte die Leute auf, sich in ihnen niederzulassen, verlieh ihnen Freiheiten und Vorrechte, und verordnete, daß alle Jahrmärkte, Kirchmessen und Versammlungen in den Städten gehalten werden sollten. So bildete sich ein neuer Stand, der Bürgerstand. Die Bürger legten sich nun auf Künste und Handwerke, vervollkommneten ihre Arbeiten, und da sie bald stärkeren Absatz fanden, wurden sie wohlhabend. Auch gab ihnen Heinrich Waffen, die Stadtmauern gegen die eindringenden Feinde selbst zu vertheidigen. Dadurch bekamen die sonst so niedergedrückten Leute gemeinsame Vaterlandsliebe; sie lernten sich fühlen; der Trieb der Ehre entwickelte sich in ihnen, der, wenn er nicht in Hochmuth ausartet, den Menschen vor vielen Lastern bewahrt. Seit dieser Zeit waren die Bürger Deutschlands so kriegerisch, daß oft die Feinde bloß durch die Tapferkeit derselben mit blutigen Köpfen von den Städten, die sie angriffen, zurückgewiesen wurden. Eine schwache Spur dieser Bürgerbewaffnungen sind noch die Schützencompagnien und das Königsschießen in unseren Städten.

Heinrich konnte ruhig sterben; denn die Herzoge hatten ihm versprochen, seinen ältesten Sohn

Otto I. zum König zu wählen. Das geschah nun, und Otto verdiente es auch, König zu seyn. Denn was sein großer

Väter begonnen hatte, setzte er herrlich fort, so daß es diesen beiden großen Königen vornehmlich zu verdanken war, daß unser Deutschland, welches noch kurz vorher durch Zwietracht der Fürsten und durch die Angriffe der benachbarten Völker am Rande des Unterganges stand, nun wie verjüngt erschien, und die Achtung selbst des Auslandes genoß. Auch äußerlich war Otto wie zum Herrscher gemacht. Er war ein schöner, wohlgebauter Mann, von starker Leibeskraft, unermüdlich in allem, was er vornahm, schrecklich in der Schlacht, mild und gütig gegen den Feind, der ihn um Vergebung bat, und mit Vergnügen schaute man ihm in das strahlende Auge, welches von schönen, blonden Locken umflattert wurde.

Darin hat seine Regierung mit der Karls des Großen Aehnlichkeit, daß auch er fast die ganze Zeit hindurch das Schwert nicht in die Scheide stecken durfte. Bald mußte er Empörungen deutscher Herzoge dämpfen, bald gegen unruhige Nachbarn zu Felde ziehen. Seine Kriege können hier nicht alle erzählt werden. So freigebig auch Otto unter seine Verwandten Herzogthümer und Bisthümer ausgetheilt hatte, so wurde ihm doch meist mit Undank gelohnt. Zwei seiner Brüder, sein Schwager Giselbert, sein Schwiegersohn, ja selbst einer seiner Söhne empörten sich zu verschiedenen Malen gegen ihn. Ueberall aber war er siegreich wie ein Löwe, und schmetterte seine Feinde zu Boden, wenn sie nicht seine Verzeihung anflehten. Dann aber vergab er gern, ja oft mehrmals. Sein Bruder Heinrich hatte sich zwei Mal gegen ihn empört, und hatte jedes Mal Vergebung erhalten. Endlich trat er doch wieder einer Verschwörung bei, die nichts geringeres als die Ermordung Otto's zur Absicht hatte. Aber sie wurde entdeckt, die Verschwornen wurden enthauptet, nur Heinrich entkam. Als Otto nun das Weihnachtsfest in Quedlinburg feierte, und während der Nacht der Mette in der Kirche beiwohnte, warf sich plötzlich ein Mann in einem Bußkleide vor ihm nieder. Es war sein Bruder Heinrich, der seine Vergebung anflehte. Der gütige König hob ihn freundlich auf, und schenkte ihm noch in demselben Jahre das gerade erledigte Herzogthum Baiern. Von da an blieben sie Freunde bis an ihren Tod.

Von Heinrich dem Vogler ist gesagt worden, daß er die wendischen Völker bekriegte, und gegen sie die Markgrafschaften Nordsachsen und Meißen errichtete. Otto I. ging noch weiter, unterwarf sich alle diese Völker, welche in der Mark und in der Lausitz wohnten, bis an die Oder, und suchte sie zu Christen zu machen, weil von einem christlichen Volke mehr Treue und Gehorsam zu erwarten war. Darum errichtete er an der Gränze der märkischen Wenden zwei Bisthümer, in Havelberg und Brandenburg, durch welche das Christenthum in jenen Gegenden immer mehr Eingang fand.

Bald darauf finden wir den thätigen Otto an der Eyder. Die damals noch meist heidnischen Dänen hatten die königliche Besatzung in der Markgrafschaft Schleßwig ermordet. Otto flog herbei, durchrannte die Halbinsel, verwüstete sie bis an den Lymfiord, und schoß zum Zeichen seines Sieges einen Pfeil in den Meerbusen, der nun der Ottosund genannt wurde. Harald aber, der Dänenkönig, bat um Frieden, versprach, sich taufen zu lassen, und erhielt Verzeihung. Auch hier wurden nun Bisthümer angelegt — in Schleßwig, Ripen und Aarhuus — damit das Christenthum immer weiter verbreitet würde.

Otto's glänzendste Erwerbung aber war die Krone von Italien. Wir wissen, daß Karl der Große auch Italien besaß. Aber unter seinen schwachen Nachfolgern war dies schöne Land wieder verloren gegangen, und war bald von diesem, bald jenem Fürsten besessen worden. Zu Otto's Zeit beherrschte es Berengar, Markgraf von Ivrea, ein rauher und herrschsüchtiger Mann, der seinen Leidenschaften jedes bessere Gefühl leicht aufopferte. Darum hatte er — so ging wenigstens die Sage — seinen Vorgänger Lothar durch Gift getödtet, und nun verlangte er, daß die Wittwe desselben, die junge, schöne und fromme Adelheid, seinen Sohn, den häßlichen Adelbert, heirathen sollte. Dadurch hoffte er, die Herzen der Italiener besser gewinnen zu können. Aber Adelheid schauderte vor dem Gedanken, dem Sohne dessen die Hand zu reichen, der ihren Gatten umgebracht hatte. In der Angst ihres Herzens floh sie, und war schon bis Como gekommen, als man sie einholte und zur

rückschleppte. Da sie noch fortfuhr, sich zu weigern, wurde sie von Guilla, der nichtswürdigen Frau Berengars, gemißhandelt. Das böse Weib schlug sie, trat sie mit Füßen, riß sie bei den Haaren herum, und ließ sie endlich in einen Kerker des einsamen Schlosses Garda werfen. Aber nichts beugte den festen Sinn der frommen Adelheid, und Gott stand ihr bei. Ihr treuer Kaplan, Martin, grub einen Gang unter der Mauer ihres Kerkers; ein bereit gehaltener Kahn führte sie in einer stillen Nacht über den Gardasee, und am andern Ufer beherbergte sie in dichtem Walde ein ehrlicher Fischer mehrere Tage, während der treue Martin ihre Freunde zu ihrem Schutze aufrief. Einer derselben führte sie in sein festes Schloß Canossa, mitten in den Apenninen, und hier schrieb sie an den mächtigen Otto, daß er ihr, dem schwachen Weibe, gegen Berengar beistehen möchte; sie verhieß ihm dafür ihre Hand, und Italien als Mitgift. Martin versprach, den Brief selbst nach Deutschland zu bringen. Indessen hatte Berengar ihren Aufenthalt erfahren, kam wüthend herbei, und belagerte das Schloß. Immer größer wurde die Gefahr; da erschien plötzlich der Retter. Otto hatte sich schleunig aufgemacht, war 951 über die Alpen gezogen, trieb Berengar zurück, und befreite die geängstigte Frau. Dann nahm er Pavia [illegible], ließ sich zum König von Italien krönen, und vollzog mit Adelheid seine Vermählung. Hierauf reiste er nach Rom und wurde vom Papst feierlich als römischer Kaiser gekrönt. Seit der Zeit wurden die deutschen Könige römische Kaiser genannt, selbst dann noch, als sie längst alle Macht in Italien verloren hatten. Der Name römischer Kaiser ging nachher in: deutscher Kaiser über. — Im folgenden Jahre zog er mit ihr nach Deutschland zurück. Als er in Augsburg eine große Reichsversammlung hielt, erschien der gebändigte Berengar, bat um Verzeihung, und gelobte dem Könige Treue und Gehorsam. Der milde Otto verzieh ihm nicht nur, sondern ertheilte ihm auch Italien zu Lehn.

Aber zur Ruhe sollte Otto nun einmal nicht kommen. Die Ungern hatten zwar seit ihrer Niederlage bei Merseburg das nördliche Deutschland gemieden, dagegen aber das südliche öfters heimgesucht. Das geschah auch 955, als Otto gerade in Sach-

sen war. Es kamen Eilboten von seinem Bruder Heinrich aus Baiern: er möchte geschwind zu Hülfe kommen; die Ungern wären in zahllosen Schwärmen eingebrochen. Otto raffte von seinen Kriegsleuten zusammen, was er vermochte, und flog herbei. Indessen waren die Ungern, wie gewöhnlich, die festen Oerter vermeidend, das offene Land aber verheerend, bis in die Gegend von Augsburg vorgedrungen, und berannten diese Stadt, weil sie hier große Reichthümer vermutheten. Die Einwohner erstarrten vor Schrecken. Aber Udalrich, Bischof der Stadt, ein alter, ehrwürdiger Greis, sprach ihnen Muth ein. Er sammelte sie zum Gebet vor dem Altare des Herrn, und wies sie auf den hin, von dem allein die Rettung kommt. Dem König aber sandte er Boten entgegen, und mahnte ihn zur Eile. Otto erschien, und ordnete sein Heer ungesäumt. Alle Kriegsleute begehrten in die Schlacht geführt zu werden. Kaum vermochte Otto die Kampflust der Seinen bis zum folgenden Tage zurückzuhalten. Die Nacht vorher brachte jeder mit Fasten und Gebet zu; Keiner wußte, ob er den folgenden Abend erleben werde. Am 10ten August 955 war die Schlacht auf dem Lechfelde nahe bei Augsburg. Die Ungern fielen den Deutschen in den Rücken; diese wichen; die Schlacht schien verloren. Otto aber rief seine noch unbesiegten Sachsen auf, ihn jetzt in der Noth nicht zu verlassen. Dann fiel er vor den Augen Aller auf die Knie, bat Gott um seinen Beistand, und gelobte, ein Bisthum in Merseburg zu stiften. Nun sprang er auf, umgürtete sich mit dem Schwerte, ergriff den Schild, und ließ die Fahne mit dem Bilde des Engels wehen, die schon bei Merseburg zum Siege geführt hatte. So stürzte er auf den Feind, der im wilden Handgemenge alsbald geschlagen wurde, und sich zur Flucht wandte. Hier wurden Tausende erschlagen, andere ertranken im angeschwollenen Lech, nur wenige entkamen, und erzählten daheim das Schicksal der Ihrigen. Die Gefangenen wurden — Otto war unschuldig daran — mit empörender Grausamkeit lebendig begraben, und zwei gefangene Heerführer aufgehenkt. Aber die Strafe folgte dem Verbrechen auf dem Fuße. Die aufgebrachten Ungern mordeten, sobald sie es erfuhren, alle Deutschen, welche noch in ihrem Lande als Gefangene lebten,

besonders Weiber und Kinder, 20,000 an der Zahl. — Seit dieser Schlacht blieb Deutschland von den Ungern verschont.

Otto lebte nachher noch 18 Jahre, that fünf Züge nach Italien, weil die Italiener sich an die deutsche Herrschaft nicht gewöhnen konnten, und immer wieder Meutereien stifteten. Zuletzt starb er, geehrt von Freunden und Feinden, 873, und wurde der Große genannt. In dem Dome von Magdeburg liegen er und die schöne Adelheid begraben.

Conrad 1. regierte also von 911—918, — Heinrich 1. von 918—936, — Otto 1. von 936—973.

41. Otto 2. — Otto 3. — Heinrich 2.

Diese drei Kaiser gehörten auch noch zu dem sächsischen Hause, aber der hohe Geist Heinrichs 1. und Otto's des Großen ruhte nicht auf ihnen.

Als Otto 1. im Jahre vor seinem Tode in Rom gewesen war, hatte er für seinen Sohn, Otto 2., um die griechische Prinzessin Theophania angehalten. Sie wurde ihm bewilligt, was die stolzen Griechen den Deutschen für eine ungemeine Ehre anrechneten. Für die Deutschen war es indessen weder dies, noch auch ein großes Glück; denn die neue Kaiserin brachte griechische Sitten und einen in Deutschland bisher unbekannten Luxus mit, den die nur gar zu nachahmungssüchtigen Deutschen gern annahmen.

Auch unter Otto 2. fehlte es in Deutschland an Unruhen nicht. Weder die Religion noch die Wissenschaften waren damals mächtig genug, die rohe Leidenschaftlichkeit der Fürsten, die bei jeder kleinen Veranlassung losbrach, zurückzuhalten. Dann mußte Otto einen Krieg mit Frankreich führen. Der König dieses Landes, einer der letzten Karolinger, wollte Lothringen wiederhaben, und drang deshalb verheerend bis Aachen vor. Hier stand auf dem Reichspallaste ein Adler, der immer den Kopf dahin wendete, wohin Lothringen gehörte. Diesen Adler drehte der König daher nach Frankreich zu. Aber Otto eilte herbei, und zeigte ihm bald, daß es leichter sey, einem ehernen Adler den Kopf zu richten, als ein Land zu behaupten. Lothringen blieb bei Deutschland.

Dann zog Otto nach Italien, weil er zu dem übrigen Italien auch noch gern den untern Theil haben wollte, der bis dahin dem griechischen Kaiser gehörte. Im Namen der Theophania machte Otto Ansprüche darauf. Der griechische Kaiser rief die Araber aus Sicilien und Afrika zu Hülfe. Es kam zur Schlacht, und — die Deutschen wurden vollständig geschlagen. Fast wäre Otto gefangen worden. Nur dadurch rettete er sich, daß er in das Meer sprang, und ein feindliches Schiff ihn, ohne ihn zu kennen, aufnahm. Voll Rache im Herzen entkam Otto nach Rom; hier rüstete er sich zum neuen Feldzuge. Doch Gott hatte es anders beschlossen; er starb 983, erst 29 Jahre alt. Sein Sohn,

Otto 3., ein dreijähriges Knäblein, folgte dem Vater auf dem Kaiserthrone, weil die deutschen Fürsten dem Vater das Versprechen gegeben hatten, seinen Otto als Herrn anzuerkennen. Theophania und die noch lebende Großmutter Adelheid führten die Vormundschaft mit Weisheit. Als der Knabe zum Jüngling herangewachsen war, zeigte er schöne Anlagen, die er durch Fleiß und Unterricht trefflich ausgebildet hatte, und er äußerte, er wäre Willens, den großen Karl sich zum Muster zu nehmen. Mit 16 Jahren zog er nach Italien, welches leider so oft die Thätigkeit jener Kaiser von Deutschland abzog. Ein römischer Patricier, Crescentius, ein ehrgeiziger Mann, hatte Unruhen angefangen, und mußte deshalb gezüchtigt werden. Er unterwarf sich, und erhielt Verzeihung. Kaum war aber der Kaiser nach Deutschland zurück, so empörte er sich aufs Neue, jagte den Papst fort, und warf gar die Abgesandten des Kaisers ins Gefängniß. Das durfte ihm nicht so hingehen. Otto zog zum zweiten Male über die Alpen. Die Engelsburg in Rom, in welche sich Crescentius geflüchtet hatte, wurde erstürmt, der Frevler gefangen genommen, und nun ohne Gnade enthauptet und der Rumpf an den Füßen aufgehenkt.

Trotz dieser Verdrießlichkeiten gefiel dem Kaiser Rom so gut, daß er im Ernste daran dachte, diese Stadt zur Hauptstadt seines Reichs zu machen. Ueberhaupt wollte ihm die Rohheit und Unwissenheit des deutschen Adels gar nicht gefallen, da er von seiner Mutter eine feinere Bildung erhalten hatte. Die

geschliffenern, obgleich treulosen Italiener zog er den Deutschen bei jeder Gelegenheit vor. Darum ging er noch ein drittes Mal nach Italien. Als er einst ruhig in Rom in seinem Pallaste war, erregten die tückischen Römer einen Aufruhr, sperrten die Straßen, und belagerten ihn selbst in seiner Wohnung. Mit genauer Noth entkam er aus der Stadt, und nahm sich vor, tiefgekränkt durch die Undankbarkeit der Römer, sich an ihnen zu rächen. Aber mitten unter den Zurüstungen starb der junge Kaiser ganz unerwartet, nicht ohne den Verdacht, von den Italienern vergiftet zu seyn. Das geschah 1002. Mit ihm starb das Haus Otto's 1. aus.

Aber noch war ein Seitenverwandter übrig, Heinrich von Baiern, ein Enkel jenes Heinrichs, der Otto's 1. Bruder war, und ihm so viel zu thun machte. Obgleich nicht alle Fürsten ihn zum Kaiser wünschten, so wußte er sich doch halb durch Ueberredung, halb durch Gewalt die Kaiserwürde zu verschaffen, und wurde nun

Heinrich 2. der Heilige genannt. Diesen Beinamen bekam er, weil er theils übertrieben freigebig gegen die Geistlichkeit war, theils durch unnatürliche Enthaltsamkeit den Beifall Gottes zu erringen sich einbildete. Kaum braucht erst gesagt zu werden, daß auch er mancherlei Unruhen in Deutschland mit den unzufriedenen Herzogen zu schlichten hatte. Und in Italien? — Die Italiener hatten kaum von dem Tode Otto's gehört, so beschlossen sie, keinem deutschen Fürsten wieder zu gehorchen, sondern wählten

Arduin, Markgrafen von Ivrea, zu ihrem Könige. Das wollte aber Heinrich nicht dulden, obgleich die bisherigen Kaiser viel mehr Schaden als Gewinn durch den Besitz von Italien gehabt hatten. Er zog über die Alpen, Arduin floh vor ihm, und Heinrich wurde in Pavia zum König gekrönt. Aber die Freude dauerte nicht lange. Die Bürger dieser Stadt erregten einen Aufruhr, schlossen die Thore und stürmten auf den königlichen Pallast los. Heinrich wäre verloren gewesen, hätten sich nicht seine tapferen Deutschen, die draußen im Lager standen, bis zu ihm durchgehauen, und ihn glücklich davon geführt. Er eilte nach Deutschland zurück; denn die Tücke der Italiener hatte

ihm das Land verleidet. Erst 11 Jahre darauf legte Arduin lebensmüde die Regierung nieder, und überließ die glänzende Last seinem Gegner Heinrich. Dieser ist drei Mal in Italien gewesen. Deutschland hätte mehr dabei gewonnen, wenn die Kaiser Italien lieber aufgegeben und dafür jenem Lande ihre ganze Kraft geweiht, und den vielen Empörungen der deutschen Großen ein Ende gemacht hätten. Endlich starb Heinrich 1024, und hinterließ den Ruhm eines für jene Zeit frommen Mannes, dem es aber an der nöthigen Kraft fehlte.

Otto 2, hatte also regiert von 973—983, — Otto 3. von 983—1002, — und Heinrich 2. von 1002—1024.

Heinrich 2 war der letzte des erlauchten sächsischen Hauses. Die deutschen Fürsten mußten sich also nach einem andern Hause umsehen. Doch ehe wir sehen, auf welches die Wahl fiel, wollen wir auf die Sitten jener Zeit einen Blick werfen.

42. Sitten der Deutschen im 10ten und 11ten Jahrhundert.

Das früherhin aus so verschiedenen Völkerschaften bestehende deutsche Volk fing immer mehr an, nur Eine Nation auszumachen. Die Sprache, die Sitten, die Verfassung wurde ein allen Deutschen gemeinsames Gut. Der Franke betrachtete den Sachsen, der Baier den Schwaben nicht mehr als einen Fremdling, sondern als einen Landsmann, und immer glücklicher wurde der Zustand selbst des gemeinen Volks. Das verdankte es ganz vorzüglich den ausgezeichneten Eigenschaften der Könige aus dem sächsischen Hause, vornehmlich dem trefflichen Heinrich dem Vogler, durch dessen weise Einrichtung Handel, Gewerbe und Ackerbau immer mehr gewannen.

Der König wurde noch immer von den Herzogen gewählt, doch so, daß alle Freie an der Wahl Antheil nahmen. An einem bestimmten Tage, den der Erzbischof von Mainz bestimmte, versammelten sich auf einer großen Ebene am Rhein zwischen Mainz und Worms die verschiedenen deutschen Völker, jedes unter seinem Herzoge. Nach langen Berathschlagungen setzten sich die Großen nieder, während das Volk erwartungsvoll umherstand. Sobald die Großen sich über die Wahl des

Würdigsten vereinigt hatten, wurde dieser dem Volke genannt, und dieses gab durch lauten Zuruf seinem Beifall. In Aachen pflegte die Krönung zu seyn.

Hatte der König etwas Wichtiges zu berathen, so berief er das Volk zusammen. Auf einem solchen Reichstage erschienen nicht nur die Großen, sondern alle Freien konnten daran Theil nehmen. Die ersteren erschienen sämmtlich in Person; blieb einer aus, so wurde dies für eine große Beleidigung gehalten.

Die Macht der Herzoge wurde immer größer. Zwar hatte der Kaiser noch immer das Recht, die Herzogthümer zu verleihen; aber gewöhnlich erbte der Sohn die Würde des Vaters. Denn der König mußte sich fürchten, seine Herzoge zu beleidigen, weil seine Macht nur von ihrem Beistande abhing. Verließen sie ihn, so war es um ihn geschehen, weil er, sobald er König wurde, sein Herzogthum einem Andern abtrat, und also keine eigene Macht besaß. Es hing also die Gewalt des Königs von seinem persönlichen Ansehen, und von dem guten Willen seiner Herzoge ab, die ihre Vorrechte immer mehr zu erweitern strebten. Der alte Heerbann war nicht mehr üblich. Entstand ein Krieg, so wurden die Herzoge, Grafen und anderen königlichen Lehnsleute aufgeboten; aber auch die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte mußten mitziehen; denn auch sie waren, ihrer Güter wegen, Vasallen des Königs, und es war nichts Seltenes, daß die geistlichen Herren recht wacker mit dareinschlugen. Nichts war den Deutschen verhaßter, als die vielen unnützen Züge nach Italien. Die Hauptstärke des Heeres bestand aus der Reiterei, an welcher nur der Adel Antheil nahm. Die Reiter waren geharnischt; selbst die Pferde pflegten eine eiserne Bedeckung zu haben. Das Fußvolk bestand nur aus armen und geringen Freien und Freigelassenen. Eigentlich wurden die letzteren und die Leibeigenen nicht mit in den Krieg genommen; aber sie liefen oft ihren Herren nach, um Beute zu machen. Die Waffen der Deutschen waren: der Panzer, der Helm, das Schild, das Schwert, die Lanze, der Streithammer, der Bogen und die Pfeile. Die Städter hatten anfangs nicht die Ehre, Waffen tragen zu dürfen. Erst gegen Ende

des 12ten Jahrhunderts kommt es vor, daß die Bürger sich für ihren Kaiser bewaffneten.

Die Städte standen ursprünglich unter der Aufsicht der Herzoge oder Grafen. Nach und nach aber maßten sich auch die Bischöfe die Gerichtsbarkeit in ihren Städten an. Unter Heinrich dem Vogler wurden viele neue Städte gebaut. Standen sie auf einem königlichen Kammergute, so gehörten sie dem Könige, und dieser ließ sie durch seine Vögte oder Schultheißen verwalten; waren sie aber auf einem Erbgute erbaut, so gehörten sie dem Besitzer des Grundes. Dies war aber nur die kleinere Zahl. Die meisten standen unter dem Könige selbst. Als nun nachmals die Herzoge unabhängiger wurden, und die Landeshoheit an sich brachten, suchten viele Städte sich von ihnen loszumachen, und baten den König, sie unter seinen besonderen Schutz zu nehmen. Diese wurden freie Reichsstädte genannt, und genossen viel mehrerer Freiheiten und Vorrechte, als die, welche unter den Herzogen standen. Daher war es kein geringer Vorzug, der Bürger einer solchen Stadt zu seyn, und selbst Edelleute suchten späterhin begierig das Bürgerrecht einer Stadt zu erlangen, um auch die damit verbundenen Vorrechte zu genießen. Die Handwerker wurden noch meist von den Freigelassenen, Leibeigenen und ganz verarmten Freien getrieben, und die Bürger hielten es für eine Schande, sich damit zu beschäftigen. Aber zu Anfange des 12ten Jahrhunderts änderte sich das. Die Handwerker wurden von dem bisherigen Drucke befreit; darum drängten sich auch die angeseheneren Bürger danach, und nun kamen mehrere Gewerbe schnell in Aufnahme, besonders die Leinewand- und Tuchwebereien, die bisher in den Händen der Weiber gewesen waren, und die Metallarbeiten. Ueberhaupt entstand seit Otto's Zeit eine größere Wohlhabenheit in Deutschland, vorzüglich im Sachsenland; denn unter seiner Regierung waren die reichen Silberbergwerke des Harzes entdeckt worden. Auch in der Baukunst machten die Deutschen jetzt reißende Fortschritte. Bisher hatte man, wenn etwas recht Stattliches gebaut werden sollte, die Baumeister aus Italien geholt. Nun aber legten sich die Deutschen selbst auf die Baukunst, und bauten nach ihrer eigenen Weise, die man die

gothische Bauart zu nennen pflegt, aber die altdeutsche nennen sollte. Es sind noch manche herrliche Bauwerke aus jener Zeit übrig. Mit den Gewerben hob sich zugleich der Handel. Vornehmlich werden die Städte Bremen, Hamburg und Cöln als große Handelsstädte genannt. Aber er war noch meist in den Händen der Juden, weil er bis zu Anfange des 12ten Jahrhunderts für ein erniedrigendes Gewerbe gehalten wurde. Die Juden wurden durch ihn sehr reich; aber dann und wann fielen die Christen über sie her, schlugen sie todt, und nahmen ihnen die Reichthümer weg. War das recht?

Die Sitten waren in dieser Zeit noch sehr roh, und die Nachbaren warfen den Deutschen Trunkenheit und Völlerei vor. Kamen die Deutschen zu einer Mahlzeit zusammen, so ging nicht leicht einer nüchtern nach Hause, und daß in der Trunkenheit Mordthaten verübt wurden, war etwas ganz Gewöhnliches. Gegen seine Feinde hielt man jede Grausamkeit für erlaubt. Auch Straßenraub wurde ungescheut begangen; selbst Adelige nahmen daran Theil, weil man ihn für kein entehrendes Gewerbe ansah. Jagd und Krieg waren außerdem die Hauptgewerbe der Hohen und Niedern. Zu jagen gab es genug; die Wälder wimmelten noch von Elenthieren, Bären, Wölfen und anderem Wilde. Die Adeligen legten sich auf steilen Bergen Schlösser an, von welchen sie das Land umher ausplünderten und die Vorüberziehenden beraubten. Dann und wann zerstörten zwar die Kaiser eine Anzahl solcher Raubnester; aber das half auf nicht lange. Selbst unter den Geistlichen war die Rohheit nicht geringer. In der Mitte des 11ten Jahrhunderts entstand einst ein Streit zwischen einem Bischof und einem Abt in der Kirche in Goslar, und obgleich der König zugegen war, so schlugen doch die beiden Partheien mit Schwertern und Prügeln an heiliger Stätte auf einander los. — Unwissenheit und Aberglaube waren überaus groß. Kaiser Otto 1. konnte im 34sten Jahre noch nicht lesen; doch schützten und beförderten die Kaiser die Wissenschaften, für die sich aber unter den Deutschen wenige Liebhaber fanden. Am gelehrtesten waren noch die Geistlichen, aber auch nur zum Theil. Besondert haben sie das Verdienst, daß sie fleißig Bücher abschrieben, und ihnen verdankt man es, daß wir noch jetzt so viele treffliche

Werke aus dem Alterthume übrig haben. Hier und da gab es auch bei den Domstiftern und Klöstern Schulen, in welchen die Mönche Unterricht erhielten, und kann dieser auch nicht mit dem unserer Schulen verglichen werden, so wurde doch dadurch verhindert, daß keine völlige Barbarei einriß. Vorzüglich zeichneten sich die gelehrten Benedictiner durch Liebe für die Wissenschaften aus.

43. Conrad 2. und Heinrich 3. — Heinrich 4. und Gregor 7.

Als Heinrich 2. gestorben war, fehlte wenig, daß sich die Herzoge, weil Jeder gewählt seyn wollte, entzweit hätten. Darum eilte man mit der Wahl. Die Völker kamen zwischen Mainz und Worms zusammen, und lagerten sich auf beiden Seiten des Rheins. Die Wahl fiel auf die beiden Herzoge von Franken, Conrad den Aelteren und Conrad den Jüngeren. Nur war man noch unschlüssig, wen von beiden man vorziehen sollte. Da nahm der Aeltere seinen jüngeren Vetter bei Seite, und sprach: „laß uns dahin sehen, daß keine Zwietracht unser Haus um die ihm zugedachte Ehre bringe. Ich gebe dir mein Wort, daß, wenn die Wahl auf dich fällt, ich ihr sogleich beitreten will; werde ich aber gewählt, so erwarte ich dasselbe von dir.“ Der Vetter versprach es ihm, und beide umarmten sich Angesichts der ganzen Versammlung. Diese wählte —

Conrad den Aelteren, der auch der Zweite oder der Salier heißt, und ein recht wackerer Mann war, der es mit Deutschlands Wohl recht ernstlich gut meinte. Er reiste sogleich im ganzen Lande umher, um überall Verbesserungen zu machen. Dennoch fehlte es auch unter seiner Regierung an Empörungen nicht, die er aber bald mit mächtiger Hand dämpfte. Die Italiener, denen die Deutschen so verhaßt waren, wollten von Conrad nichts wissen, und sahen sich nach einem andern Könige um. Aber rasch überstieg Conrad die Alpen, strafte die Ungehorsamen, ließ sich in Mailand krönen, und empfing dann auch in Rom die Krönung als römischer Kaiser. Zehn Jahre später mußte Conrad einen zweiten Zug nach Italien unternehmen, weil sich die tückischen Italiener wieder empört hatten. Aber er büßte

hier seine besten Leute durch Krankheiten ein, und kam selbst ungesund zurück. So ist Italien immer das Grab der Deutschen gewesen! — Eine wichtigere Erwerbung war das Königreich Burgund, welches Helvetien und das südöstliche Frankreich in sich schloß. Der letzte König dieses Landes trat es Conrad ab, der nun also auch die Krone von Burgund auf sein schon mehrfach gekröntes Haupt setzte, und das Land mit Deutschland vereinigte. Verdienstlicher noch aber war, daß er den Gottesfrieden bekannt machte. Die Befehdungen nahmen nämlich immer mehr überhand. Da kamen einige verständige Bischöfe in Frankreich auf den Gedanken, es sey wohl gut, wenn alle Fehden von Mittwoch Abends bis Montags früh verboten würden, so daß man wenigstens vier Tage in der Woche sicher seyn könnte. Dies nannte man den Gottesfrieden, weil man vorgab, daß Gott selbst ihn verordnet hätte. Conrad führte ihn auch in seinen Ländern ein; aber das Volk war noch zu roh, als daß er immer beobachtet worden wäre. — Nach einer funfzehnjährigen Regierung voll Thätigkeit starb Conrad 1039. Sein Sohn

Heinrich 3. war schon als Knabe zu seinem Nachfolger gewählt und wurde daher jetzt ohne Umstände anerkannt. Er war, wie sein Vater, ein kräftiger Mann, von hoher, ehrfurchtgebietender Gestalt, und dabei wohl unterrichtet. In drei Feldzügen züchtigte er den ungehorsamen Herzog von Böhmen Bretislav, fiel in Ungarn ein, und zwang den König Peter nicht nur zur Unterwerfung, sondern auch den deutschen König als seinen Lehnsherrn anzuerkennen.*) Besonders kräftig zeigte er sich gegen die Päpste, deren es damals drei zu gleicher Zeit gab. Heinrich ging nach Rom. Alle drei mußten weichen, und ein neuer wurde durch ihn eingesetzt. Zugleich mußten die Römer versprechen, daß kein Papst ohne Erlaubniß des Kaisers gewählt werden durfte. Dann ließ er sich mit seiner Frau, Agnes, krönen, und ging nach Deutschland zurück, wo es immer viel für ihn zu thun gab. Am liebsten hielt er sich in Goslar

---

*) So ehrenvoll dies auch war, so war die Abhängigkeit der Ungern von Deutschland doch von keiner Dauer.

auf, einer Stadt im Lande der Sachsen, eines tapfern Volkes, welches aber einer nähern Aufsicht bedürftig schien. Auch baute er mehrere Bergschlösser in diesem Lande, worüber die Sachsen sehr unzufrieden waren. Aber des Kaisers Ansehen hielt jeden Laut der Unzufriedenheit zurück. Er starb 1056, nachdem sein Sohn

Heinrich 4. als dreijähriges Kind schon zu seinem Nachfolger gewählt war. Jetzt war dieser recht zum Unglück bestimmte König noch nicht 6 Jahre alt. Da er nicht selbst regieren konnte, so führte seine Mutter Agnes die Regierung; aber ob sie gleich alles Mögliche that, das Vertrauen und die Liebe der deutschen Herzoge und Bischöfe zu gewinnen, so machte sie es doch keinem recht. „Wie?" riefen sie, „ein Weib gebietet über die tapfersten Fürsten und über so heilige Väter?" und sie beschlossen, durch List den kleinen König ihr zu entreißen. Man wußte, daß Agnes mit ihm eine Reise nach dem Niederrhein machen wollte. Erzbischof Hanno von Cöln, ein stolzer, ehrgeiziger und rauher Mann, und einer ihrer ärgsten Feinde, ließ ein reichgeschmücktes Schiff bauen, mit welchem er von Cöln nach Kaiserswerth fuhr, wo Agnes mit ihrem Söhnchen eingetroffen war. Nachdem man bei der Tafel recht fröhlich gewesen war, schlug Hanno dem Knaben vor, ob er nicht einmal das schönverzierte Schiff besehen wollte. Kaum aber befand er sich auf demselben, als die Schiffer auf ein schon verabredetes Zeichen schnell vom rechten Ufer abstießen. Heinrich merkte bald, daß man ihn von seiner Mutter, die am Ufer die Hände rang, entführen wollte, und sprang ins Wasser, um zurückzuschwimmen. Aber Graf Ekbert von Braunschweig sprang ihm nach, und rettete ihn wieder aufs Schiff, wo man ihn durch gute Worte zu beruhigen suchte. Hanno führte ihn nach Cöln, und er und die anderen Verschworenen regierten nun in seinem Namen. Der arme Knabe wurde hier unter genauer Aufsicht gehalten. Niemand durfte ohne Hanno's Erlaubniß zu ihm, und nicht einmal seiner verlassenen Mutter konnte er Nachricht von sich geben. Sonst ließ man ihn machen, was er wollte, und statt ihn zur Arbeit anzuhalten, ließ man ihn auf die Jagd gehen, und sich müssig herumtreiben, wodurch der erste

Grund zu seiner Verderbniß gelegt wurde. Agnes hatte, seit sie ihren Heinrich verloren hatte, keine frohe Stunde mehr. Sie hatte allen Sinn für die Freuden des Lebens verloren, begab sich nach Rom, und lebte ihre noch übrigen Jahre in klösterlicher Stille.

Zu dem strengen, finstern Hanno konnte der Knabe Heinrich kein Herz fassen. Dagegen zog ihn Adalbert, Erzbischof von Bremen, desto mehr an. Dieser war ein schöner, kluger, gewandter Mann, von ungemessenem Ehrgeiz und großer Herrschsucht, die er aber, wenn er wollte, unter äußerer Liebenswürdigkeit zu verbergen verstand. Er hatte sich zum mächtigsten Herrn des Nordens gemacht, und strebte unaufhörlich, noch mächtiger zu werden. Während Hanno einst nach Rom gereist war, gewann Adalbert den jungen König für sich, und machte sich ihm so unentbehrlich, daß Heinrich nirgends wohler als bei ihm war. Kein Wunder, da es an Adalberts Hofe immer fröhlich herging. Nie wurde es hier von Künstlern, Gauklern, Schauspielern und Possenreißern leer, und Adalbert sah es gern, wenn Heinrich recht ausgelassen war. An eigentliche Erziehung des königlichen Jünglings wurde gar nicht gedacht, und um die Regierung bekümmerte sich auch niemand. Jeder that, was ihm gelüstete; Adalbert besonders beging, unter des Königs Namen, die ärgsten Bedrückungen. Der Haß gegen den König und seinen Rathgeber wurde endlich so heftig, daß die Herzoge und Bischöfe einmüthig erklärten, sie würden, wenn er nicht den Adalbert von seinem Hofe entfernte, zur Wahl eines andern Königs schreiten. Heinrich entließ zwar seinen väterlichen Freund, aber dennoch wurde die Stimmung nicht besser; denn auf allem, was er that, ruhte ein Unsegen.

Einer der mächtigsten Herzoge war damals der von Baiern, Otto von Nordheim, vom Stamme der Sachsen. Er war ein Freund Hanno's, und hatte Heinrichs Entführung befördern helfen. Darum war es diesem recht gelegen, daß ein Edelmann auftrat, und den Herzog beschuldigte, ihn zur Ermordung Heinrichs gedungen zu haben. Es wurde dem Herzog ein Tag gesetzt, an welchem er sich durch einen Zweikampf von seiner Schuld reinigen sollte; aber Otto weigerte sich, weil sein Kläger

ein übel berüchtigter Mensch war. Heinrich hielt dies für ein Bekenntniß seiner Schuld, und entsetzte ihn seines Herzogthums. Er gab es einem tückischen Italiener, Wolf, der sich von seiner Frau, einer Tochter Otto's scheiden ließ, um nur das Herzogthum zu erhalten. Die Sachsen waren schon lange dem Könige abgeneigt; nun wurden sie es noch mehr um Otto's Willen.

Aber auch Heinrich haßte die Sachsen; denn Adalbert hatte ihm eingeprägt, sie wären ein unruhiges, widerspenstiges Volk. Darum ließ Heinrich noch mehr Bergschlösser als sein Vater in ihrem Lande bauen und gab zu, daß seine Besatzungen von den Schlössern aus das Land verwüsteten, Vieh wegtrieben und die Menschen mißhandelten. Ja man erzählte, er habe, als er sich von einem Berge einst umgeschaut, ausgerufen: „Sachsen ist ein schönes Land, aber die darin wohnen, sind nichtswürdige Knechte." Ferner nahm er den sächsischen Prinzen Magnus, Otto's Freund, hinterlistig gefangen, als er gekommen war, sich ihm zu unterwerfen, und wollte ihn, trotz aller Bitten seiner Freunde, nicht anders losgeben, als wenn er auf das Herzogthum verzichtete.

Endlich riß den Sachsen die Geduld. Sie sammelten 60,000 Mann; Otto von Nordheim stellte sich an ihre Spitze, und sie verlangten von Heinrich, er solle die Bergschlösser niederreißen, nicht immer seine Wohnung in ihrem Lande aufschlagen (er wohnte gewöhnlich in Goslar), bessere Rathgeber annehmen, und sich sittlicher aufführen; sonst — würden sie ihn nicht ferner als ihren Herrn erkennen. Heinrich gab ihnen eine verächtliche und zweideutige Antwort. Da rückten sie schnell vor Goslar, und als Heinrich nach der Harzburg, seiner liebsten Burg im Harze, floh, folgten sie ihm auch dahin, und schlossen die Burg ein. Nun wurde ihm bange. Er benutzte eine dunkle Nacht, um durch die dichte Waldung zu entfliehen. Drei Tage lang irrte er hungrig und voll Bangigkeit umher; endlich erreichte er Hessen, und sammelte seine Getreuen um sich. Aber nur wenige kamen. Es sey eines Königs unwürdig, sagten sie, daß er heimlich entflohen sey. Ja ein großer Theil der Fürsten hielt eine Versammlung, auf welcher sie beschlossen, an Heinrichs Statt, der sich der Krone so unwürdig

gezeigt hätte, einen andern König zu wählen. Sie warfen ihre Augen auf Rudolph von Schwaben, einen stattlichen Herrn, voll Tapferkeit und Heldenmuth. Dieser willigte auch ein, wenn alle Fürsten es so haben wollten; fürs erste aber sollte die Wahl verschwiegen bleiben. Was dem unglücklichen Heinrich die Herzen noch mehr entfremdete, war, daß ein geachteter Ritter auftrat, und aussagte, jener habe ihn und andere Ritter gewinnen wollen, die versammelten Fürsten zu überfallen, und die vornehmsten derselben zu ermorden. Nun fielen fast alle von ihm ab, und unverholen sagten sie ihm den Gehorsam auf. Das geschah 1073. In solcher Bedrängniß war vor ihm noch kein König der Deutschen gewesen. Da ihm die Fürsten den Rücken kehrten, wandte er sich an die Städte, gewann sie durch ihnen verliehene Vorrechte, und fand bei ihnen treue Hülfe. Am meisten in Worms. Ungemahnt zogen ihm Schaaren gerüsteter Bürger entgegen, um ihn durch ihren Anblick in seinem Unglücke aufzurichten. Als er in Worms einzog, empfing ihn die gerüstete Jugend, und gelobte ihm Beistand auf eigene Kosten und Treue bis in den Tod, so daß sein Gemüth sich erheiterte, und er Hoffnung faßte, durch die Liebe und Treue seiner Bürger seine Feinde zu überwältigen. Aber diese Hoffnung schwand bald wieder, da er die große Uebermacht der Sachsen und Thüringer sah, und dies bewog ihn denn endlich, ihnen einen Frieden anzutragen. Er selbst begab sich dazu nach Goslar, und unterzeichnete ihn mit schwerem Herzen; denn er mußte versprechen, nicht nur Otto von Nordheim wieder als Herzog von Baiern einzusetzen (den Prinzen Magnus hatte er schon vorher freigeben müssen), sondern auch alle neuangelegten Bergschlösser in Sachsen und Thüringen niederreißen zu lassen. Diese Bedingungen nachzugeben, wurde ihm unendlich schwer. Mit tiefem Schmerze sah er die schönen Schlösser fallen. Vor allem war ihm die Harzburg theuer. Sie war das festeste von allen, noch ganz neu; in ihr prangten die glänzenden königlichen Gemächer, und in der reich begabten Kirche ruhten die Gebeine seines früh verstorbenen Sohnes. Wenigstens diese Burg wünschte er zu erhalten, und nachdem er vergebens gebeten hatte, befahl er den Seinigen, nur die Ringmauern niederzureißen, damit das

Volk zufrieden gestellt würde. Aber kaum war er abgereist, da stürzten die Landleute über die Burg her, rissen die Mauern von Grund aus nieder, verbrannten die Kirche, warfen die Reliquien umher, ja sie zerstreuten selbst die Gebeine des königlichen Kindes.

Diese Nachricht erfüllte den König mit unnennbarem Schmerz. Sich an den verhaßten Sachsen zu rächen, stand bei ihm fest. Er rief die deutschen Fürsten und Bischöfe auf, ihm beizustehen, und hatte die überraschende Freude, daß die meisten auf seine Seite traten, weil sie mit den Sachsen unzufrieden waren. Selbst Rudolph versöhnte sich mit ihm. Heinrich brach mit einem großen Heere gegen die Sachsen auf, und schlug sie an der Unstrut in Thüringen so, daß sie sich ihm unterwarfen, nachdem er ihnen gänzliche Verzeihung angelobt hatte. Allein, veränderlich wie Heinrich immer war, er hielt sein Wort nicht, sondern nahm alle sächsische Große, die der Unterwerfung wegen sich bei ihm eingefunden hatten, gefangen; nur den Otto von Nordheim ließ er bald wieder los, und machte ihn sogar zu seinem Statthalter über Sachsen. So leicht macht das Glück den Menschen übermüthig.

Jetzt stand Heinrich auf dem Gipfel seines Glücks; aber plötzlich wurde er desto tiefer herabgeworfen. Es war um diese Zeit (1073) ein neuer Papst gewählt worden, Gregor 7. Eigentlich hieß er Hildebrand, und war der Sohn eines Zimmermanns. Da der Vater große Anlagen an dem Knaben bemerkte, hatte er ihn einem Geistlichen zum Unterrichte übergeben, und dieser wirkte so, daß er reißende Fortschritte machte. Als er herangewachsen war, trat er in das berühmteste Kloster damaliger Zeit, Clugny in Frankreich, dessen Mönche sich ganz vorzüglich durch Gelehrsamkeit auszeichneten. Aber keiner war so fleißig, so streng gegen sich und Andere, als Hildebrand, und da er dadurch die Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich zog, so stieg er von Stufe zu Stufe, bis er zuletzt gar zum Papst gewählt wurde. Die Wahl verrichteten damals alle in Rom anwesende Geistliche, und das Volk bestätigte dieselbe; aber sie war nicht eher gültig, bis auch der deutsche König um die Bestätigung gefragt worden war. Da das aber dies Mal nicht

geschah, so war Heinrich sehr ungehalten, und schickte einen Gesandten nach Rom, der da fragen sollte, mit welchem Rechte Gregor Papst geworden sey? So herrschsüchtig sonst auch Gregor war, so wollte er doch erst fest sitzen auf dem päpstlichen Stuhl; darum sprach er ganz bescheiden zum Gesandten: „Herr Graf, Gott ist mein Zeuge, daß ich solche hohe Ehre nicht durch Bewerbung gesucht habe, sondern daß sie mir von den Römern mit Gewalt aufgebürdet worden ist. Aber der Ordination habe ich widerstrebt, und werde es fern[illegible] bis ich weiß, ob der König meiner Erwählung zustimme." — Diese Bescheidenheit gefiel dem Könige so, daß er befahl, ihn einzuweihen.

Nun schritt Gregor sogleich an sein Werk. Er hatte nichts Geringeres im Sinn, als die Geistlichkeit von der Herrschaft der Fürsten ganz los zu machen, und der Kirche eine Gewalt zu geben, die über jede andere Gewalt ginge. War dies auf dem Wege des Friedens zu erreichen — desto besser; aber ebenso fest war er auch zu jedem Kampfe entschlossen. Diesen Entschluß hat auch der kühne Mann wirklich ausgeführt, und der päpstlichen Würde eine Macht verschafft, die früher niemand geahnt hatte, und nun jeden in Erstaunen setzte. Zu solchem Unternehmen war Gregor ganz der Mann. Er war eben so klug und scharfsichtig in seinen Entwürfen, als kühn und verwegen in ihrer Ausführung, und je größer der Widerstand, desto eiserner sein Wille. Er fing damit an, die Simonie und die Priesterehe zu verbieten. Es war schon lange der Mißbrauch eingerissen, daß die Fürsten für ihnen dargebotenes Geld die Bischöfe einsetzten, und wer ihnen das meiste gab, erhielt die Pfründe. Besonders wurde am Hofe Heinrichs dieser unwürdige Handel (Simonie) recht arg getrieben. Darum drohte Gregor sowohl den Käufern als Verkäufern kirchlicher Stellen mit den härtesten Strafen. Heinrich versprach auch Besserung. — Aber über das zweite Verlangen des Papstes, die Ehelosigkeit der Geistlichen (Cölibat), gerieth die Geistlichkeit in Deutschland in große Gährung, und doch war dem Papste ganz besonders daran gelegen. Schon in früheren Jahrhunderten hatten sich einzelne Geistliche der Ehe enthalten, weil sie glaubten, daß das Gott wohlgefällig wäre, und daß sie

im ledigen Zustande ungestörter ihrem Amte leben könnten. Aber allgemein war das Cölibat noch nicht. Gregor sah indessen wohl, daß die Geistlichen nicht anders von den Banden der weltlichen Fürsten losgemacht werden könnten, als wenn sie ehelos lebten. Denn hatte der Geistliche Weib und Kind, so mußte er es mehr mit dem Landesherrn halten, weil von diesem die einstige Versorgung der Seinigen abhing; und wie leicht konnte das geistliche Amt in einer Familie erblich werden? Stand er aber allein da, so war ihm die Kirche die Hauptsache, und beim Papste stand allein sein Hoffen. Als der päpstliche Gesandte mit den Befehlen Gregors nach Deutschland kam, gerieth die ganze Geistlichkeit in Aufruhr, und es fehlte wenig, daß der Gesandte ermordet worden wäre. Aber das schreckte den Eisenkopf nicht ab, und er setzte es zuletzt doch durch, daß kein verheiratheter Geistlicher sein Amt behalten durfte.

Endlich ging er noch weiter, und verbot bei Strafe des Bannes den Fürsten jeden Ranges, einen Bischof oder Abt zu ernennen, und ebenso den Geistlichen, eine solche Ernennung von einem Laien (Nichtgeistlichen) anzunehmen. Nur allein der Papst habe das Recht dazu. Bisher war es in Deutschland üblich gewesen, daß der König dem neuerwählten Bischof einen Ring und einen Stab, als Zeichen des geistlichen Amts, überreichte, und nun erst durfte dieser die geistliche Weihe erhalten. Die Belehnung mit Ring und Stab nannte man die Investitur. Diese wollte aber Gregor fernerhin dem Könige nicht lassen. Darüber entstand ein langer Streit zwischen König und Papst, der aber erst später durch einen Vergleich entschieden worden ist.

Heinrich kümmerte sich um des Papstes Verbote eben so wenig, als um seine öfteren Ermahnungen. Darüber ergrimmte der stolze Gregor, und da gerade damals die Sachsen bei ihm ihre Klagen über Heinrich angebracht hatten, schickte er Gesandte nach Goslar, wo Heinrich gerade war, und ließ ihm befehlen: binnen 60 Tagen in Rom zu erscheinen, und vor einer geistlichen Versammlung wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen sich zu rechtfertigen; sonst würde er an demselben Tage mit dem apostolischen Fluche excommunicirt d. i. aus der Kirchengemeinschaft gestoßen werden.

Diese Keckheit mußte wohl einen König aufbringen, dessen Vater drei Päpste abgesetzt hatte. Den Legaten jagte er mit Schimpf weg, entbot die Bischöfe und Aebte nach Worms zu einem Concilium, und nachdem sie sich zahlreich eingefunden hatten, wurde zwei Tage lang berathschlagt. Der Schluß lautete: Gregor habe sich selbst der Simonie schuldig gemacht, und müsse abgesetzt werden. Eilig wurde nun ein muthiger Gesandter mit dem Absetzungsdecret und einem heftigen Schreiben Heinrichs nach Rom abgefertigt. Der Papst und die Römer wunderten sich nicht wenig, daß schon so bald Botschaft von Heinrich da sey; aber was der Gesandte eigentlich bringe, konnte Niemand von ihm herausbringen. „Ohne Zweifel," meinte man, „soll er das Betragen und Nichterscheinen des Königs demüthigst entschuldigen." Endlich kam der Tag der Synode (geistliche Versammlung). Gregor saß in päpstlichem Ornate auf seinem erhabenen Stuhle, vor ihm die zahlreichen Bischöfe. Da trat der Gesandte herein, und sprach, zum Papste gewendet: „der König, mein Herr, und alle Bischöfe über dem Gebirge und in Italien verkündigen dir den Befehl: du sollst den dir angemaßten Stuhl St. Petri und die römische Kirche unverzüglich verlassen; denn es ist nicht recht, daß du dir solche Ehre ohne des Kaisers Bewilligung herausnimmst." — Ehe sich noch der Papst von seinem Erstaunen erholen konnte, wandte sich der Gesandte zu den Bischöfen, und sprach: „Euch, ihr Brüder, wird angesagt, daß ihr zu nächstem Pfingstfest euch vor dem Könige stellen sollt, aus seinen Händen einen andern Papst und Vater zu erhalten; denn dieser hier ist nicht als ein Papst, sondern als ein reißender Wolf erfunden worden."

Stumm saß anfangs die Versammlung da, weil das Erstaunen und der Unwille die Zungen lähmte. „Greift ihn!" rief endlich Einer von ihnen aus, und alle, welche bewaffnet zugegen waren, zogen die Schwerter, ihn zu zerfleischen. Aber Gregor befahl ihnen, ruhig zu seyn, nahm das Absetzungsschreiben und die Briefe des Königs, und las sie der Versammlung laut vor. Die Ueberschrift lautete: „Heinrich, nicht gewaltmäßig, sondern nach Gottes frommer Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch," und am Schlusse

hieß es: „du also, mit Fluch behaftet, und durch unser und aller Bischöfe Gericht verdammt, steige herab! Verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl; es soll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri steigen, der die rechte Lehre St. Petri lehrt. Ich Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unsere Bischöfe sagen dir: steig herab! o steig herab." —

Nur mit Mühe gelang es dem Gesandten, der Wuth der Anwesenden zu entkommen. Am folgenden Tage hielt Gregor eine neue Versammlung, und sprach hier feierlich den Bann über Heinrich aus. Die Bannformel fing an mit den Worten: „heiliger Petrus, der Apostel Fürst, neige zu uns dein Ohr; höre mich, deinen Knecht, den du bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen befreit hast" u. s. w., und die Schlußworte lauteten: „weil er zu gehorchen verschmäht, — so binde ich ihn an deiner Statt mit den Banden des Fluchs, auf daß alle Völker wissen, daß du bist Petrus, und daß die Pforten der Hölle nichts gegen die Kirche vermögen." Mit Heinrich wurden zugleich alle die Bischöfe, die in Worms gewesen waren, in den Bann gethan, und ein Schreiben des Papstes an die deutschen Stände belehrte diese, daß sie dem Könige fortan nicht mehr zu gehorchen hätten.

Durch dies unerhörte Ereigniß entstand nun in Deutschland, Italien und selbst auch in manchen andern Ländern ein allgemeines Zerwürfniß. Jedermann hielt es entweder mit dem Papste oder mit dem Könige, und Zwiespalt kam dadurch in alle Stände und Verhältnisse. Heinrich war bei dem allen am sorglosesten. Er fuhr fort, die Güter mehrerer gefangener sächsischer Fürsten an seine Günstlinge zu verschenken, baute die zerstörten Felsenschlösser wieder auf, errichtete neue, und that, als wenn der Bann ihn gar nichts anginge; und doch war seine Lage sehr mißlich. Denn der Glaube an die Heiligkeit des Papstes war damals noch so groß, daß die deutschen Fürsten dem nicht mehr zu gehorchen wagten, der selbst von Gott verworfen schien, und daß die Bischöfe, weil sie ihre Aemter und reichen Einkünfte zu verlieren fürchteten, sich bußfertig nach Rom wandten, und um Vergebung flehten. Ueberall wurden, gegen des Königs Willen, die Gefängnisse geöffnet, in welchen die sächsischen Fürsten gefangen saßen. Freudig rüsteten sich nun diese, Rache zu nehmen an dem

gehaßten Könige, und schaarenweise strömten ihnen die Wehrmänner zu. Selbst Otto von Nordheim wurde an Heinrich, der ihm selbst seine liebe Harzburg anvertraut hatte, zum Verräther, und schloß sich dem neuen Bunde an, und auch die andern Freunde schlichen sich einer nach dem andern fort, weil sie ihn wie einen Verpesteten betrachteten, dessen Nähe unheilbringend sey. Nun zeigte es sich recht, wie schwach in damaliger Zeit selbst ein König sey, wenn er nicht die Liebe seines Volks besaß. Er lud die Fürsten ein, vor ihm zu erscheinen — Keiner kam; er bat sie aufs dringendste — sie erschienen wieder nicht. Seine Lage war wirklich schrecklich; er hatte keinen Freund mehr, dem er trauen konnte. Dazu erfuhr er noch, daß ein Tag verabredet sey, an welchem sich alle Fürsten in Tribur, unweit Mainz versammeln wollten, um über die Wahl eines neuen Königs zu berathschlagen. Wirklich kamen sie zusammen, und besprachen sich sieben Tage. Da machte sich Heinrich auf, reiste geschwind in die Nähe von Tribur, so daß nur der Rhein ihn von den Versammelten trennte, und schickte Boten hinüber: er wolle ja nie wieder ohne ihren Rath etwas in Sachen des Reichs unternehmen, ja er sey bereit, freiwillig sich der Regierung zu begeben, wenn sie ihm nur wenigstens den Namen eines Königs und die Reichsinsignien lassen wollten. Aber die Fürsten antworteten: „wer kann ihm glauben? seine Treue und sein Wort zu brechen, ist eine so alte und eingewurzelte Krankheit, daß kein Mittel sie heilt. Es wäre Thorheit, die von Gott uns dargebotene Gelegenheit, uns zu retten, ungebraucht zu lassen.“ Da Heinrich immer von neuem bat, so wurde ihm endlich noch nachgegeben, daß seine Sache vom Papste entschieden werden sollte. Sie wollten diesen nach Augsburg laden zu einem großen Fürstentage, um dort über beide Theile Gericht zu halten. Wenn Heinrich innerhalb eines Jahres aber nicht losgesprochen sey vom Banne, so sey seine Sache auf ewig verfallen. Auch müsse er schriftlich bekennen, daß er an den Sachsen unrecht gehandelt habe, ein Jahr lang keine Kirche besuchen, und nach Rom gehen, um den Bann lösen zu lassen. Heinrich war froh, nur so viel zu erlangen, und versprach alles gern zu halten, während die Fürsten triumphirend nach Hause zogen.

Was war doch nun aus dem sonst so mächtigen Könige der Deutschen geworden? Heinrich hatte selbst alle seine Freunde entlassen müssen, und wohnte eine Zeitlang ganz einsam mit Frau und Kind in Speier. Aber es sollte noch ärger kommen. Als Gregor vernahm, was in Tribur geschehen wäre, jubelte er. Nun konnte er die päpstliche Gewalt auf den höchsten Gipfel bringen, und der Welt zeigen, was ein Papst vermöchte. Er wollte den König ganz niederschmettern in den Staub, und dann erst wieder erheben.

Ein guter Theil des dem Könige bewilligten Jahres war schon verflossen, da machte sich Heinrich von Speier auf, um in Italien vor Gregor sich zu demüthigen, und um Lösung des Bannes zu bitten. Es begleiteten ihn auf dieser schweren Reise nur seine treue, sonst von ihm so gemißhandelte Frau, Bertha, sein Söhnchen, und ein Mann von mittelmäßiger Herkunft. Keiner von denen, die sonst an seiner Tafel geschwelgt hatten, fragte jetzt nach ihm. Als er an die Alpen kam, erfuhr er, daß ihm seine Feinde unterwegs auflauerten; darum mußte er einen weiten Umweg durch Frankreich und über Genf machen. Es war eine furchtbare Winterkälte, alle Berge mit Schnee bedeckt, die Flüsse gefroren. Der Weg führte über hohe Gebirge, auf welchen die fürchterlichste Kälte ertragen werden mußte. Aber das war noch das Geringste. Denn der Schnee war so hart, daß kein Tritt sicher, und Menschen und Pferde oft in Begriff waren, in die grausenden Abgründe hinabzustürzen. Und doch war die größte Eile nöthig, weil das ihm zugestandene Jahr beinahe verlaufen war. Einmal hatte man mit ungeheurer Mühe den Gipfel eines Berges erstiegen; da sah man einen so glatten und steilen Abhang vor sich, daß es kaum möglich schien hinabzukommen. Die Männer krochen auf Händen und Füßen hinab, jeden Augenblick fürchtend, jetzt würden sie ausgleiten, und ins Bodenlose hinunterstürzen. Die Königin aber und die andern Frauen band man in Rinderhäute, und ließ sie so vorsichtig hinab. Die meisten Pferde kamen um; einige wurden mit gebundenen Füßen herabgeschleift. Wie froh war Heinrich, als er endlich die Ebene Oberitaliens erreichte.

Kaum hörten die Italiener von seiner Ankunft, so eilten sie ihm froh entgegen; denn sie glaubten, er sey gekommen, den übermüthigen, auch von ihnen gehaßten Papst zu züchtigen. Aber daran dachte Heinrich jetzt nicht im geringsten, sondern eilte geschwind nach Canossa, einem Felsenschlosse in den Apenninen, welches der Markgräfin von Toscana Mathilde gehörte, und wo sich ihr Freund, der Papst, eben aufhielt. Denn er war gerade auf der Reise nach Augsburg gewesen, als er vernahm, der König sey angekommen. Auch er konnte nicht ahnen, daß dies in friedlicher Absicht geschehe; darum war er schnell nach dem nahen Canossa geeilt, seine Person in Sicherheit zu bringen. Da erschien Heinrich vor den Mauern des Schlosses, und bat demüthig, den Bann zu lösen; denn die Zeit dränge ihn. Er sey ja gern zu jeder Genugthuung bereit, die ihm der Papst auflegen wolle.

Wie freute sich Gregor über diesen zerknirschten Sinn des Königs, und der Entschluß stand bei ihm fest, ihn so zu demüthigen, wie noch kein Papst einen Kaiser gedemüthigt habe. Heinrich erhielt die Erlaubniß, näher zu kommen. Er mußte alle Zeichen seiner Würde ablegen, und die Tracht eines Büßenden anlegen, d. i. in einem Bußgewande von Leinewand baarfuß erscheinen. Die Burg hatte eine dreifache Mauer. Das äußerste Thor öffnete sich, der büßende König trat in den Zwinger ein, das Thor schloß sich hinter ihm, aber er erwartete vergebens, daß sich das folgende öffnen würde. So mußte er ohne Speise und Trank vom Morgen bis zum Abend stehen, in bitterer Kälte; denn es war der 22ste Januar (1077), und die Erde war mit Schnee bedeckt. Dasselbe widerfuhr ihm am 2ten und 3ten Tage. Der Arme war außer sich. Er fiel auf die Knie, und flehte die Markgräfin an, sich bei Gregor für ihn zu verwenden. Das geschah, und endlich erweichte sie das Herz des harten Mannes. Er ließ am vierten Tage den König in die Burg; lange mußte dieser noch mit nackten Füßen, und starr vor Kälte vor ihm stehen, bis Gregor den Bann unter den Bedingungen aufhob: daß Heinrich sich an einem vom Papste zu bestimmenden Tage vor ein Fürstengericht stelle, und

auf die ihm gemachten Beschuldigungen antworte; hier solle erst entschieden werden, ob er könne König bleiben oder nicht. Bis dahin solle er sich alles königlichen Schmucks und aller Regierung enthalten. Seine bisherigen Rathgeber müsse er auf immer von sich entfernen, sich an seinen Feinden nicht rächen, u. s. w. Uebertrete er nur eine dieser Bedingungen, so sey es mit seiner Herrschaft ganz aus, und er könne dann nie wieder zu Gnade aufgenommen werden. Heinrich beschwur dies alles, und nun erst setzte Gregor dem Halbverhungerten eine Mahlzeit vor, nach welcher er mit guten Lehren entlassen wurde.

Als der tiefgebeugte König die verhängnißvolle Burg verlassen hatte, und durch Italien reiste, wandten sich alle verächtlich von ihm, und murrten laut; er habe sich durch solche Unterwerfung eine unvertilgbare Schande aufgedrückt. Wohin er kam, schloß man die Thore vor ihm zu; nirgends kam ihm fröhlicher Empfang entgegen. Dies erweckte in ihm eine tiefe Scham und Reue, und es entstand in ihm der Gedanke: „wie? wenn du die Abneigung der Italiener gegen den Papst benutztest, dich an ihm zu rächen für die unerhörte Beleidigung?" Sobald man seinen geänderten Sinn erkannte, wandten sich ihm die Herzen der Lombarden wieder zu. Von allen Seiten strömten Heereshaufen herbei; ein neuer Muth hob Heinrichs Brust, und er verwünschte die Tage der Erniedrigung in Canossa. In Deutschland war indessen eine gräuliche Verwirrung, wie überall, wo Keiner da ist, welcher gebietet. Da beschlossen die Fürsten, einen neuen König zu wählen, weil Heinrich von allen ihm in Tribur und vom Papste gemachten Bedingungen auch nicht eine gehalten hatte. Die Wahl fiel auf Rudolph, Herzog von Schwaben, so sehr sich dieser auch sträubte. Aber durch diese Wahl wurde die Uneinigkeit noch vermehrt; denn Heinrich hatte viele heimliche Freunde, und ganz Deutschland zerfiel in zwei Partheien, die sich wüthend haßten und verfolgten. Nicht besser war es in Italien, und Gregor selbst schwankte noch, ob er Rudolphen bestätigen, oder Heinrichen wieder erheben sollte.

Wie veränderlich der Sinn der Menschen sey, und wie

leicht das Glück sich wende, davon war jetzt dieser Heinrich ein Beispiel. In Deutschland wünschten nun recht Viele den Heinrich zurück, und als er noch in demselben Jahre (1077) zurückkehrte, strömten ihm ganze Haufen zu, ihm, dem sonst Alle den Rücken gewandt hatten. Besonders wetteiferten die Städte am Rhein recht in Beweisen von Treue, so daß er sich im Stande sah, dem Feinde entgegenzuziehen. Der Krieg währte mehrere Jahre mit abwechselndem Glücke. Ueberall zeigte Heinrich eine ausnehmende Tapferkeit. Oft sah man ihn im dichtesten Schlachtgewühl kämpfen, und mit Schwert und Streitaxt seine Feinde niederwerfen.

Endlich trafen sich beide Könige in der Ebene bei Merseburg. Es war eine blutige Schlacht; denn beide Theile fochten mit großer Erbitterung. Zuletzt siegten die Sachsen; sie verdankten den Sieg dem tapfern Otto von Nordheim. Die Sieger jubelten laut; aber plötzlich verstummten sie; denn die Nachricht kam, Rudolph sey tödtlich verwundet worden. Gottfried von Bouillon, ein ausgezeichneter Ritter und treuer Freund Heinrichs, hatte ihn ausgespäht, war herbeigesprengt, und nun erhob sich ein wüthendes Gefecht. Die Schwerter sausten durch die Luft, man hörte klirrend Schlag auf Schlag; endlich traf Gottfried seinen Feind an der Handwurzel. Sein Schwert fuhr zwischen die Schienen des Panzers, und die abgehauene Hand und das Schwert fielen zugleich zu Boden. Auch in den Unterleib hatte Rudolph eine tödtliche Wunde erhalten. Man trug ihn aus dem Schlachtgewühl, und traurig standen die Bischöfe um ihn her, die Weihung über ihn sprechend. Als man ihm seine abgehauene Hand zeigte, sprach er mit schmerzlicher Reue: „ja! die ist es, mit der ich einst Heinrichen den Eid der Treue schwur!“ Als er den Tod nahe fühlte, fragte er mit schwacher Stimme: „wer hat den Sieg?“ die Umstehenden antworteten: „Ihr, Herr!“ — Da sprach er: „nun leide ich freudig lebend und sterbend, was der Herr will. Nun kümmert mich der Tod nicht, wenn ich ihn mit der Ehre des Sieges erleide.“ So verschied der brave Mann. Sein Grab und seine verdorrte Hand werden noch in Merseburg in

der Domkirche gezeigt. Am 15ten October 1080 war die Schlacht.

Für Heinrich konnte nichts erwünschter kommen, als der Tod seines Gegners. Denn viele wandten sich nun wieder zu ihm, weil sie das Ende Rudolphs für ein Gottesgericht hielten; es ging nämlich ein Gerücht, Gregor habe kurz vorher gesagt: „noch in diesem Jahre wird der falsche König sterben." Heinrich sah sich bald wieder so stark, daß er gar auf Gregor selbst losgehen konnte. Aber dieser ließ sich nicht einschüchtern. Zwar ließ Heinrich einen neuen Papst wählen, und belagerte den abgesetzten Gregor in Rom; doch dieser schleuderte unaufhörlich neue Bannstrahlen gegen seinen verhaßten Gegner. Endlich glaubte Heinrich, Gregor könnte ihm nicht mehr entgehn. Ein Theil der Stadt war schon eingenommen, und die Engelsburg, in welche er geflüchtet war, umstellt — da wurde ihm der Papst doch noch entführt.

Die Normänner oder Dänen, die schon als ein unruhiges Volk erwähnt worden sind, hatten nämlich seit Karls des Großen Tode alle Küstenländer der Nordsee häufig beunruhigt. Bald landeten sie in Deutschland, bald in Frankreich, bald in England. Ja endlich waren sie gar bis nach Neapel gekommen, und ein Schwarm von ihnen hatte sich hier angesiedelt. Diese Leute waren es, die plötzlich in Rom erschienen. Der ritterliche Normannenherzog, Robert Guiscard, führte sie an. Er kam, seinen hochverehrten Freund, den Papst Gregor, zu retten, und entführte ihn glücklich ins Neapolitanische. Aber der mannigfache Aerger und Kummer hatte des alten Gregors Lebenskraft erschöpft. Er überlebte seine Rettung nur kurze Zeit. Als er — es war in Salerno — seinen Tod nahe fühlte, ließ er die ihm getreuen Bischöfe kommen, und sprach: „geliebteste Brüder, ich will keine meiner Thaten sehr rühmen; aber darauf vertraue ich, daß ich stets das Recht geliebt, und Gottlosigkeit gehaßt habe." Und als nun jene sich beklagten, daß sie ihn verlieren sollten, hob er seine Augen gen Himmel, breitete seine Arme aus, und rief: „ich steige dort hinauf, und übergebe euch mit flehentlichen Bitten dem gnädigen Gott." Seine letzten

Worte waren: „ich habe das Recht geliebt, und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung." Er starb 1085, wahrlich ein merkwürdiger Mann!

Jetzt schien es, als sollte für den armen verfolgten Heinrich eine ruhigere Zeit angehen. Seine Feinde hatten zwar an Rudolphs Stelle einen neuen Gegenkönig gewählt, den Grafen Herrmann von Luxemburg; aber das war ein schwacher Mann, der bald alles Vertrauen der Fürsten verlor, und nach einigen Jahren selbst seine Würde niederlegte. Auch die Sachsen legten sich endlich zum Frieden, weil sie des Krieges müde, und die ärgsten Aufhetzer, namentlich Otto von Nordheim, gestorben waren. Indessen der unglückliche Heinrich sollte nun einmal nicht zur Ruhe kommen. Gregor war zwar todt, aber dessen Parthei lebte noch, und diese erwählten erst Victor 3., und nach dessen Tode Urban 2. zum Papst, und diese erneuerten den Bann gegen den König. Das Schändlichste war aber, daß Urban den ältesten Sohn Heinrichs, Conrad, einen sonst gutgearteten Jüngling, und nach dessen bald darauf erfolgten Tode auch den zweiten, Heinrich, verführte, sich gegen den eigenen Vater zu empören, indem er den leichtsinnigen Prinzen vorspiegelte, einem mit dem Kirchenbann behafteten Manne dürfe selbst der Sohn nicht gehorchen. Durch die Untreue seiner Söhne, besonders seines geliebten Heinrichs, ging dem Könige die letzte Lebensfreude verloren. Er sammelte seine Getreuen, um den ungerathenen Sohn zu unterwerfen. Dieser zog ihm entgegen, und schon war man im Begriff eine Schlacht zu liefern, als der alte Heinrich fast von allen seinen Leuten verlassen wurde, und sich eilig durch die Flucht retten mußte. Heinrich der Sohn berief nun die Fürsten zu einem Reichstage nach Mainz, damit er hier als König bestätigt, und sein Vater abgesetzt würde. Da sammelte dieser die Wenigen, die ihm noch treu waren, und eilte auch gen Mainz, um die Aufrührer aus einander zu treiben. Der Sohn fürchtete, der Anblick seines alten Vaters möchte die Fürsten rühren; deshalb reiste er ihm nach Coblenz entgegen, umfaßte mit thränenden Augen seine Knie, flehte um seine Vergebung, und schob alle Schuld auf seine bösen Rathgeber. Der Vater freute sich über den wiedergefundenen Sohn, drückte ihn an sein Herz, und

weinte Thränen der Rührung. Nun stellte ihm der Sohn vor, er möchte doch sein Heer aus einander gehen lassen; sie wären ja nun ausgesöhnt, und es würde so mißtrauisch aussehen, wenn er mit Soldaten nach Mainz käme. Man warnte den König, sich vorzusehen; aber wie konnte er seinem Sohne eine solche Verstellung zutrauen? Er entließ daher seine Leute, und beide reisten nach Mainz ab. Als sie in die Nähe dieser Stadt kamen, meinte der Sohn, es würde wohl rathsamer seyn, daß der Vater nicht mit nach Mainz käme, sondern lieber so lange nach einem benachbarten Schlosse ginge, bis er die Fürsten zu seinen Gunsten gestimmt hätte. „O Sohn, Sohn!" rief Heinrich, „meinst du es auch redlich mit mir?" Aber der Sohn that aufs Neue einen feierlichen Schwur, daß er sein Leben für ihn zu lassen bereit sey. Sobald der alte Heinrich auf jenem Schlosse ankam, bemächtigte man sich seiner, und gab ihm obendrein recht fühllose Kerkermeister. Die versammelten Fürsten freuten sich hämisch der gelungenen List, und ließen ihm sagen, er müsse sterben, wenn er nicht die Reichsinsignien ausliefere, und der Krone entsage. „Ach!" rief er, „ich will ja gern alles thun, was ihr wollt; verschafft mir nur Lösung vom Banne, damit ich ruhig sterben könne." — „Das können wir nicht," lautete die Antwort, „du mußt selbst nach Rom gehen!" und doch hielt man ihn fest.

Heinrich der Sohn übernahm nun die Regierung, und stellte Freudenfeste an. Während derselben gelang es dem alten Heinrich zu entspringen. Er kam nach Lüttich, wo der Bischof den lebensmüden Greis freundlich aufnahm. Bald darauf, 1106, befreite ihn der Tod von allem reichlich erduldeten Lebensjammer. Aber nicht einmal im Tode wurde ihm die Ruhe gegönnt. Denn weil er im Banne gestorben war, mußte seine Leiche wieder ausgegraben werden, und erst nach fünf Jahren setzte man sie in der Domkirche in Speier bei, nachdem er vom Banne gelöst worden war.

Heinrichs 4. Großvater, **Conrad 2. der Salier**, hatte regiert von 1024 — 1039, **Heinrich 3.** von 1039 — 1056, **Heinrich 4.** von 1056 — 1106.

44. Die Engländer.

Es ist oben (am Ende der alten Geschichte) erzählt worden, daß die Britten, als sie von Picten und Scoten bedrängt wurden, die Angelsachsen aus Deutschland zu Hülfe gerufen hätten, und daß diese unter Hengist und Horsa 450 nach England übergesetzt wären. Sie hatten zwar den Britten beigestanden, dann aber sich in England angesiedelt, und nach und nach das ganze Land sich unterworfen. So entstanden 7 Königreiche im Lande, deren jedes seinen besonderen König hatte, bis endlich alle in ein einziges vereinigt wurden. Diese vereinigte Herrschaft nannte man die Heptarchie d. i. die Siebenherrschaft. Egbert hieß der erste König der Heptarchie, und das Jahr der Vereinigung war 827. Die Sachsen in England waren damals noch sehr rohe Menschen, zwar Christen dem Namen nach, aber ohne den Geist des Christenthums. Grausamkeiten, Ermordungen, Verräthereien und alle Laster waren etwas ganz Gewöhnliches, und wurden durch Büßungen und durch Schenkungen an die Kirchen und Klöster leicht gesühnt. Statt rechtschaffen zu leben, glaubten sie Gott durch Verehrung der Heiligen und Reliquien zu gewinnen.

Daher that dem Volke recht Noth, daß Gott ihnen einen Mann schickte, der ihm einen besseren Geist beibrächte. Dieser Mann war König Alfred, der von 871 bis 901 regierte. Bis zu seinem 12ten Jahre hatte er nichts gelernt, aber ohne seine Schuld. Da hörte er die alten sächsischen Lieder singen, und diese erweckten in dem schönen muntern Knaben nicht nur eine große Wißbegier, sondern auch alle die edeln Gesinnungen, durch welche er nachher als König recht zum Segen wurde. Zu Anfange seiner Regierung hatte er unaufhörlich mit den Dänen oder Normännern zu thun. Diese kriegerischen und räuberischen Söhne des Nordens verwüsteten zu jener Zeit die Küsten von Deutschland, Frankreich und England, und waren das Schrecken dieser Länder. Zwar gingen die Sachsen tapfer auf die gelandeten Räuber los, siegten auch dann und wann; aber es war wie mit der lernäischen Hyder, als wenn für einen er-

schlagenen Normann zwei neue aus der Erde wüchsen; denn es landeten immer neue Haufen, so daß die Sachsen endlich den Muth verloren, und wer nicht fliehen konnte, unterwarf sich den wilden Siegern. Auch Alfred mußte fliehen. Er begab sich in eine abgelegene Gegend, legte Bauerkleider an, und wohnte bei einem seiner Kuhhirten, einem treuen Manne, der nicht einmal seiner Frau sagte, daß der fremde Knecht der König sey.*) Als er merkte, daß die Normänner nicht mehr nach seinem Aufenthaltsorte forschten, sammelte er die Treusten seiner Anhänger, versteckte sich in einer sumpfigen Gegend, und griff von hier aus oft die Feinde an, die gar nicht wußten, von wo aus denn eigentlich ihre Feinde kämen. Nachdem nun Alfred so seine Leute wieder an den Kampf mit den wilden Normännern gewöhnt hatte, beschloß er einen Hauptangriff zu wagen; vorher aber wollte er ihren Zustand ausforschen. In der Absicht kleidete er sich als Harfenspieler, ging mit seiner Harfe ganz keck in ihr Lager, spielte und sang ihnen vor, und trieb mit ihnen so vielen Scherz, daß sie den lustigen Gesellen lieb gewannen, und ihn umhergehen ließen, wohin er wollte. Nachdem er so alles genau ausgespäht hatte, verschwand er, und rief seine Unterthanen zusammen. Sie erschienen; Alfred trat in ihre Mitte, und Alle waren entzückt, ihren langentbehrten geliebten König wieder zu sehen, und da sie der Räubereien der Dänen herzlich müde waren, so gelobten sie ihm mit Freuden willigen Gehorsam. Jetzt überfiel er die Feinde, sprengte sie aus einander, und zwang sie, sich ihm zu unterwerfen. Er verzieh ihnen, und gab ihnen die damals wüsten Gegenden in Nord-England zur Wohnung; doch mußten sie alle das Christenthum annehmen.

Nun erst schritt der brave Alfred zur Bildung seines Volks.

*) Eines Tages, als Alfred gerade über seinem Bogen und seinen Pfeilen schnitzelte, hieß ihm die Frau, auf ihre Kuchen, die sie in den Backofen schob, Acht haben. Aber Alfred hatte andere Dinge im Kopfe, und ließ die Kuchen verbrennen. Dafür bekam er von der Frau recht tüchtige Schelte. „Ich sehe wohl," sprach sie keifend, „daß du besser verstehst Kuchen zu essen, als sie zu backen!" —

Er ließ Schiffe bauen, um die Normänner von neuen Landungen zurückzuhalten, gab gute Gesetze, auf deren Befolgung er streng hielt, gewöhnte seine Sachsen an Ordnung und Thätigkeit, legte Klöster, Kirchen und besonders Schulen an, und ging in allem Guten mit seinem eigenen Beispiele voran. Seine Zeit benutzte er so gut, daß er nie müssig ging, und hatte sie so eingetheilt, daß er 8 Stunden auf die Regierungsgeschäfte, acht auf die Studien und Andachten, und acht auf Schlaf, Essen und Bewegung verwendete, und da man damals noch keine Uhren hatte, so bediente er sich täglich dreier Wachskerzen, deren jede 8 Stunden brannte, um die Zeit zu bestimmen. Durch alle seine Einrichtungen machte er seine Engländer zu ganz andern Menschen. Die Räubereien und anderen Schändlichkeiten hörten endlich ganz auf, und das Volk gewann die neue Ordnung so lieb, daß, als Alfred, um es auf die Probe zu stellen, goldene Armbänder neben den Landstraßen aufhängte, Keiner sie anzurühren wagte. — Wohl ist dieser wackere König mit Karl dem Großen zu vergleichen.

Nach seinem Tode regierte eine ganze Reihe von Königen aus dem sächsischen Stamme, von denen Keiner ihn erreichte. Alle hatten ihre Noth mit den Normännern, die ihre Landungen ungescheut fortsetzten, seit Alfred sie nicht mehr in Furcht erhielt, und sich selbst hier und da in England niederließen. Da faßte einer jener Könige, Ethelred, den schrecklichen Entschluß, alle Normänner in England an Einem Tage ermorden zu lassen. Dies geschah 1002. Das Blutbad verschonte weder Alter noch Geschlecht; selbst die Schwester des Königs von Dänemark, Gunilda, die an einen englischen Grafen verheirathet war, wurde zum Tode geschleppt, nachdem man vor ihren Augen ihre unschuldigen Kinder ermordet hatte. „Wehe! wehe!" rief sie in der Verzweiflung, „Gott wird diesen Mord an England nicht ungestraft lassen!"

Und so geschah es auch. Swen, der Dänen König, erhob sich, und verwüstete zehn Jahre hindurch England auf eine fürchterliche Weise, verjagte Ethelred, und machte sich zum Kö-

nige des Landes. Als er starb, folgte ihm sein trefflicher Sohn Kanut der Große, der nicht durch Gewalt, sondern durch die Liebe seiner Unterthanen seine Herrschaft zu behaupten suchte. Er verdiente auch diese Liebe; denn er war gerecht gegen jeden, Sachsen und Dänen, und bemühte sich, beide Nationen mit einander auszusöhnen. Er starb 1036.*) Bald nach ihm starb sein Haus aus, und nun wählten die Engländer wieder einen einheimischen König, Eduard den Bekenner (d. i. der Heilige).

Dieser starb 1066; mit ihm erlosch Alfreds Stamm, und nun machte sich Wilhelm, Herzog der Normandie in Frankreich, auf, England zu erobern, weil er ein Verwandter des Königshauses war. Wilhelm war schön, groß und stark; einen tapferern und gewandtern Ritter als er gab es damals kaum, und eine Menge ausgezeichneter Ritter strömte herbei, an seinem Zuge gegen England Theil zu nehmen. Er setzte über den Canal, und lieferte den Engländern ein siegreiches Treffen bei Hastings (lies Hehstings), wodurch er sich den Thron gewann. Seitdem hieß er Wilhelm der Eroberer. Die Schlacht war 1066, eine sehr blutige Schlacht; 15,000 Normänner allein wurden erschlagen.

Das Land hatte Wilhelm zwar erobert, aber die Herzen der Engländer nicht. Seine Gesetze waren weise, und streng wurde auf Ordnung gehalten, so daß man sagte: ein Mädchen, mit Golde beladen, könne unangetastet von einem Ende des

---

*) Von seiner Vernunft ist folgendes ein Beweis: Seine Höflinge schmeichelten ihm einmal sehr, und meinten, er vermöchte Alles. Da ließ er seinen Stuhl auf die von der Ebbe trockene Meeresküste setzen, und als nun die Fluth zurückkehrte, befahl er dem Meere, stehen zu bleiben, und seine Füße nicht zu benetzen. Aber es wuchs immer höher, so daß er den Stuhl wegnehmen lassen mußte. „Seht!“ rief er nun, „wie Unrecht thut ihr, meine Macht zu preisen, der ich nicht einmal den Wellen des Meeres gebieten kann. Nur Einer ist da, der sprechen kann: „bis hierher und nicht weiter!“ Vor ihm sinkt alle menschliche Größe in Nichts zusammen.“

Landes bis zum andern gehen; aber er war rauh, unerbittlich, duldete keinen Widerspruch, und nahm den alten Einwohnern das, woran jeder Mensch mit ganzer Liebe hängt: ihre Sprache und ihre alten Einrichtungen. Dabei setzte er sie überall nach, und verlieh seinen Normännern die reichsten Besitzungen und angesehensten Aemter. Gern hätten die Engländer ihn wieder weggetrieben, aber er war Manns genug, jeden Laut des Unwillens kraftvoll zu ersticken. Lange Zeit verging daher, ehe sich Engländer und Normänner vertrugen. Durch ihre Vermischung hat sich nach und nach die englische Sprache gebildet.



